Beſchreibung einiger See- u Landreiſen

2. Theil.

Beſchreibung
einiger
See- und Landreiſen
nach
Aſien, Afrika und Amerika,
vorzüglich
von Holland und England nach Batavia, Madras, Bengalen, Japan und China,
ingleichen vom
Vorgebirge der guten Hoffnung durch die Kafferey und die Wüſte Sahara
nach Aegypten
von
einem gebohrnen Aegyptier
Zacharias Taurinius.

Zweyter Theil.

Leipzig,
bey Friedrich Gotthold Jacobäer,
1800.

Kaum hatte ſich das düſtre Gewölke jenes mit einem heftigen Sturme und ſtarken Regen begleiteten Donnerwetters, das uns in den Hafen von Makao wider unſern Willen trieb, die Nacht über in entfernte Himmelsgegenden verzogen, und der in den Wellen wüthende Sturmwind mit ſeinem Toben etwas nachgelaſſen, ſo lichteten wir am Morgen des 18ten Febr. 1780 wiederum die Anker, und verließen in Hoffnung eines günſtigen Windes den Hafen von Makao. Unſere ganze Fahrt ſchien, gleich vom Anfange an, einen übeln Erfolg für uns anzudeuten, und ein von Oſt-Nord nach Weſten laufender ſtarker Wind, hatte uns den ganzen Vormittag ſo getäuſcht, daß wir bei allem Hin- und Wiederkreuzen um 3 Uhr des Nachmittags immer noch die Rhede von Makao vor uns ſahen. Der Wind wurde heftiger; der ganze Horizont verſchleierte ſich in Weſten mit finſtern Gewitterwolken, und die Vorboten eines ankommenden ſtarken Sturms ließen ſich ſchon von ferne in der Luft hören. Wir eilten demnach, einen ſeichten und ſichern Ort für unſer Schiff zu ſuchen, und daſelbſt vor Anker zu gehen, um uns nicht muthwillig der größten Gefahr auszuſetzen. Kaum war uns auch in ſo fern unſre Abſicht gelungen, daß wir unſer Schiff gegen den heftigen Anfall des Sturmes einigermaaßen in Sicherheit gebracht hatten, als uns auch ſchon der vorlaufende Sturm ſammt dem Donnerwetter in finſtere Nacht einhüllte, und beinahe drei Stunden lang mit, unter fürchterlichem Krachen, um und neben uns herabgeſchleuderten Blitzen umgab, daß wir mit jedem Blitz und Schlag der Entſcheidung eines traurigen Schickſals entgegen ſahen. Eine allgemeine Stille herrſchte unter dem Volke, Leichenbläſſe ſchwebte auf den mehreſten Geſichtern und jeder verwünſchte den Augen-

blick, da wir aus Uebereilung den Hafen von Makao verlaſſen hatten.

Indeſſen hatte, ſo ſcharf auch den, während dieſes furchtbaren Donnerwetters und Sturmes, ausgeſtellten Wachen die genaueſte Aufmerkſamkeit anbefohlen worden war, doch keiner von ihnen bemerkt, daß unſer Schiff vermuthlich durch einen Seitenſtrahl getroffen worden war. Wir ſeegelten daher unbeſorgt fort, als nach 7 Uhr des Abends der Sturm ſich milderte und wir auf eine kleine Zeit aus unſerer Beängſtigung geriſſen wurden. Um 8 Uhr kam die erſte Wache an mich. Ob ſich gleich der Wind bis 10 Uhr zweymahl veränderte, ſo gieng doch die Fahrt mit gerifften (verkürzten) Seegeln ganz glücklich von ſtatten, und wir hätten dieſe Nacht, bei einem kleinen Scheine des Mondenlichtes, noch ein gutes Stück von unſerer Reiſe zurücklegen können, wenn nicht ein unerwarteter Unfall dazwiſchen gekommen wäre.

Eben da ich gegen eilf Uhr im Begriff war, auf dem Laufbrete dem Bootsmanne zuzurufen, daß er das Volk zur folgenden Wache aufwecken ſollte, bemerkte ich einen ſtarken Dampf, glaubte aber, daß derſelbe von dem übriggebliebenen Feuer in der Küche herkommen würde, und gieng ganz ruhig wieder auf meinen Poſten. Doch machte mich dieſes aufmerkſam, und da der Dampf nicht abnahm, ſondern immer ſtärker zu werden anfieng, ſo übergab ich unterdeſſen dem Bootsmann meine Verrichtung, lief nach der Küche, und da dieſelbe verſchloßen war, ſo weckte ich den Koch und die übrigen bey ihm liegenden Unterofficiere, die nicht wenig über meine Eilfertigkeit aufgebracht wurden. Sie mußten ſogleich auf meinen Befehl alle Winkel der Küche durchſuchen und auch nachher in dem obern Theile des ganzen Schiffes, der Urſache des immer ſtärker ſich verbreitenden Dampfes nachforſchen. Da aber nicht das geringſte aufzufinden war, ſo lief ich endlich ſelbſt zum Capitain in die Cajüte, weckte ihn

ihn auf, und verkündigte ihm zu ſeinem nicht geringen Schrecken, daß irgendwo in dem unterſten Theile, vielleicht in den Räumen des Schiffes, ſich Feuer verhalten müſſe. Er gieng unverzüglich mit mir zu den Räumen und öffnete dieſelben. Wir durchſuchten auch hier alles ſehr genau, fanden aber nicht die geringſte Spur vom Feuer. Nachdem wir nun wieder auf das Verdeck gekommen waren und dem Dampfe recht nachgeforſcht hatten, ſo fanden wir endlich, daß dieſer unter dem Pack häufig hervordrang, da es denn leicht zu vermuthen war, daß die Urſache des ſtarken Rauchs in der Waſſerkammer ſeyn müſſe. Bey Eröffnung derſelben wurden wir auch von der Richtigkeit unſerer Vermuthung überzeugt; der Dampf kam uns ſo gewaltig entgegen, daß keiner vermögend war, zu den Viktualien vorzudringen. Der ſonſt ſo beherzte Capitain wurde bey dieſem Anblicke ſo ſtark gerührt, daß er voller Beſtürzung ſinnlos zu Boden fiel; daher ich ihn unterdeſſen bis zu ſeiner Wiedererholung auf das halbe Verdeck bringen lies. Hier war nun weiter an nichts, als an das Löſchen des im Hintergrunde ſich befindenden Feuers zu denken. Der Oberſteuermann Humert, ein Preuße von Geburt, mußte ſogleich das Schif zur Rückfahrt nach dem Hafen von Makao lenken, um dort unſere Rettung zu ſuchen. Ich ließ die Glocken lauten; vier Kanonen gaben unaufhörlich durch ihren Donner das Zeichen der Noth zu verſtehen; 50 Mann beſchäftigten ſich ohne Unterlaß mit Spritzen und Waſſergießen; die Löcher wurden überall ſorgfältig zugeſtopft, damit das Feuer durch ſich ſelbſt erſticken möchte; alle Seegeltücher, Decken und Hangematten, deren wir nur in der Geſchwindigkeit habhaft werden konnten, in die See getaucht, über das Verdeck gelegt, und unaufhörlich mit Waſſer begoſſen, damit das Feuer nicht etwa durch den Boden ſeinen Ausbruch gewinnen möchte; wo

es denn bey dem ſtarken Winde ſogleich um uns geſchehen geweſen wäre.

Ob wir gleich zu unſerer eigenen und des Schiffes Erhaltung bis gegen 3 Uhr des Morgens unabläſſig bis zur Entkräftung gearbeitet, und das Stürmen wie auch die Nothſchüſſe gar nicht abgebrochen hatten, ſo zeigte ſich doch noch gar keine Wirkung unſers unermüdeten Fleißes, noch vielweniger wollte ein Schiff zu unſerer Rettung herbeyeilen.

Der Capitain, der ſich endlich von ſeiner ſtarken Ohnmacht wieder erholet hatte, ließ Löcher in die Decke bohren, und Ritzen einhauen, damit das auf dem Verdecke über 2 Fuß hoch ſtehende Waſſer von oben eindringen und zum Löſchen wirkſam werden möchte. Weil aber auch dieſes nichts helfen wollte, ſo wagte ich noch das Letzte, drang mit 20 Freywilligen in die Waſſerkammer, um die Böden der Waſſerfäſſer einzuſchlagen, und vielleicht dadurch die Viktualien- und Pulverkammer, in welcher letztern 86 Centner Pulver lagen, zu retten. Da aber ſchon alle Oel- Pech- und Theertonnen, wie auch das daſelbſt befindliche Tauwerk in völligem Brande ſich befand und in vollen Flammen auf dem eingegoſſenen Waſſer herumſchwammen, ſo waren alle unſere Bemühungen ganz vergeblich, und wir mußten über Hals und Kopf eilen, daß wir nicht alle zugleich mit den ſieben hinterſten, die da ihren Geiſt aufgaben, von dem tödlichen Dampfe erſtickten.

Die Verzweifelung, welche ſchon vorher unter dem Volke groß genug geweſen war, wurde jetzt auf das höchſte geſpannt, da ſich jeder ohne alle Rettung verloren gab. Keiner aber lies bey dem augenſcheinlichen Untergange mehr Hoffnung an ſich blicken, als unſer Capitain, weshalb er auch meinen ihm gemachten Vorſchlag, daß wir uns mit dem Schiffe nur gleich in die Luft ſprengen wollten, ehe wir uns noch einige Stunden lang von

Furcht

Furcht und quälenden Sorgen herum treiben ließen, gänzlich verwarf, mich einen verzagten Menſchen ſchalt, und alle Mannſchaft, weil ſie gar keine Luſt mehr zur Arbeit hatte, mit Drohungen und guten Vorſtellungen zur Arbeit anhielt, damit nur das Schiff erhalten würde.

Da nun das Feuer von unten immer mehr überhand zu nehmen ſchien, zugleich auch, zu mehrerer Vorſicht, zwey Mann Wache an die Conſtablerkammer geſtellt worden waren, die uns augenblicklich Nachricht ertheilen ſollten, wenn auch etwa dort das Feuer zum Ausbruch käme; ſo verabredete ich es zwar mit dem Oberſteuermann, daß wir den 20 Stück Schafen, die ſich im Boote befanden, ganz in der Stille den Hals abſchneiden, daſſelbe ſodann ausſetzen, und mit noch einigen, denen ihr Leben lieb wäre, uns auf daſſelbe retten wollten; allein auch daraus ward eben ſo wenig etwas, als aus dem Kappen der beiden Vordermaſte. Ein heiliger Eifer für Pflicht und Gewiſſen und die Verſprechungen des Capitains hatten vielmehr die Mehreſten mit Muth und Hoffnungen ſo beſeelt, daß ſie in der Blindheit noch die letzten Kräfte dabei aufopferten, die ſie bey Zeiten zu ihrer Rettung beſſer hätten anwenden können.

Nach 3 Uhr des Morgens ließ ſich zwar ein Schiff mit einer portugieſiſchen Flagge in einer großen Entfernung ſehen, das auch, da es unſere verdoppelten Nothſchüſſe vernahm, auf uns zu hielt und die Schaluppe ſammt dem Boote mit Mannſchaft uns zu Hülfe ſchickte. Ehe dieſe aber noch an uns kamen, ſo brachte die Flamme ſchon durch das Verdeck, ergriff den Vormaſt, den ich vorher hatte wollen kappen laſſen, und die uns zugeſchickte Mannſchaft eilte daher ſo geſchwind wie möglich mit ihren Schaluppen wieder zurück, zumahl da ſie vernahm, daß wir noch ſo viel Pulver auf unſerm unglücklichen Schiffe liegen hätten.

 Nun

Nun ſank auf einmahl, da die große Gefahr des Schiffes völlig vor Augen war, der Muth des ganzen Volkes; der Capitain ſelbſt befand ſich in ſolcher Beſtürzung, daß er nicht wußte, was er zu allererſt angeben ſollte. Er verfiel zwar jetzt, aus Noth gedrungen, wiewohl zu ſpät, auf den glücklichen Gedanken, daß der große Vormaſt gekappt werden müßte, wenn nicht das ganze Tau- und Seegelwerk mit in Rauch aufgehen ſollte; aber auch dieſes half nichts mehr, und überdies konnte auch Niemand demſelben wegen des ſtarken Ausbruchs des Feuers gut nahe beykommen. Jedoch wurde, unerachtet alles ſinnloſen Herumlaufens, Lamentierens und jämmerlichen Schreiens des Volks, zu deſſen Kappung Hand angelegt, wir büßten aber auch zu unſerm großen Leidweſen bey deſſelben Sturze in die See, unſer Boot ein, welches durch den Maſt von dem Taue, an dem daſſelbe befeſtigt war, abgeriſſen und in die See fortgetrieben wurde. Wir hatten zwar nun noch den Kreuzmaſt mit ſeinen Seegeln übrig, konnten aber auch dieſen nicht weiter gebrauchen, ſondern mußten vielmehr alle Taue an demſelben abſchneiden, damit das Feuer auf dem obern Theile des Schiffes nicht noch größer würde.

Um 4 Uhr erſchien endlich unſer Schutzengel, das holländiſche Schiff Triton, welches unter dem braven Capitain, Ståffens, der daſſelbe eigentlich nach Siam führen wollte, durch die vielen ausgeſtandenen Stürme aber beinahe bis nach Makao verſchlagen worden war, uns entgegen kam. Kaum hatten wir noch ſo viel Pulver, daß wir einige Nothſchüſſe thun konnten, deren Stelle nachher das Geläute vertreten mußte, als er unverzüglich bei unſerer ſichtbaren Noth ſeine beiden Schaluppen ausſetzen lies, und uns dieſelben zur Hülfe ſchickte. Obgleich unſer Capitain heftig darauf drang, daß ich keine von den Schaluppen mit beſteigen ſollte, weil ich als Officier, vermöge meines gethanen Seeeides das Schiff nicht

nicht eher verlaſſen dürfte, als bis mir das Waſſer auf demſelben an die Bruſt gienge oder die Kleider am Leibe zu brennen anfiengen; ſo zog ich doch bey dieſen Umſtänden die Erhaltung meines Lebens dem Seeeide vor und rettete mich, ohne außer meiner Brieftaſche etwas mitnehmen zu können, mit noch 15 andern Matroſen auf die Schaluppen. Wir mußten auch eilen, daß wir noch glücklich davon kamen, denn die Flamme ſchlug ſchon von allen Seiteu aus dem Raume nach der Conſtablerkammer. Wir gaben zu gleicher Zeit dem menſchlich geſinnten Capitain Stäffens ſchon von fern zu verſtehen, daß er ſich mit ſeinem Schiffe in aller Geſchwindigkeit zurückziehen ſollte, damit er nicht ſelbſt in Gefahr käme, wenn unſer Schiff von der Menge des Pulvers in die Luft geſprengt würde, welches auch bald darauf erfolgte.

Ich war zwar, auf Bewilligung des Capitains Stäffens mit ſeinen Schaluppen und ſeiner beherzten Mannſchaft wieder zurück gegen unſer unglückliches Schiff gekehrt, um noch mehrere Elende von ihrem traurigen Schickſale zu erlöſen, als auf einmahl das ganze Schiff von einem dicken Qualme eingehüllt wurde, worauf ein ſolcher fürchterlicher Knall erfolgte, daß die ganze See davon zu beben anfieng. Der gewaltige Dampf verfinſterte alles vor unſern Augen ſo ſehr, daß wir nicht vermögend waren, Himmel, Waſſer oder Schiff vor uns zu ſehen, und ob wir gleich auf anderthalb Stunden vom Schiffe entfernt waren, ſo kamen uns doch, vermöge des Windes, brennende Balken, halbe Tonnen, und Stücken von Kiſten Haufenweiſe durch die Luft entgegen geflogen. Nach einem kleinen Aufenthalte mit den Schaluppen fuhren wir weiter vorwärts, um zu ſehen, ob wir nicht im Stande wären, einige noch übriggebliebene Kameraden zu retten.

Wir mochten etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt haben, als wir auf einmahl ein jämmerliches Geſchrey

 vor

vor uns hörten, woraus leicht zu vermuthen war, daß dieſe Uebriggebliebenen ſich in der größten Lebensgefahr befinden müßten. Meine Leute ruderten demnach aus allen Kräften nach der Gegend hin, aus welcher ſich das ängſtliche Geſchrey hören lies; je näher wir aber denſelben kamen, um ſo mehr hatten wir ſelbſt, wegen der Menge brennender Balken, Fäßer, Kiſten u. d. g. m. mit der größten Lebensgefahr zu kämpfen. Wir arbeiteten uns dennoch glücklich mitten durch dieſes Feuer, das beinahe unſere Schaluppe angezündet hätte, und eine ſolche Glut von ſich gab, daß immer einer den andern mit Waſſer begießen mußte. Endlich fanden wir 16 Matroſen an dem großen Maſte hängend, mit dem ſie vom Schiffe fortgeſchleudert worden waren, im Waſſer ſchwimmen. Nur Stücken von Kleidern hiengen noch an ihnen herum, ſie waren vom Pulver ganz ſchwarz gebrannt, und drei von ihnen ſtark verwundet. Weil ich mich nur mit der einen Schaluppe hier befand, und dieſe ſo vielen Leute aufzunehmen nicht im Stande war, ſo konnten wir uns nicht anders helfen, als daß wir den Maſt mit den Unglücklichen an die Schaluppe befeſtigten. Ich erkundigte mich zwar ſogleich nach dem Capitain und der übrigen Mannſchaft, es konnte mir aber Niemand weitere Nachricht von denſelben ertheilen, als daß der Capitain, der Oberſteuermann, und noch 8 Matroſen kurz vorher die Schaluppe beſtiegen hätten, ehe der unglückliche Schlag geſchehen wäre. Die übrigen hätten ſich auf den Kreuzmaſt und auf das Ruder retirirt, wo ſie aber weiter ihr Ende gefunden, könnten ſie nicht ſagen.

Da nun außer dieſen Unglücklichen in der ganzen Gegend weiter niemand zu hören oder zu ſehen war, ſo machten wir einen kleinen Umweg, um aus dem Gedränge der Balken, Theer- und Pechfäſſer einigermaaßen herauszukommen, und zugleich einige Kundſchaft von dem Ueberreſte unſers geſprengten Schiffes einzuziehen. Der gewal-

gewaltige Dampf verlor ſich nach und nach, und ich ward endlich auf der linken Seite, mitten im Feuer, den noch übrig gebliebenen Kaſten des Schiffes gewahr, aus dem, wie aus einem Schwefelpfuhle, ein ſtarker Dampf und eine lodernde Flamme emporſtieg. Die Neugierde trieb uns zwar an, uns einen Weg dorthin zu bahnen, wir konnten aber wegen der auf eine halbe Stunde ſich verbreitenden Sachen, die auf der See unaufhörlich hin und wieder getrieben wurden, wie auch wegen des im Waſſer immer noch heftig wüthenden Feuers, dem Schiffe unmöglich nahe kommen. Traurig war hier, beſonders für mich, der Anblick, da ich die Körper meiner braven Kameraden, die ſich vorher ſo mühſam um die Erhaltung ihres Lebens beeiferten, jetzt ſtückweiſe auf dem Waſſer vor und neben mir herumſchwimmen ſehen mußte. Das Gefühl der Menſchheit lockte hier Allen Thränen aus den Augen, und weil wir jetzt auf die Rettung der bei uns habenden elenden Mitbrüder bedacht ſeyn mußten, ſo verließen wir mit dem größten Schmerze dieſe bejammernswürdige Scene, und fuhren ganz langſam nach dem Schiffe Triton zurück.

Auf eben dieſem Wege kamen uns 4 große portugieſiſche Fahrzeuge entgegen, die gerade auf uns zu hielten, und, ihrer Ausſage nach, bey Vernehmung unſerer letzten Nothſchüſſe ſogleich, wiewohl zu ſpät aus dem Hafen abgeſchickt worden waren, um auszukundſchaften, was ſich für ein Unglück ereignet habe. Da ſie aber weiter nichts, als in der Entfernung den ſtarken Dampf gewahr wurden, ſo waren ſie, weil ſie den traurigen Vorfall ſchon voraus geahndet, ſchnell hierher geeilet, um vielleicht noch einige am Leben ſich befindende Menſchen zu retten. Bisher hätten ſie jedoch noch weiter keine von unſern Leuten angetroffen, außer dem Capitain, dem Oberſteuermann, dem Bootsmann, und noch 8 Matroſen, die ſie auf einem ſchon ganz zerſchmetterten Boote

gefunden, und die ſich nunmehr in dem hinterſten ihrer Boote befånden.

So ſehr auch bisher mein Geiſt niedergeſchlagen war, ſo machten mich doch dieſe letzten Worte, hier noch mehrere Gefährten meines Schickſals anzutreffen, die ich ſchon für ganz verloren gehalten hatte, wieder wie neu belebt. Ich übergab demnach die auf dem Maſte hinter uns immer noch herſchwimmenden 16 Mann dem erſten Fahrzeuge und eilte ſo geſchwind als möglich, nach dem hinterſten Fahrzeuge, um die gerettete Mannſchaft ſelbſt zu ſehen, und ſie in dieſem Leben wiederum zu begrüßen. Thränen der Freude des Wiederſehens floſſen bey meiner Ankunft von den Wangen der Geretteten herab, und ſie bekannten nun offenherzig, wie thörigt ſie gehandelt hätten, daß ſie mir, bey dem letzten Entſcheidungspunkte zwiſchen Leben und Tod nicht gefolgt, und daher ihre bedauernswürdigen Mitbrüder zugleich mit unglücklich gemacht hätten, die man jetzt ſtückweiſe auf dem Waſſer zuſammen ſuchen konnte. Denn von 143 Mann, die ſich auf dem Schiffe befanden, waren jetzt nicht mehr, als 43 den beyden fürchterlichen Elementen, dem Feuer und Waſſer, entgangen.

Die Fahrzeuge wollten zwar weiter vorwärts nach dem Schiffe zu fahren, kehrten aber, nach meinen ihnen gemachten Vorſtellungen und Beſchreibungen, mit mir zu dem Capitain Ståffens zurück, der uns auch alle ſehr wohl aufnahm, meinen Capitain mit thränenden Augen brüderlich umarmte, die Verwundeten ſogleich verbinden lies, und uns insgeſammt zur Erquickung mit Branntwein und Zwieback tractirte. Weil er uns, da wir unſer zu viel waren, nicht mit ſich nach Siam nehmen konnte, ſo ſetzte er 400 Thaler Ankergeld aufs Spiel, und lies ſein Schiff nach dem Hafen von Makao richten, wo wir auch den 19. Februar gegen Mittag um 11 Uhr glücklich einliefen.

Kaum

Kaum hatten wir geankert, ſo wurden wir auf Befehl des Commandanten der Citadelle, nach dem ihm überbrachten Rapport, durch eine Schaluppe an das Land gehohlt. Wir wurden von dem Commandanten ſehr freundſchaftlich aufgenommen, und mit Eſſen und Trinken gelabt, die beinahe ganz nackten Matroſen wurden vom Fuße bis auf den Kopf bekleidet, und auch ich bey meinem Abſchiede mit einem ganz neuen Kleide beſchenkt. Der Commandant bezeigte ſich auch noch ſo gefällig, daß er uns Officieren Koſt und Wohnung bei ſich gab, den Capitain Stäffens, der auch noch an demſelben Nachmittage ans Land kam, mit ſeinem Oberſteuermann von Felden, die zwey Tage über, welche derſelbe mit ſeinem Schiffe liegen blieb, auf das beſte bewirthete, und ihm überdies noch als zur Belohnung ſeiner Menſchenliebe, die außerdem zu zahlenden 400 Thaler Ankergeld ſchenkte. Für die Matroſen wurde auch in ſo fern geſorgt, daß ihnen ein großes Gebäude der Citadelle zur Wohnung eingeräumt, und ſie mit Lebensmitteln reichlich verſehen wurden.

Weil nun hier für jetzt, für mich und meine Cameraden, keine Ausſicht war, wieder nach Batavia zu kommen, ich aber zu dem gezwungenen portugieſiſchen Dienſte im Geringſten keine Luſt bey mir empfand, ſo benutzte ich dieſe Gelegenheit, machte mich unter der Zeit mit den übrigen Officieren des Schiffes bekannt, und erkundigte mich nach allem und jeden. Die ganze Einrichtung gefiel mir ſo wohl, daß ich mich ſogleich entſchloß, die Fahrt nach Siam, wenn es möglich wäre, mit zu unternehmen. Ich entdeckte demnach meine Geſinnung meinem Capitain, der es auch zufrieden war, und mich überdies noch dem braven Capitain Stäffens auf das beſte empfahl. Dieſer willigte nicht nur recht gerne in den ihm gemachten Vorſchlag, da überdies ſein Unter-Steuermann kein gutes Geſicht hatte, das doch ſchlechterdings zu dieſer Stelle

nöthig

nöthig iſt, ſondern er ſagte mir auch nachher insgeheim, daß wenn ich noch einige gute Matroſen zu der Reiſe überreden könnte, er auch dieſe mit in ſeine Dienſte nehmen wollte. Dieſes fiel mir auch nicht ſchwer, denn die Matroſen, welche ſich mit mir gerettet hatten, waren ſogleich bereit, mir auch auf dieſer Reiſe zu folgen.

Ehe wir noch am dritten Tage unſers Aufenthaltes in Makao, als am 22. Februar am Bord giengen, verrichtete mein voriger Capitain eine ſehr edle That, an der wir insgeſammt Antheil nehmen ſollten. Er lies uns alle, die wir von ſeinem Schiffe übrig geblieben waren, zu ſich kommen, hielt eine ſehr rührende Rede an uns, welche uns Thränen auspreßte, und ſchenkte ſodann aus dem geretteten Schatze ſeiner Chatoulle, welcher in 8000 Thalern beſtand, jedem Matroſen 10 Thaler; jedem Unterofficier 20 Thaler, und jedem Officiere 50 Thaler. Ich meinerſeits dankte ihm für ſeine mir gemachte Anerbietung, weil ich durch meinen neuen erlangten Poſten einigermaßen ſchon entſchädigt war, und noch überdies die beſten Verſprechungen und Unterſtützung von dem Capitain Stäffens erhalten hatte. Wir dankten dem Commandanten der Citadelle für ſeine uns erwieſene Gütigkeit, nahmen von dem Capitain und den übrigen Matroſen recht brüderlichen Abſchied, wünſchten uns einander, auch in der entfernteſten Trennung, ein beſſeres Schickſal, und begaben uns auf das Schiff Triton. Gegen Mittag lichteten wir die Anker und ich verließ zum zweytenmale, unter einem günſtigen Winde und der Begleitung einiger portugieſiſcher Junken, die uns bis über die Sandbänke hinaus transportirten, den Hafen von Makao. Unſere Fahrt ließ ſich ſehr gut an, und obgleich ein gegen Abend entſtandener Sturm anfänglich zunahm, ſo lies er doch bald wieder nach, und verwandelte ſich in einen günſtigen Wind. Wir bekamen daher am folgenden Morgen die Inſel Sanda, welche auf 18 Meilen von

Ma-

Makao entfernt iſt, zu Geſichte, und paſſirten am dritten Morgen die Inſel Sinkein. Dieſe glückliche und geſchwinde Fahrt erweckte bei allen ſehr frohen Muth, der jedoch bald durch ein unvermuthetes ſchreckliches Ereigniß geſtört wurde.

Stürfort, ein gebohrner Schwede, welcher ſchon ſeit ſeiner frühen Jugend ſein Glück auf der See verſucht, es auch während ſeines 27 jährigen Dienſtes bei den Schweden ſo weit gebracht hatte, daß er ſchon beinahe 16 Jahr Capitain war, legte nach dem Tode ſeiner Frau ſeine Charge freiwillig nieder, und nahm ſich vor, ſeine übrigen Lebenstage in Batavia, bey einem ſehr vertrauten Freunde, dem er ſchon einige Jahre vorher ſeinen einzigen Sohn zur Erziehung und zur Erlernung der Steuermannskunſt in dem daſigen berühmten Inſtitute übergeben hatte, in Ruhe und im frohen Genuſſe ſeines mit vieler Mühe und Lebensgefahr erworbenen anſehnlichen Vermögens zuzubringen. Seine Lieblingsbeſchäftigung, der er die Zeit ſeines zweyjährigen Aufenthaltes in Batavia widmete, war der eigene Unterricht ſeines heranwachſenden Sohnes, den er auf das beſte aus eigner Erfahrung, mit dem ganzen Seeweſen, jedoch nur auf eine theoretiſche Art bekannt machte. Damit er nun durch eigene Uebung deſſelben kundig werden möchte, hatte er dieſen ſeinen neunzehnjährigen Sohn, dem mit der Schiffahrt ſchon ſattſam bekannten und überall berühmten Capitain Stäffens auf dieſe Reiſe nach Siam mitgegeben, auf welcher er ſeine erſte Probe als Cadet ablegen ſollte.

Obgleich dieſer junge Menſch außerordentliche Luſt zur Schiffahrt zeigte, ſo war doch ſein Körper mit ſeinem guten Willen noch nicht übereinſtimmend, und er war ſchon zu Makao etwas kränklich. Der Capitain Stäffens gab ihm zwar die Erlaubniß, zu Makao ſo lange zu verweilen, bis er wieder zurück käme, da er ihn denn wieder abholen wollte; weil er ſich aber dieſes vielleicht

zur

zur Schande anrechnete und unſern Capitain als ſeinen zweiten Vater betrachtete, ſo zwang er ſich, und gab zur Antwort, daß es gewiß mit ihm beſſer werden würde, wenn er wieder auf die See käme. Allein die gehoffte Beſſerung erfolgte nicht, ſondern es verſchlimmerte ſich vielmehr ſeine Krankheit ſo ſehr, daß er das Bette hüten mußte, bis ſich endlich in der Gegend der Inſel Sinkein die Blattern zeigten, die mit den europäiſchen gar nicht zu vergleichen ſind und die man in den aſiatiſchen Gegenden faſt noch ärger als die Peſt fliehet. Der erſte, der Stürforten nachfolgte, war unſer Schiffsdoktor Kruſe, der aber zu unſerm großen Glücke ſehr bald wieder davon befreiet ward, und alle mögliche Mühe auf Verpflegung und Wiederherſtellung der Kranken wandte, wobey er denn alle Tage mit Eſſig und Pulver das Schiff viermahl durchräuchern ließ. Unſer Schiff glich endlich einem Lazarethe, indem wir zur Unterſtützung und Regierung des Schiffes von 64 Mann nicht mehr als 6 Matroſen und ein Quartiermeiſter oder Korporal übrig blieben, die von den Blattern nicht befallen wurden. Der erſte, der ein Opfer des Todes wurde, war der junge Cadet, der am ſiebenten Tage nach unſerer Abfahrt aus Makao ſtarb. Da ich dieſem nun nicht, wie dem Oberſteuermann und noch zween andern Matroſen, die an dem nehmlichen Tage ſtarben, nach Schiffsgebrauch ein Seebegräbniß geben, ſondern ihm, ſeiner Angehörigen wegen, eine Ruheſtätte am Lande verſchaffen wollte, ſo behielt ich ſeinen Körper ſo lange auf dem Schiffe, bis wir an die anſehnliche Inſel Haynan gelangten. Hier lief ich in die Bay bey Canga ein, jedoch ſo, daß ich auf eine gute Stunde vom Lande entfernt blieb, ließ ſodann den Todten durch drey Mann auf unſerer Schaluppe ſo geſchwind, wie möglich, ans Land bringen, und dort begraben, verſorgte mich auch bey dieſer Gelegenheit zugleich mit friſchem Waſſer.

So gut ſich auch unſere Reiſe zu allererſt angelaſſen hatte, ſo war ſie doch bis hierher äußerſt ſchlecht abgelaufen, weil ich wegen Mangel an Mannſchaft, auch bey dem günſtigſten Winde, von unſerm ganzen Gezeuge nichts mehr als das Fock- und höchſtens das Kreuzſeegel gebrauchen konnte. Der kranke Capitain, um deſſen Wiederaufkommen es auch im Anfange ſehr mislich ausſah, ließ uns zwar bey unſern ſtarken Strapatzen keine Noth leiden, indem er ſogar alle Tage einem jeden von ſeinem Weinvorrathe eine gewiſſe Portion mittheilte, damit wir bey Kräften bleiben ſollten. Allein Mangel des Schlafs und anhaltendes Arbeiten bey häufig abwechſelnden Stürmen und damit verbundenen ſtarken Donnerwettern, die in dieſen Gegenden zum öftern 48 Stunden lang auf der See wüthen, hatten uns ganz kraftlos gemacht, ſo daß wir uns kaum auf den Füßen erhalten konnten, und daher ſehr gern bey Sanoko einige Tage geankert hätten; wegen der Krankheit aber, die immer noch auf unſerm Schiffe heftig um ſich griff, durfte ich es nicht wagen, ans Land zu gehen; daher wir unſere Reiſe mit vieler Mühe und Noth fortſetzen mußten.

Bisher hatten wir zwar ſchon manchen Sturm ausgeſtanden, waren aber immer ohne irgend einen Verluſt davon gekommen, allein am folgenden Tage überfiel uns ein ſolcher Hauptſturm, daß ich beynahe unſer Schiff verloren gegeben hätte. Jetzt mußten auch diejenigen zu unſerer aller Erhaltung mit arbeiten helfen, die kaum von ihrem Krankenlager wieder aufgeſtanden, und deren Blattern erſt im Abheilen waren, wobey ihnen denn das Blut immer an den Händen herunter lief. Jedoch kamen wir noch ſo glücklich davon, daß wir weiter nichts als den großen Maſt einbüßten.

Den 8ten März waren wir gegen Abend dem Vorgebürge von Siam gegenüber, und ich ließ hier das Schiff ans Land hinlaufen, um ſowohl einigermaßen auszuruhen,

hen, als auch die drei Todten, die wir durch dieſe bösartigen Blattern aufs neue bekommen hatten, daſelbſt begraben zu laſſen. Weil uns aber von den daſigen Einwohnern dieſerwegen viele Schwierigkeiten gemacht wurden, indem ſie für jeden Todten 60 Piaſter verlangten, und noch dazu keinen von den Unſrigen zur Beerdigung dieſer Todten ans Land laſſen wollten, da denn dieſelben vermuthlich unbegraben liegen geblieben oder nach unſerer Abfahrt wieder in See geworfen worden wären; ſo gab der Capitain, der ſich nun mit ſeinem gepanzerten Geſichte fleißig wieder auf dem halben Verdeck ſehen ließ, die 60 Piaſter unſern Leuten zu verdienen, welche die Verſtorbenen nach Seegebrauch begraben mußten.

Den 10ten März kamen wir in die Gegend von Panain. Hier erhielt ich vom Capitain den Auftrag, auf der Schaluppe mit 6 Mann ans Land zu fahren, und auf ſeine Unkoſten friſche Lebensmittel einzukaufen. Ich war mit unſerer Schaluppe noch ein gut Stück vom Lande, als uns ſchon eine andere Schaluppe mit 2 Matroſen und einem Unterofficier entgegen kam, die uns von fern zuriefen wo wir hin wollten? Ich erklärte ihnen zwar mein Verlangen und ſtellte auf das dringendſte unſere Noth vor; je mehr ich aber bat, um ſo gröber wurden wir behandelt, und ich erhielt endlich vom Unterofficier auf portugieſiſch die Reſolution, daß wir uns ohne Verzug zu unſern pockigten Kameraden wieder zurück begeben ſollten, wenn wir nicht nach Herbeieilung mehrerer von ſeinen Leuten in die See geworfen werden wollten. Wir mußten uns alſo mit der erhaltenen Weiſung begnügen, und unverrichteter Sache abziehen. Dem Capitain und vorzüglich unſern kranken Leuten, die ſich ſchon im voraus ungemein erfreuet hatten, war freilich dieſe Hiobspoſt ſehr unangenehm, doch beruhigten ſie ſich bei dem wiederholten Verſprechen des Capitains, daß ſie die Erfri-

ſchungen auf dem nächſten beſten Eylande, wo wir landen könnten und dürften, gewiß erhalten ſollten.

Weil nun das Volk auf der einen Seite in ſeiner Hoffnung, jedoch ohne Verſchulden des Capitains betrogen war, ſo ſuchte er doch dieſes unterdeſſen auf der andern Seite wieder zu erſetzen, und theilte 24 Bouteillen Wein, wie auch kleine ſaure Limonien, die er noch bisher in ſeinem Vorrathe übrig behalten hatte, unter das Schiffsvolk aus, davon nun freilich ein jeder etwas Weniges zu ſeinem Antheile erhielt. Mir aber war an allem nicht ſo viel, als an der Ruhe gelegen, die mich auch der Capitain ſeit fünf Nächten das erſtemahl zu meiner Erholung wieder genießen ließ, indem er mit größter Anſtrengung ſeiner Kräfte die ganze Wache auf 4 Stunden aushielt. Bei dem Aufwecken zur fernern Uebernehmung meines Poſtens war ich wie neu belebt, und dadurch zugleich auch in den Stand geſetzt, es einige Nächte wieder mit anzuſehen.

Am folgenden Morgen des 11ten März, da ich kaum eine Stunde auf meiner Wache geweſen, und zugleich im beſten Seegeln war, jagte mir die auf dem Vordermaſt ausgeſtellte Schildwache auf einmahl ein Schrecken ein, da ſie mir aus vollem Halſe, wider meine Erwartung zurief: Es ſind vor uns einige Fahrzeuge! Ich lief unverzüglich auf den hinterſten Theil des Schiffs, die Campagne genannt, ſahe mit meinem Fernrohre nach der beſchriebenen Gegend hin, und ich war ganz gleichgültig dabey, da ich bemerkte, daß es nur fünf Fiſcherkähne waren, die meinem Bedünken nach auf den Fiſchfang ausgefahren ſeyn möchten. Da mir aber der Bootsmann die Warnung gab, daß wir immer hier auf der Hut ſeyn möchten, weil man auch ſchon öfters den Fall gehabt hätte, daß andere Schiffe ganz unvermuthet von dergleichen Kähnen angefallen und geplündert worden wären: ſo hielt ich ſo viel wie möglich war, vom Lande ab und er-

ertheilte ohne Vorwiſſen des Capitains, der ſich zur Ruhe begeben hatte, den Matroſen die Ordre der Vorſicht wegen, in die Kanonen unverzüglich Kugeln laufen zu laſſen. Weil ich aber ſahe, daß das erſte von den Fahrzeugen uns ſchon im voraus den Weg zu verrennen ſchien, dem die andern nachfolgten und friſch uns zuvorſeegelten, ſo weckte ich endlich den Capitain und erzählte ihm den Vorfall. Er lachte darüber und gab mir zur Antwort: dieſe Feinde wollen wir nur mit Branntwein todtſchießen. Er ließ ein Fäßchen Branntwein auf das halbe Verdeck ſchaffen, ich mußte gerade auf die erſten mit dem Schiffe zu halten, und da wir denſelben ganz nahe gekommen waren, ſo befahl er beyzulegen, und fragte die Fiſcher, ob ſie ihm für ſeine Mannſchaft keine Fiſche gegen Branntwein liefern könnten? Dieſes war ihnen ein ſehr gewünſchtes Anerbieten; da ihnen aber abſichtlich unſre Mannſchaft auf 280 angegeben wurde, ſo entſchuldigten ſie ſich damit, daß ihr Fang, gegen eine ſolche Menge von Menſchen gerechnet, gar nichts bedeute; doch wollten ſie deswegen mit ihren übrigen Cameraden reden.

Es dauerte nicht lange, ſo kam das Fahrzeug mit noch drey andern zurück. Sie legten ſich an die rechte Seite unſers Schiffes und wollten mit ihren Fiſchen am Bord kommen; da ihnen der Capitain dieſes aber gänzlich abſchlug, weil kein Fremder auf ſein Schiff gelaſſen werden dürfte, und die Fiſche von ſeinen Leuten abholen laſſen wollte, die zugleich den Branntwein mit überbringen ſollten; ſo gaben ſie ganz trotzig zur Antwort: Wenn er ihnen nicht ſo viel zutrauen wollte, ſo hätten ſie auch keine Fiſche für uns. Unſer Capitain, der mit dieſer Art von Menſchen ſchon ſeit mehrern Jahren wohl bekannt war, machte nicht viel Umſtände mit denſelben, ſondern befahl ihnen, da ſie nicht eher unſer Schiff verlaſſen wollten, als bis ſie Tabak und Branntwein für ihre Bemühung erhalten

ten hätten, daß ſie ſich unverzüglich zurückziehen ſollten, wofern ſie nicht mit den Kanonen in den Grund geſchoſſen werden wollten. Es wurde auch ſogleich der Befehl ertheilet, die geſchwinden Stücke, die nur drey viertel Pfund tragen, auf ſie zu richten, und 10 Mann mußten ſich mit Flinten ihnen entgegen ſtellen. Sie entfernten ſich nun in größter Geſchwindigkeit, und riefen uns in einiger Entfernung zu: Wirſollten ſie nicht etwa für Seeräuber anſehen, ſondern ſie wären ehrliche Leute, die ſich vom Fiſchfange nährten, und jedermann damit zu Dienſten ſtünden. Wenn wir ihre Fiſche noch haben wollten, ſo ſollten wir einige Leute von unſerm Schiffe zu ihnen ſchicken.

Der Capitain trauete zwar dieſen ſchmeichleriſchen Worten noch nicht gänzlich, daher auch alle bey den Kanonen in Bereitſchaft bleiben mußten, wenn ſich irgend noch eine Betrügerey ereignen ſollte, ließ aber eine ganze Rolle Tabak und 18 Bouteillen Branntwein in eine unſerer Schaluppen ausſetzen, und mit 6 Mann den Fiſchern überbringen, die uns auch auf einen halben Centner Fiſche dafür zurückbrachten. Da ſich dieſe Leute ſo ganz ehrlich bezeigt und uns zu einer ſchon längſt gewünſchten friſchen Mahlzeit verholfen hatten, ſo ſchenkte ihnen unſer Capitain noch überdieß das alte Seegeltuch von dem verlornen Maſte, wofür ſie ſich herzlich bedankten, weil ſie eben dergleichen nöthig hatten und uns eine glückliche Reiſe anwünſchen ließen. Wir ſetzten hierauf ungeſtört unſere Fahrt weiter fort, und der Mittag verſprach uns aus der Küche ein herrliches Tractament, auf Unkoſten unſers beynahe gänzlich wiederhergeſtellten gütigen Capitains, der uns auch für heute aus ſeinem noch übrig gebliebnen Vorrathe, auf das beſte bewirthete, und ſich herzlich freuete, daß er uns nach ſo manchen trüben Tagen einige Stunden froh und vergnügt um ſich ſah.

Bey der Mahlzeit nahm der Capitain Gelegenheit, mir und noch einigen, die wir von der Bewandniß mit den Fiſchern noch nicht gehörig unterrichtet waren, das ganze Verhältniß dieſer Leute näher zu erklären. Er ſagte, daß man zwar von denſelben keine gewaltſamen Anfälle zu befürchten habe, bey alle dem aber auf ſeiner Hut ſeyn müſſe, damit man von denſelben nicht auf eine heimtückiſche Art betrogen würde. Bey Gelegenheit ihres Handels mit den Fiſchen kämen ſie auf der See zuſammen, böten den vorüberfahrenden Schiffen ihre Waaren feil und legten ſich dann an die Schiffe, die ſie unter der Zeit, daß einige von ihren Leuten auf den Schiffen, mit den Capitains und den Officieren den Handel betrieben, mit groſſen ſchwediſchen Bohrern von unten anbohrten, und ſodann unter den größten Höflichkeitsbezeugungen wieder ihren Abſchied nähmen. Ehe man es ſich vermuthete, würden die Schiffe plötzlich unter Waſſer geſetzt und die Mannſchaft müßte noch froh ſeyn, wenn ſie von dieſem liederlichen Geſindel gerettet würden, und, bey Einbuße ihres Schiffs und ihrer Güter mit dem Leben davon kämen. Man wäre vielleicht, fügte er hinzu, mit den Gottloſigkeiten dieſes Abſchaumes der Menſchheit bis jetzt noch nicht gehörig bekannt, wenn ſie nicht durch eine franzöſiſche Fregatte, die ſie eben auf ſolche Art gekapert hätten, und von der man nachher vorgegeben, daß ſie verunglückt ſey, erſt nach einem Verlauf von 6 Jahren zufälligerweiſe entdeckt worden wären.

Damit die Freude unter dem Volke noch vollkommener werden möchte, ſo unternahm der Capitain nach der Mahlzeit die Theilung der von den verſtorbenen Matroſen hinterlaßenen Habſeligkeiten; mir aber überließ er die ganze von dem Oberſteuermann ihm vermachte Erbſchaft, und verſprach mir noch überdieß eine von ſeinen drey in Batavia an ſich gekauften Kiſten, wenn wir in Siam, von

dem wir nicht mehr weit entfernt waren, glücklich angekommen ſeyn würden.

Ein wahres Frohlocken entſtand endlich auf unſerem Schiffe, da wir am Mittage des 20ſten März den Ausfluß des Siams und die Stadt Liam vor uns hatten. Es ward ſogleich beſchloſſen, hier unterdeſſen vor Anker zu gehen, bis wir von Siam aus gewiſſe Nachricht erhalten hätten, ob wir auf dem Fluſſe bis dahin kommen könnten und dürften. Die an den Blattern laborirenden mußten unter das Verdeck wandern, und ich ließ mit 7 Mann die Anker in den Grund.

Kaum hatten wir da eine halbe Stunde gelegen, als auf einmahl der ganze Strand von ſchwarzen nackenden Menſchen beſetzt wurde, die mit ſtarken Knitteln und groſſen Hauern verſehen waren, unter denen ſich einige als Officiere dadurch auszeichneten, daß ſie große bunte Lappen vor ihren Schaamtheilen hängen hatten. Ihre Anführer beſtiegen einige von den am Ufer ſich befindenden Fahrzeugen, und ihnen folgte nachher in den übrigen Fahrzeugen alle übrige Mannſchaft, ſo daß wir uns in kurzer Zeit von einer großen Menge Schwarzer umringt ſahen. Aus dieſer Menge kamen endlich zwey Officiere mit acht Mann auf einem ihrer Coliarts oder Fahrzeuge an unſer Schiff und riefen uns malayiſch zu, daß ſie unſertwegen von ihrem Commandanten hierher geſchickt worden wären und nähere Nachricht von uns einziehen ſollten, wer wir wären, wo wir herkämen, und was wir für ein Schiff führten. Sie müßten daher auf gegebene Ordre, wenn ich es ihnen als Commandant des Schiffs, für den ich mich gleich anfänglich ausgegeben, erlauben wollte, ſelbſt an Bord kommen und ſich mit mir unterreden. Ich konnte den Officieren dieſes für ihre Perſon leicht bewilligen, da ich ſahe, daß gütliche Unterhandlungen gepflogen werden ſollten. Sie erkundigten ſich ſehr genau nach allem und jeden, und da ſie außer den 7 Leuten, die bey mir

 wa-

waren, weiter keinen Menſchen gewahr wurden, ſo fragten ſie ſogleich, wo die übrige Mannſchaft wäre, und wie ſtark ſich deren Anzahl belaufe. Ich antwortete ihnen ungeſcheut, daß ſie mehrentheils an den bösartigen Pocken laborirten, von denen auch weiter Niemand, als ich und dieſe 7 Mann befreyet geblieben wären. Viele hätten ſich zwar beynahe ganz wieder erholt; da wir aber einige Tage über, theils mit heftigen Stürmen, theils auch beynahe bis hierher mit einer Windſtille zu kämpfen gehabt, und der ſtrengſten Arbeit unterworfen geweſen wären, ſo hätte ich dieſerwegen der ganzen übrigen Mannſchaft die Erlaubniß ertheilet, da wir überdieß hier vor Anker gegangen wären, auf einige Zeit der Ruhe zu pflegen. Ueberdieß hätte uns die Schadhaftigkeit unſers Schiffs, wie nicht weniger der Mangel an friſchem Waſſer und Lebensmitteln genöthigt, hier unſere Anker fallen zu laſſen, daher ſie bey ihrem Chef für uns um die Erlaubniß anhalten ſollten, daß wir hier unſer Schiff ausbeſſern und zugleich ungeſtört ans Land gehen könnten, um uns daſelbſt, entweder für Waaren oder für Geld mit dem Nothdürftigen zu verſorgen.

Der eine von den beiden Officieren, ein junger, dabey aber auch geſetzter und kluger Mann, der meine gemachten Vorſtellungen mit großer Aufmerkſamkeit angehöret hatte, ſagte uns: er zweifle daß der Commandant unſer Verlangen bewilligen würde, doch wolle er ſich desfalls alle Mühe geben. Unſer Schiff könnten wir jedoch nicht ausbeſſern, weil ſie hier weder Schiffszimmerleute noch Schmidte hätten. Mit dieſen Worten nahmen ſie unterdeſſen Abſchied von mir, und ich ließ ihnen ſogleich zwey Flaſchen guten Branntwein aus der Vorrathskammer holen, den ſie auch mit Erkenntlichkeit annahmen, und mit dem Verſprechen, im kurzen von ihrem Commandanten eine entſcheidende Nachricht zu hinterbringen, ihr Fahrzeug wieder beſtiegen.

Mit

Mit dem Abſchiede der beiden Officiere verließen uns auch alle übrige Schwarze, und ich war herzlich froh, daß wir wieder etwas freyer athmen und die kranken Brüder friſche Luft ſchöpfen konnten. Jedoch waren wir äuſſerſt neugierig, was uns dieſe Herren für eine Nachricht hinterbringen würden. Es dauerte beynahe 2 Stunden, ehe wir ſie wieder bey uns ſahen.

Sobald wir ſie von dem gegenüberliegenden Ufer abſtoßen und ſich uns wieder nähern ſahen, ſo mußten alle Kranke, ſelbſt der Capitain wie zuvor unter das Verdeck, und die beiden Officiere legten ſich für jetzt mit ihrem Fahrzeuge nur an unſer Schiff, ohne daß ſie daſſelbe mit einem Fuße betraten. Ihre vom Commandanten uns überbrachte Ordre beſtand darin, daß wir uns mit dem Schiffe unverzüglich auf 2 Stunden vom Lande entfernen ſollten, wofern wir daſſelbe nicht in Brand geſetzt haben wollten. Alle Lebensmittel, deren wir benöthigt wären, ſollten uns von ihren Leuten auf Fahrzeugen zugeſchaft werden, von unſerer Mannſchaft aber dürfe nicht ein Einziger ans Land; ſondern derjenige, welcher es wagen wollte, dieſen ſtrengen Befehl zu überſchreiten, müße gewärtig ſeyn, daß er überfallen und erſchlagen würde. Mir für meine Perſon hätte es der Commandant indeſſen erlaubt, daß ich aus Land kommen und vor ihm erſcheinen könnte, damit vorher Alles in ſeine Richtigkeit gebracht werde, daher ſie mich auch zugleich mitbringen ſollten. Ich kleidete mich demnach unverzüglich in die Staatsuniform, die mir von dem makaoiſchen Gouverneur geſchenkt worden war, beſtieg ohne einige Furcht dieſer Officiere Fahrzeug, und wurde von dieſen, ſobald wir ans Land gekommen waren, zu dem Commandanten von Liam geführt.

Ich fand dieſen als einen alten mürriſchen, und für ſich und ſein, bey der Nation vielgeltendes, Anſehen ſtark eingebildeten Mann, der ſich wie ein König auf ſei-

 nem

nem erhabenen Stuhle brüſtete und unaufhörlich 4 Mann Wache, wie auch einen Dollmetſcher zu ſeiner Bedienung um ſich hatte. Er ſaß mit auf die Erde niedergeſchlagenem Geſichte und rührte ſich nicht von der Stelle, ob ich gleich bey meinem Eintritte in ſein Zimmer, eine Verbeugung über die andere gegen ihm machte. Ich mußte hier von dem anweſenden Dollmetſcher das nehmliche Verhör ausſtehen, das ſchon die Officiere zuvor auf unſerm Schiffe im Namen des Commandanten mit mir angeſtellt hatten, und erhielt die nehmliche Reſolution wieder, doch mit dem Beiſatze, daß ich für jede Schaluppe, die unſertwegen hin und wieder führe, noch beſonders 40 Piaſter zahlen müßte. Damit aber nichts anders, als was zu unſeres Leibes Nahrung und Nothdurft gehöre, mit auf das Schiff gebracht werde, ſollten wir einen von den Officieren und 4 Mann Wache bekommen, die während der drey Tage, die uns zum Ankern erlaubt wären, auf unſerm Schiffe bleiben ſollten. Ehe aber noch die drey Tage vergangen wären, müßten wir auch 200 Piaſter für den Ankergrund erlegen, außerdem dürften wir uns nicht eine halbe Stunde auf der Rhede weiter verweilen. Auch müßten wir uns nach Verlauf der angeſetzten drey Tage ſogleich entfernen, wenn wir nicht noch einmahl ſo viel zahlen wollten.

Dieſe harten Bedingungen hätte ich freylich, unſerer übeln Verfaſſung nach, ohne weiteres Bedenken annehmen ſollen; da ſie mir aber von einer Nation vorgeſchrieben wurden, die mit den übrigen Seemächten in gar keiner Verbindung ſtand, ſo ſchien es mir hier nur auf Gelderpreſſungen abgeſehen zu ſeyn, daher ich es wagte, dem Commandanten durch ſeinen Dollmetſcher, der ein ſehr manierlicher Menſch war, zu ſagen, daß ich, in Anſehung der Lebensmittel Nichts umſonſt verlange, was aber die Wache beträfe, ſo wäre dieſe auf unſerm Schiffe ganz überflüſſig, weil wir hier keinen Handel treiben woll-

wollten, indem unſre Geſchäfte nur für Siam beſtimmt wären. Doch, wenn ich es auch gern zugeben wollte, da ich dabey weiter keine Gefahr liefe; ſo wünſchte ich es ſchon dieſerwegen nicht, weil auf unſerm Schiffe eine gefährliche Krankheit herrſche, von der die uns gegebene Wache vielleicht auch angeſteckt werden könnte.

Kaum hatte ich geendigt, als der Commandant von ſeinem Seſſel in die Höhe fuhr, mich erſchrocken betrachtete, und ſogleich aus ſeinem Zimmer zu ſchaffen befahl, weil er beſorgte, er möchte angeſteckt werden. Mir war anfänglich bange, doch beruhigte ich mich wieder, da ich in einem andern Zimmer von den beiden Officieren wiederholt die Verſicherung erhielt, daß ich nichts zu befürchten hätte, nur müſſe ich das Land unverzüglich wieder verlaſſen. Durch ihre Fahrzeuge ſollten uns ſodann acht Stück Rindvieh nebſt dem nöthigen Waſſer geliefert werden, wenn wir von den erſtern jedes Stück mit 15 Piaſter, das Waſſer aber mit 60, und überdieß noch 200 für den Ankergrund bezahlen wollten. Dieſe Bedingungen waren zu hart, als daß ich ſie hätte annehmen können, und ich war nach langem Handel endlich ſo glücklich, billigere zu erhalten. Von dem Preiſe für das Rindvieh konnte ich gar nichts abdingen, doch brachte ich es dahin, daß der Commandant ſich für den Ankergrund und das Waſſer mit einem unbeſtimmten freiwilligen Geſchenke begnügen wollte. Ich fuhr dann mit einem der Officiere nach unſerm Schiffe, das aber dieſer bald wieder verließ, um mehrere Schaluppen zu holen, welche uns die verſprochenen Lebensmittel zuführen ſollten. Unter dem Vorwande, daß wir die Rhede in der beſtimmten Zeit noch nicht wieder würden verlaſſen können, weil unſre Mannſchaft zu ſchwach und kraftlos wäre, die Anker aufzuwinden, erſuchte der Capitain den Officier, daß er uns von dem Commandanten einige Mannſchaft auswirken möchte, die uns zu unſerer Abfahrt behülflich ſeyn könnte. Der Offi-

cier verſprach, ſein Möglichſtes zu thun, ſagte uns aber gleich, daß es vergeblich ſeyn würde, weil man ſich zu ſehr vor der Anſteckung fürchte. Die Fahrzeuge mit den Lebensmitteln langten nachher bald an, die Schwarzen halfen ſie an Bord bringen, und weil ſie dabey, so wie vorhin auf der See viele Gewandheit zeigten, ließ ihnen der Capitain Branntwein reichen, den ſie Murnek nannten und ſich denſelben ſo wohl ſchmecken ließen, daß ſie nach kurzer Zeit benebelt waren. Der Capitain benutzte dieß, um ſie zu überreden, daß ſie auf unſer Schiff kommen ſollten, wo ſie noch mehr Branntwein erhalten würden. Sie waren nicht nur hierzu willig, ſondern erboten ſich ſogar, uns bis Siam zu begleiten, wenn jeder der anweſenden 15 Mann 3 Piaſter und hinlänglichen Branntwein erhalten würde. Sie gingen ſogleich an die Winden und arbeiteten ſo thätig, daß ſie den Anker aus dem Grund gehoben hatten, ehe der Officier uns erreichte. Sie waren bey der Branntweinflaſche ſehr fröhlich, doch ihre Freude wurde mit einemmahle in Trauer verwandelt, da ſie von ihrem Befehlshaber mit drohender Stimme angeredet wurden, und er ihnen ankündigte, daß ſie ſich von nun an nicht wieder in der Stadt und dem Lande blicken laſſen dürften, weil ſie ſich wider den Befehl des Commandanten auf dieſes vergiftete Schiff gewagt hätten: Sie möchten ſich ſelbſt ihr Urtheil fällen und eine Todesart wählen, welche ſie wollten. Unſere Leute bemüheten ſich zwar, ſie zu überreden, daß ſie auf unſerm Schiffe bleiben ſollten, wo ihnen gewiß kein Leid widerführe; allein der blinde Deſpotismus gewann über ſie die Oberhand; eine wilde Wuth brach bey ihnen aus, und ſie ſtürzten ſich mit vollen Sprüngen, einer nach dem andern, über Bord. Uns jammerte zwar dieſer Elenden Zuſtand, die wir voller Verzweiflung mit den Wellen kämpfen ſahen, daher wir ihnen mit unſerer Schaluppe zu Hülfe eilen wollten. Doch der Officier, der bey dieſem Vorfalle

ganz

ganz gelaſſen war, erklärte unſer Bemühen als etwas Ueberflüßiges, und hielt uns zurück, indem er uns ſagte, dieſe Unglücklichen hätten die beſte Wahl getroffen: denn Lebensſtrafe wäre für ſie unvermeidlich geweſen und wir hätten uns ihrer auch nicht annehmen dürfen, ohne den Commandanten auf das höchſte zu erbittern und die ganze Nation gegen uns in die Waffen zu bringen.

Dies war mir genug, zu ſehen, welchem ſklaviſchen Joche dieſe Nation unterliege, und wie ſehr man hier in Anſehung des wahren Gefühles für Menſchheit noch zurück ſey. Damit wir aber doch einigermaßen den Commandanten beſtrafen möchten, ſo bezahlte ich weiter nichts als das Vieh, gab dem wohlgeſinnten Officiere, mit dem man doch wenigſtens ein verſtändiges Wort reden konnte, für ſeine vielen Bemühungen 20 Piaſter, auch einem jeden von ſeinen Leuten einen Piaſter, und verſprach, am folgenden Morgen das Ankergeld für den Commandanten auszuzahlen, weil wir erſt den Mittag, wenn uns anders der Wind günſtig ſeyn würde, die Rhede verlaſſen wollten. Er war damit zufrieden, bedankte ſich zu wiederholtenmahlen für das ihm mitgetheilte Geſchenk, und fuhr, weil es ſchon Abend geworden war, unverzüglich ans Land.

Bald nach ſeiner Rükkehr fiengen wir ſchon an, die Anker zu lichten, blieben bis um 2 Uhr noch auf der Rhede liegen, und giengen ſodann mit einem halben Winde unter Seegel. Ohngefähr um 5 Uhr des Morgens, da wir bey dem kleinen Eilande Tatto waren, ſahen wir auf einmahl eine große Menge Fahrzeuge hinter uns herkommen, die uns aber wegen der Entfernung nicht einholen, und, wenn auch dieſes geſchehen wäre, weiter keinen Schaden zufügen konnten, weil wir ſie durch unſre Kanonen hätten zurückſchrecken können. Wir ließen uns demnach in unſerm Laufe nicht ſtören, und kamen am Mittage des zweiten Tages nach unſerer Abfahrt von der Liamſchen Rhede in den Hafen von Siam an, wo wir auch

auch mit 7 Kanonenſchüſſen von der daſigen Citadelle begrüßt wurden.

Wiewohl ſonſt keiner von einem fremden Schiffe hier ans Land darf, bevor nicht ein Fahrzeug von dem Commandanten der Citadelle abgeſchickt worden iſt, und das Schiff in Anſehung der Ladung in Augenſchein genommen hat; ſo wagte ich es doch, demſelben den erſt zu erwartenden Rapport ſelbſt zu überbringen, daher ich auch mit der Schaluppe unverzüglich ans Land gieng. Die am Ufer ausgeſtellte Wache wollte mir zwar bey dem Ausſteigen viele Schwierigkeiten machen; da ich aber ohne Unterlaß darauf drang, daß ich meiner dringenden Geſchäfte wegen, ohne weitern Aufenthalt zu dem Commandanten gelaſſen werden müßte, ſo führte ſie mich endlich in die Citadelle, wo ich auch von dem jungen, aber rechtſchaffenen und menſchenfreundlichen Commandanten gut empfangen wurde. Ich mußte zwar anfänglich für meine Verwegenheit einen kleinen Verweiß von ihm annehmen, er bezeigte aber auch über die traurigen Unglücksfälle, die wir bis hieher ausgeſtanden und die ihn durch meine kurze Erzählung beinahe bis zu Thränen bewegt hatten, eine ſolche wahre Theilnahme, daß er ſich von ſelbſt erbot, uns allen insgeſammt ſein Haus einzuräumen, wo wir unſere Kranken pflegen und ſo lange in demſelben verbleiben könnten, bis alle völlig wieder hergeſtellet wären. Weil ich aber für meine Perſon hierüber nichts gewiſſes beſtimmen konnte, ob ſich unſer Capitain hier ſo lange verweilen wollte, ſo nahm ich unterdeſſen ſein gütiges Anerbieten mit dem verbindlichſten Danke an, wobey ich mich ſodann auf die Entſcheidung meines Capitains berief.

Ich hatte mich beinahe ſchon auf zwei Stunden bey ihm verweilet, und ihn mit meinen Begebenheiten unterhalten, da er mich endlich, auf meine gemachte Vorſtellung, daß der Capitain, wie nicht weniger meine Cameraden mit Schmerzen auf meine Rükkehr warten würden,

den, wieder von ſich ließ, und durch eine Wache zu dem holländiſchen Faktor van de Witt ſchickte. Dieſer nicht weniger vortrefliche Mann, den man aber keineswe-ges mit dem auf dem Cap der guten Hoffnung verwechſeln darf, nahm mich ſo freundſchaftlich auf, als wenn er mich ſchon lange Zeit gekannt hätte, bedauerte unſere ſchlimme Lage, und entſchloß ſich ſogleich, mich mit unſerer Schaluppe auf das Schiff zu begleiten, um ſeinen alten kranken Freund Stäffens wieder zu ſehen und unſere Ladung dabey zugleich in Augenſchein zu nehmen.

Die finſtere Miene unſers Capitains heiterte ſich bey dem Anblicke ſeines wahren Freundes van de Witt zum erſten mahle wieder auf und beide umarmten ſich ſo herzlich, daß man aus den in den Augen ſtehenden Freudenthränen leicht ſchließen konnte, auch die lange und weite Entfernung habe ihr Gefühl für wahre Freundſchaft, nie in Gleichgültigkeit verwandeln können. Unſer Capitain beklagte ſich bey ihm über die ſchlechte Behandlung, die uns an den Küſten von Liam widerfahren wäre, erzählte ihm aber auch dagegen die menſchenfreundlichen Anerbietungen des Commandanten zu Siam, die er auch, zur beſſeren Verpflegung der Kranken anzunehmen Willens ſey, weil ſie derſelben zu ihrer Wiederherſtellung benöthigt wären.

Sie irren ſich ſtark, mein Beſter, fiel ihm Witt ins Wort, wenn Sie dieſes hier hoffen. Vielleicht möchte ſich die gute Behandlung, die Sie hier von dieſer Nation erwarten, bald in die Liamſche verändern, und Sie würden nach vielem gehabten Verdruſſe endlich zu ſpät wünſchen, daß Sie ſich von den verſtellten Schmeicheleien des Commandanten in keine ſolche Ungelegenheiten verſetzt hätten. Die obwaltenden Feindſeeligkeiten zwiſchen dieſer und unſerer Nation werden gewiß niemahls aufhören, wie ich denn auch mehr als zu oft an mir ſelbſt erfahren habe. Bleiben Sie in guter Ruhe, wo Sie ſind,

es ſoll Ihnen auch hier an nichts mangeln, ſondern ich werde, ſo viel wie möglich, für Sie und Ihre Leute ſorgen.

Ich war ſehr neugierig, die wahre Urſache dieſer Feindſchaft zwiſchen den Holländern und den Siameſen zu erfahren, mußte mich aber, da ich Herrn de Witt und meinen Capitain darum nicht befragen wollte, weil ich dieſen einige Partheilichkeit für ihre Nation zutraute, noch einige Tage mit meiner Neugierde beruhigen. Uebrigens konnte ich dieſe Ausſage des van de Witt mit der Bereitwilligkeit und Höflichkeit derer von der Nation, die uns der Commandant, theils zur Wache, theils zur Schiffslooſung und nachherigen Ausbeſſerung unſers Schiffs zuſchickte, welche letztere für ihre mühſame Arbeit, nichts als alte Hemden und abgetragene Kleidungsſtücke von uns erhielten, in Vereinigung bringen, bis endlich ein alter Unterofficier, der die Aufſicht über die Arbeitsleute hatte, ſo lange als die Looſung geſchah, mir den Knoten auflöſete. Weil derſelbe ein ſehr beredter Mann war, der die malayiſche, und auch etwas von der holländiſchen Sprache verſtand, ſo unterhielt ich mich die ganze Zeit mit ihm, und wir wurden endlich mit einander ſo bekannt, daß er mir, weil ich ihn fleiſſig mit Branntwein verſorgte, ſein ganzes Vertrauen ſchenkte, und ſeine Geheimniſſe entdeckte. Am letzten Morgen unſerer Schiffslooſung kam er endlich ganz vertrauensvoll zu mir getreten, und ſagte mir ins Ohr: Ob Sie gleich bisher ſich für einen Holländer ausgegeben haben, ſo muß ich es Ihnen doch unverhohlen ſagen, daß Sie keiner ſind. Ihr ganzes Betragen und Ihre Miene verärth ſogleich, daß Sie zu einer andern Nation gehören, ſo wie man auch an Ihnen den holländiſchen Stolz gar nicht erblicket. Hätten die Holländer von jeher ein ſolches herablaſſendes Betragen gegen uns bezeigt, und unſere Nation mit Liebe, Menſchlichkeit, und ohne Betrug behandelt, ſo würden ſie

uns zu allen Zeiten willkommen ſeyn. Weil ſie aber überall den Herrn ſpielen, und unſerm Commandanten ſogar jederzeit Vorſchriften machen wollen, daß er ſich nach ihrem Willen richten, und alles und jedes, was ſie nur jemahls unternommen haben, gut heißen, auch dieſes ſogar, wenn ſie unſre Kinder auf eine diebiſche Art, mit ſich in die Sklaverey fortnehmen, billigen ſoll, ſo iſt es denn gekommen, daß ſie ſich durch ihr ſchlechtes Betragen äußerſt verhaßt und unſerer Liebe und Hochachtung ſelbſt verluſtig gemacht haben. Könnte es uns wohl gleichgültig ſeyn, wenn ſie unſere Mitbrüder wie das Vieh behandeln, ihnen, den Freigebohrnen, in der Sklaverey nicht einmahl ſatt zu eſſen geben, und in fremde Welttheile zu Markte führen. Sagen Sie mir offenherzig, ob dieſes wohl einer ſonſt ſo aufgeklärten Nation, die ſich ſo vieler Vorzüge rühmt, Ehre mache?"

Ich mußte ihm freilich in dieſem Stücke Recht geben, weil ich ſelbſt, nur während der wenigen Jahre, die ich zur See zugebracht, bisweilen mit Betrübniß zugeſehen hatte, wie dergleichen bedauernswürdige Sklaven, von gefühlloſen Matroſen auf die ſchrecklichſte Art gemishandelt wurden, auch bei einer täglichen Koſt von einem halben Pfunde Reis und einem halben Nößel Waſſer, in ihren Kerkern ſchmachten und ſich vom Ungeziefer freſſen laſſen mußten. Sie hiengen, je nachdem ihre Erlöſung lang oder kurz dauerte, öfters nur noch an Haut und Knochen zuſammen, und das andere Geſchlecht, das ſolche Leiden nicht auszuhalten vermochte, wurde von den begierigen Matroſen für eine Handvoll gekochten Reis der viehiſchen Wolluſt aufgeopfert. *)

So

*) Dieſe armſeligen Geſchöpfe müſſen es ſich nachher auch gefallen laſſen, wenn ſie öfters noch ſchlimmer als ein unvernünftiges Vieh behandelt, ja wohl gar zu Tode geprügelt werden. Ein ſolcher unbarmherzig geſinnter Herr macht ſich auch nicht viel daraus,

So ſehr ich mich auch wider meine eigene Ueberzeugung bemühete, die Ehre der Nation, in deren Dienſte ich jetzt ſtand, zu retten, indem ich jenem Manne zu bedenken gab, daß er von einigen nicht auf alle ſchließen müſſe und daß es unter allen Heerden räudige Schaafe gäbe, ſo fiel er mir doch ſogleich in die Rede, und ſagte in einem etwas heftigen Tone: Sie ſollen gleich überführt werden, daß die holländiſche Nation gar keine Vertheidigung verdient, worauf er folgende Geſchichte erzählte.

Es ſind kaum vier Jahr, als ein gewiſſer holländiſcher Capitain K.. mit ſeinem Schiffe, Merkur genannt, hier vor Anker gieng, um ſein Negoz mit uns zu betreiben. Unſer gegenwärtiger Commandant, der überhaupt ein ſehr menſchenfreundlicher und gaſtfreier Herr iſt, war gegen dieſen Heuchler ſo wohlgeſinnt, daß er ihn mit dem Oberſteuermann S.. zur beſſern Verpflegung, zu ſich nahm, und ſie ſo lange frey beköſtigte, als ſie ſich hier mit ihrem Schiffe verweilten. Sie genoſſen die beſte Bequemlichkeit, die man ihnen nur verſchaffen konnte, und jeder hatte zu ſeiner Bedienung einen jungen Menſchen von unſerer Nation bey ſich, die von uns allgemein geliebt wurden. So verfloſſen vierzehn Tage und unſer gutwilliger Herr that ihnen alle mögliche Ehre an, ohne daß er einiges Mistrauen in dieſe Fremden ſetzen ſollte. Am letzten Tage vor ihrer Abfahrt zeigte ſich aber ihre Büberey. Der Capitain begab ſich in aller Frühe auf das Schiff, unter dem Vor-

wande,

daraus, wenn er durch eines Sklaven Tod 4—600 Thaler einbüßt, das ihm derſelbe gekoſtet, oder ſo viel er doch wenigſtens für ihn hätte erhalten können; denn er iſt verſichert, daß er durch ſeine Betrügerey und Wucher gegen das arme Schiffsvolk ſein verlornes Capital bald wieder erlangen werde. So werden nicht nur Heyden, ſondern auch Chriſten von einem ſolchen Seelenverkäufer, wie man ihn mit Recht nennen könnte, unbilliger Weiſe geſchunden. Ihm dünkt es, wenn er einen Sklaven erſticht, als wenn er eine Fliege erſchlagen hätte.

wande, zur bevorſtehenden Abfahrt alles in gehörigen Stand ſetzen zu laſſen, ſobald dieſes geſchehen, wollte er wieder zurückkommen und den gebührenden Abſchied nehmen. Der Steuermann gieng unterdeſſen in die Stadt, um noch einige Erfriſchungen einzukaufen und wollte ſodann ſeinen Capitain bey dem Commandanten abholen; weil er aber jenen verabredetermaßen nicht antraf, worüber er ſich nicht wenig zu verwundern ſchien, ſo bat er den Commandanten, daß er ihm noch dieſe letzte Gnade erweiſen und ſeine eingekauften Sachen, nebſt dem Koffer des Capitains von ſeinen Leuten auf das Schiff ſchaffen laſſen möchte, das er gern vergüten wollte. Auch dazu lies ſich der gutherzige Commandant ſogleich überreden und ſchickte die vorhererwähnten beiden jungen Menſchen, die während der Zeit mit dem Capitain und dem Oberſteuermann recht gut bekannt geworden waren, mit den Sachen auf das Schiff. Kaum waren dieſe mit dem Oberſteuermann S.. an Bord gekommen, als der Capitain die vorher ſchon mehrentheils gelichteten Anker heben, das Schiff in die See ſtechen lies, und auf dieſe verrätheriſche Art uns jene jungen ſtarken Leute entführte, von denen wir auch bis jetzt nicht das geringſte gehöret haben. Haben Sie an dieſem genug, oder ſoll ich Ihnen noch mehrere ähnliche Beiſpiele anführen?

Nein Freund, erwiederte ich ihm, Sie haben meine Neugierde völlig befriedigt und es iſt mir nun ſehr einleuchtend, weswegen unſere Nation hier ſo allgemein verhaßt iſt. Glauben Sie aber keinesweges, daß unter dieſem Gewande, (auf meine Weſte klopfend,) lauter ſchlechte Herzen wohnen. Unſer Capitain iſt ein ſehr braver Mann, und wenn wir Gelegenheit hätten, länger mit einander umzugehen, ſo würden Sie auch gewiß zu mir Vertrauen gewinnen. Ich wünſchte den von Ihnen ſo ſehr gerühmten Commandanten näher kennen zu lernen, daher will

ich auch ſogleich mit meinem Capitain reden, daß ich mit ſeiner Bewilligung ans Land komme.

Kaum hatte ich gegen den Capitain mein Verlangen geäußert, und mich, weil er überdies noch nicht gänzlich wiederhergeſtellet war, dazu erboten, an ſeiner Stelle ans Land zu fahren, um dem Commandanten unſern Seegeltag zu melden, als er mir recht gern die Erlaubniß dazu ertheilte, und zugleich dem Commandanten durch den Officier, der uns die Lieferung zu unſerer neuen Ladung überbrachte, meine Ankunft bey ihm auf den folgenden Tag anmeldete. Gegen Abend erhielten wir auch ſchon die Gegenantwort, wobey mir der Commandant zugleich ſagen lies, daß er mich zum folgenden Morgen mit vielem Vergnügen erwarte.

Voller Erwartung gelangte ich an das Ufer. Ein Officier, der mit einer ſtarken Bedeckung daſelbſt Wacht hielt, wollte mich zwar anfänglich nicht ausſteigen laſſen; da ich ihm aber ſagte, daß mir der Commandant ſchon geſtern die Erlaubniß dazu ertheilen laſſen, ſo bat er nicht nur um Verzeihung, ſondern bezeigte ſich auch noch ſo gefällig gegen mich, daß er mich ſogleich ungebeten zu dem Commandanten führte. Ueberall wurden wir von den überaus neugierigen Einwohnern ſo umringet, daß wir uns durch die Straßen der Stadt drängen mußten; und dieſes dauerte auf dreiviertel Stunden, bis wir zu dem Pallaſt des Commandanten gelangten. Die Wache hatte mich kaum bey dieſem gemeldet, als ich ſogleich zu ihm hinein kommen mußte, da er mich auf das freundſchaftlichſte empfieng, und zugleich fragte: ob ich ſo ganz allein da wäre. Meine Antwort war, daß ich zwar noch vier Mann bey mir hätte, die aber in der Schaluppe zurückbleiben müſſen, weil ſie von der daſigen Wache nicht ans Land gelaſſen worden wären. Auch dieſe ſollen, fieng er in einem treuherzigen Tone an, wenn ſie Luſt dazu haben, mit ans Land kommen; jedoch müſſen Sie mir vorher

verſprechen, daß durch dieſelben keine Unordnung vor ſich gehe, und daß Sie in dem Falle für alles ſtehen wollen. Sind Sie aber dieſes nicht Willens, ſo will ich denſelben ſogleich eine Wache geben laſſen, damit ſie auf keine Weiſe von dem zuſammengelaufenen Volke beleidiget werden. Der Officier wurde hierauf unverzüglich abgeſchickt, ich aber mußte in aller Güte einen derben Verweis mit annehmen, weil ich ſeinen mir vorher gemachten Vorſchlag, wegen der Verpflegung unſerer Kranken, nicht angenommen hätte. Da ich ihm nun meine wahre Meinung darüber nicht entdecken durfte: ſo kam ich freilich in Verlegenheit, aus welcher er mich jedoch bald zu reißen ſuchte, indem er mich fragte: wie ſich denn jetzt unſere Patienten befänden? Ich gab ihm zur Antwort: daß es ſich zur Beſſerung mit ihnen anlaſſe, nur fehle es denſelben an Erfriſchungen, wonach ſie außerordentliches Verlangen hätten, daher wollte ich, da ich einmahl am Lande wäre, einiges für ſie einkaufen, wenn mir ſo lange Zeit dazu verſtattet würde.

Sie haben hiermit Erlaubniß, erwiederte er, nicht nur, ſo lange Sie wollen, am Lande zu bleiben, und unſere Stadt zu beſuchen, ſondern Sie ſollen auch noch heute, ſo viel Früchte, als Sie mit fort bringen können, für ihre ſchwachen Brüder ſelbſt aus meinem Garten erhalten. Nach Tiſche wollen wir ſehen, was mir die gütigen Götter in der Natur beſcheret haben.

Ich wollte mich zwar, um ihm durch meine allzulange Gegenwart nicht beſchwerlich zu fallen, noch vor Tiſche unter dem Vorwande von ihm entfernen, daß mein Capitain ängſtlich auf meine Zurückkunft warten würde; allein ich mußte, weil der Mittag unter mancherley Geſprächen herangenahet war, bey ihm zur Tafel bleiben. Die Zubereitung des Tiſches gab einem europäiſchen an Reinlichkeit und Koſtbarkeit nichts nach, und die Geräthſchaften, die wir dabey gebrauchten, beſtanden in porcel-

länenen Schüßeln und Näpfen, wie nicht weniger in Meſſern und Gabeln, die von den Siameſen ſelbſt verfertigt werden. Die Stelle der Löffel mußte eine Art länglichter Seemuſchelſchaalen vertreten. Die Speiſen waren außerordentlich ſchmackhaft und dasjenige, welches ich für die Suppe nahm, beſtand in einer wohleingerichteten Sauce von wildem Hühnerfleiſche, das ordentliche Gericht aber in gebacknen Fiſchen mit Reiße. Ob ich gleich die Ehre hatte, den Dollmetſcher ausgenommen, mit dem Commandanten allein zu ſpeiſen (denn ſeine Weiber, ſechs an der Zahl, wohnten gegenüber in einem ſchön gebauten Hauſe ganz allein und hatten Wache bey ſich, damit keine fremde Mannsperſon ſich zu ihnen ſchleichen könnte,) ſo wurde doch ſo viel aufgetragen, daß ſich 10 Menſchen recht gut daran hätten ſatt eſſen können. Der Commandant war außerordentlich vergnügt, und ich durfte nicht aufhören, ihm meine bisher erlebten Schickſale zu erzählen.

Nach dem Eſſen führte er mich ſeinem Verſprechen gemäß in ſeinen, bey dem Hauſe nach chineſiſcher Art, ſehr ſchön angelegten Garten, in dem mehrentheils fruchtbare Bäume, von allerlei Gattung, mit in- und ausländiſchen Früchten ſtanden. Er rief ſogleich den Aufſeher des Gartens und befahl ihm, daß er einige Wanden oder Körbe mit den beſten Früchten beſorgen und dieſe unverzüglich auf meine Schaluppe ſchaffen laſſen ſollte. Ich bot ihm zwar einige Bezahlung dafür an, er nahm aber nichts, ſondern gab mir vielmehr die Antwort: Wenn Sie morgen wieder ans Land kommen, ſo ſcheuen Sie ſich keinesweges, auch mich zu beſuchen, da Sie denn eben wieder ſo viel erhalten ſollen; oder wollen Sie Ihre einigermaßen wieder hergeſtellten Leute ſelbſt ans Land bringen, damit Ihnen dieſe Hin- und wiederſchlepperey nicht ſo beſchwerlich werde, ſo bin ich es auch zufrieden. Dieſe werden allerdings die mildere Landluft nöthig haben, wenn ſie bald wieder hergeſtellt werden ſollen, daher laſſen Sie dieſelben

ſelben immer alle Tage ans Land kommen; meine Erlaubniß haben Sie dazu, und von meinen Leuten ſoll den Ihrigen mit meinem Vorwiſſen gewiß kein Leid widerfahren. Doch bedinge ich mir aus, daß die Kranken nicht länger, als bis gegen Abend, am Lande bleiben, keine Unordnungen anfangen und nichts Verbotenes mit ein- oder auszubringen ſuchen, daher ſie es ſich auch gefallen laſſen müſſen, wenn ſie unter der Aufſicht eines meiner Officiere viſitirt werden. Sie ſollen, ſo lange Sie ſich hier aufhalten, Früchte genug unentgeldlich von mir erhalten, denn ich habe in einiger Entfernung von hier noch fünf ähnliche Gärten, mit vielen Bäumen, wo überdies die Menge der Früchte abfällt, und unbenutzt umkommt.

Die Güte dieſes Menſchenfreundes, der ſich ein Vergnügen daraus machte, Unbekannten nach ſeinen Kräften beyzuſtehen, war mir bey alle den Wohlthaten, die mir auf einmahl, wider meine Erwartung von ihm angeboten wurden, ſo überraſchend, daß ich ſelbſt nicht wußte, was ich vor Freude herſtammelte. Ich dankte in meinen Gedanken dem Unterofficier, der mir vorher die Augen öffnete und die Veranlaſſung dazu gegeben hatte, den Edelmüthigſten einer barbariſchen Nation kennen zu lernen, die jedoch nicht ſo wild iſt, als man ſie bisher ausgeſchrieen hat. Das in mir noch nicht verſchwundene Gefühl für wahre Herzensgüte preßte mir Freudenthränen aus, und ich erinnere mich noch mit Vergnügen an die Stunde, da ich erſt gegen Abend dieſen braven Mann wie einen Freund unter vielem Händedrücken verließ, dann aber auch meiner matten Mitbrüder lechzende Zunge mit den beſten Erfriſchungen hinlänglich kühlen konnte. Ein Officier mit 2 Mann Wache begleitete mich zu meiner Sicherheit wieder bis ans Ufer, und ich traf die 4 Matroſen, die auch in der Stadt geweſen waren, und ſich mancherlei eingekauft hatten, nebſt den Geſchenken des Commandanten in der beſten Ordnung an. Ich nahm bey der ganzen, immer

 noch

noch ſehr ſtark verſammlten neugierigen Menge des Volkes höflich Abſchied, der eben ſo erwiedert wurde, gab ſowohl meiner, als auch meiner Leute Wache, ein kleines Trinkgeld für ihre gehabten Bemühungen und eilte ſodann mit meinem Vorrathe in aller Geſchwindigkeit nach unſerm Schiffe.

Mein Capitain, der wegen meines ſo langen Auſſenbleibens ein Unglück für mich beſorgt hatte, war um ſo freudiger, da er mich ſo ganz wohlbehalten, mit dem Vorrathe ankommen ſahe, und ich ihm ſowohl den rühmenswürdigen Commandanten nach ſeinem ganzen Charakter, als auch die unerwartete mir angethane Behandlung, und gemachten Anerbietungen zum Beſten unſerer Schiffskranken bekannt machte. Freude herrſchte auf dem Schiffe über die mitgebrachten Erfriſchungen, und da für den andern Tag noch mehrere zu hoffen waren, ſo gab ſie der Capitain alle Preis. Anſtatt aber, daß das ganze Volk vorher, durch die gemachten Beſchreibungen des van de Witt in Furcht geſetzt worden war, das Land nur mit einem Fuße zu betreten, ſo wurde es vielmehr durch meine Erzählungen von der Gutmüthigkeit dieſer Nation ſo begierig, daß viele ſchon mit Ungeduld dem andern Tage entgegen ſahen. So wie nur das erſte Licht des neuen Tages ſich ſehen lies, ſo war auch alles lebendig auf dem Schiffe, und alle wären ſogleich gern ans Land gegangen. Weil aber der Capitain erſt eine Probe machen wollte, ſo wurde es für jetzt nur der Hälfte von den Kranken verſtattet, die ich mit der Corde und der Schaluppe ans Geſtade begleiten mußte. Zu einiger Wiedervergeltung, ſowohl für das überſchickte Geſchenk, als auch der allerdings großen bewilligten Erlaubniß wegen, mußte ich für den Commandanten ein Jagdgewehr und ein paar Piſtolen mitnehmen, die ihm auch ſehr lieb waren, und meinen Capitain, wie auch die ganze Mannſchaft des gutmüthigen Commandanten ferneren Freundſchaft empfehlen.

Eben da ich mit meinen lieben rekonvaleſcirten Cameraden am Geſtade angelangt war, wodurch ein nicht kleiner Zuſammenlauf und Lärmen des beinahe immer müßigen und neugierigen Volks verurſacht wurde, kam unſer Rath, van de Witt, der nicht weit vom Ufer wohnte und den Tumult in der Ferne vernommen hatte, herbeigeeilet, um zu ſehen, was wohl die Urſache davon ſeyn möchte. Wie ſehr aber mochte er nicht erſtaunen, als er die beiden Schaluppen am Ufer mit Mannſchaft von unſeren mehrentheils wieder hergeſtellten Kranken, und mich zugleich bey dem daſelbſt Wache haltenden Officiere, mitten unter den Eingebohrnen erblickte. Er drängte ſich durch den Haufen, und redete mich in einem gebieteriſchen Tone, folgendermaßen an: Was unterſtehen Sie ſich, dieſe Mannſchaft ohne mein Vorwiſſen ans Land zu bringen? Habe ich Ihnen nicht gleich anfänglich deutlich genug vorgeſtellt, was Sie von dieſer Nation zu erwarten haben, und wie ſie gegen uns geſinnt iſt? Wollen Sie auf Unkoſten der Compagnie dieſe ganze Mannſchaft aus einer unüberlegten Naſeweisheit hier umkommen laſſen, da ſie ſich noch bis hieher mit vieler Mühe erhalten hat und dem nahen Tode entlaufen iſt! Machen Sie, daß Sie unverzüglich auf Ihr Schiff zurückkommen, ehe das ſchon hier verſammelte aufgebrachte Volk über Sie herfällt, und die Wenigſten der grimmigen Wuth deſſelben entgehen; und was ſoll denn dieſe Flinte, und die Piſtolen, die Sie da bey ſich haben? Ich will nicht hoffen, daß Sie damit, wider den Befehl der Compagnie, ein Geſchenk machen und ſelbſt unſern Feinden Gewehre in die Hände liefern wollen. Geben Sie mir ſie, denn ich kann ſie beſſer gebrauchen, und Sie ſollen noch dafür von mir 20 Piaſter erhalten.

Da ich eine Zeit lang ſeine drohenden Worte mit dem größten Verdruſſe angehöret hatte, ſo fuhr ich endlich, voller Unwillen über die befehlshaberiſchen Worte dieſes feigen Mannes auf, und antwortete ihm ohne alle Zurück-

haltung: Mir ſind, wie Ihnen, die gegebenen Befehle der Compagnie ſehr wohl bekannt, denn ich bin nicht erſt heut, auf ein Schiff der holländiſchen Compagnie gekommen; hier kann mir aber die Compagnie im geringſten nichts helfen, wenn ich mit meinem Schiffe Gefahr laufe oder durch eine beynahe gänzlich verlorne und abgemattete Mannſchaft in die Verlegenheit gerathe, mein Schiff vielleicht gar nicht wieder zurückzubringen. Sie ſollten es mir vielmehr vielen Dank wiſſen, daß ich mich jetzt um die Erhaltung unſrer maroden Mannſchaft ſo ſehr bekümmere, da ich noch dazu der Compagnie, auf dieſem Schiffe nicht einmahl obligat bin. Sie wollen mir dieſe Nation verdächtig machen; ich bin aber ſeit geſtern mit dem guten Charakter derſelben bekannt, und bedaure Sie recht ſehr, daß Sie dieſelbe, ungeachtet Ihres beſtändigen Auffenthaltes allhier, immer noch nicht kennen. Sie wundern ſich über dieſe Flinte und Piſtolen, die allerdings ein Gegengeſchenk an den Commandanten vorſtellen ſollen. Dieſer iſt eben der rechtſchaffene Mann, der mich nebſt meinem Capitain, unter den theuerſten Zuſicherungen ſeines Schutzes, bewogen hat, dieſe Mannſchaft, zur Einathmung einer geſündern Luft, hierher zu führen, und von dem menſchenfreundlichen Commandanten Erfriſchungen unentgeltlich zu erwarten, wovon ich ſchon geſtern zwey ganzer Körbe voll auf unſer Schiff gebracht habe. Mit einem Worte, ich thue jetzt, was mir Pflicht und Gewiſſen gebietet. Seyn Sie nur ſo gütig und beſorgen Sie die beſtmöglichſte Ausbeſſerung unſers Schiffs und unſrer Ladung, damit wir nicht durch Ihr Verſchulden, hier allzulange aufgehalten werden. Dann haben Sie das Ihrige gethan; für das Uebrige laſſen Sie mich ſorgen.

Ich wendete mich nun gegen den Officier der Wache und bat ihn, daß er meinen Leuten unterdeſſen eine gute Bedeckung geben möchte, bis ich bey dem Commandanten unſere Ankunft gemeldet, und die weitern Verhaltungs-

Befehle von demſelben erhalten hätte. Es geſchah nicht nur dieſes unverzüglich, ſondern er begleitete mich auch zu dem Commandanten.

Dieſer empfing mich nicht weniger freundlich, als Tags zuvor, und bezeigte viel Vergnügen über das Geſchenk. Ich ſagte ihm hierauf, daß ich heut Gebrauch von ſeiner angebotenen Güte gemacht, und einige von unſern Kranken, zur Erholung mit ans Land genommen hätte; bat ihn aber auch noch zugleich, daß er mir einen freien und ſichern Platz für meine Leute anweiſen laſſen möchte, weil ich für meine Perſon nicht wüßte, wo ich ſie ohne alle Störung der Ruhe hinführen ſollte. Seine Antwort war: dafür tragen Sie keine Sorge. So wie Sie ſich hier bey mir, ohne alle Furcht aufhalten können, ſo ſoll auch unverzüglich dafür geſorgt werden, daß den Ihrigen kein Leid widerfahre. Für jetzt bleiben Sie noch bey mir zum Frühſtücke, bis Ihre Leute an einen bequemen Ort gebracht worden ſind. Dann wollen wir auch hingehen und zuſehen, wie es dieſen Gäſten hier bey mir gefalle. Er wendete ſich hierauf gegen den Dollmetſcher und ſagte ihm auf chineſiſch etwas insgeheim, das ich aber nicht verſtehen konnte. Der Commandant ſuchte mich bey dem Frühſtücke, welches in friſchem Obſte und eingelegten Fiſchen, nebſt Attia beſtand, ſo viel möglich malayiſch zu unterhalten; weil ich aber dieſer Sprache noch nicht ganz mächtig war, ſo fiel mir die Unterredung äußerſt beſchwerlich, und ich hätte lieber gewünſcht, daß der Dollmetſcher bey uns geblieben wäre. Gleichwohl mußte ich es mir zur größten Ehre anrechnen, daß er ſich gegen mich ſo herablies, und noch dazu unſere Beſcheidenheit mit vielen Lobeserhebungen belegte, hingegen die ehemahls handelnden Portugieſen und Engländer, wie auch einige von den Holländern, wegen ihrem betrügeriſchen und unmenſchlichen Betragen, bis in den Abgrund verwünſchte. Es war mir freilich nicht angenehm zu hören, daß auch

hier der kaufmänniſche Geitz dieſer Herren, in deren Namen wir jetzt hier waren, ſolche üble Spuren hinter ſich gelaſſen hatte.

Immer mehr lernte ich den Mann von einem ganz unverdorbenen Herzen kennen, der uns, ob er gleich vorher ſchon den größten Undank, ſelbſt von einigen unſerer Nation für ſeinen guten Willen hatte erfahren müſſen, dennoch mit den größten Wohlthaten überhäufte.

Als er ſich noch über jenen beklagte, kam der Dollmetſcher zur Thür herein und hinterbrachte ſeinem Herrn die Nachricht, daß er alles nach ſeinem Befehle veranſtaltet hätte. „Gut", ſagte der Commandant, „wir wollen „nun gleich Ihre Leute beſuchen und ſehen, ob dieſen der „ihnen angewieſene Platz zur Erholung gefallen wird." Hierauf nahm er mich freundſchaftlich bey der Hand und führte mich in den nehmlichen Garten bey ſeinem Palais, wo ich ſchon des Tages zuvor geweſen war. Meine Leute waren hier in voller Beſchäftigung, und ſchwärmten um die Bäume, wie die Bienen, ohne daß man bey ihnen etwas von der vorigen Furcht gewahr ward. Ob der Commandant ihnen gleich die Früchte ſeines Gartens Preis gegeben hatte, ſo wollte ich doch der allzugroßen Freiheit, der ſich meine Leute bedienten, einigen Einhalt thun; allein der Commandant hielt mich zurück, und ſagte: „Wollen Sie ihren Leuten nicht dieſen einzigen vergnügten Tag, nach ſo vielen traurigen gönnen? Mir geſchieht damit keine Beleidigung, ſondern ich will vielmehr, daß ſie noch zehen ſolcher Tage, zur Erquickung hier bey mir genießen ſollen. Laſſen Sie es ſich daher immer hier gefallen. So viel Bequemlichkeiten ich Ihnen verſchaffen kann, ſollen Sie haben, nebſt der Erlaubniß, zu Ihrer Fahrt ſich mit den nöthigen Bedürfniſſen zu verſehen." Ich verſicherte ihn ſo gut ich es vermochte, meiner Dankbarkeit, und hätte ihm gern um den Hals fallen mögen. Wir verweilten uns faſt den ganzen Nachmittag

unter

unter den Freudensbezeugungen der, wieder ganz neu belebten, Matroſen in dem Garten, bis ich mich nebſt meinen Cameraden, ehe noch die Sonne untergieng, unter den verbindlichſten Dankſagungen, nach unſerm Schiffe zurück begab.

So gut ich auch bisher meine Sachen gemacht zu haben dachte, ſo war doch der über mein freies Betragen äußerſt aufgebrachte Rath van de Witt zu meinem Capitain geeilt, und hatte ſich bey demſelben über mich beklagt, und ihm zugleich gedrohet, daß, wofern er mich nicht darüber zur Verantwortung zöge, er genöthigt ſeyn würde, ſich bey der Compagnie zu beſchweren. Der Capitain, der mich ſelbſt zu allem vorher autoriſirt, hatte ihm zwar, in der erſten Hitze, ſein Verlangen bewilliget, aber auch uns beide dadurch aus der Schlinge gezogen, daß er ihm vorſtellte, ich ſey von der Compagnie auf ſeinem Schiffe keinesweges obligat gemacht worden, ſondern nur als Paſſagier zu betrachten.

Kaum hatte ich mit meinen Leuten das Schiff wieder betreten, als der Capitain mir mit einer ernſthaften Miene entgegen kam, und mich ſogleich fragte, was ich denn mit dem Rathe vorgehabt hätte. Ich wollte ihm zwar den ganzen Verlauf der Sache zu meiner Vertheidigung erzählen, allein der Capitain lies mich zu keiner weitläuftigen Erklärung kommen, ſondern er fügte, (einen Seitenwink auf mich werfend,) hinzu: Machen Sie nicht wieder ſolche Ungelegenheiten, denn wir können derſelben ganz überhoben ſeyn. Sie wiſſen vielleicht noch nicht, was dieſe Leute zu bedeuten haben. Da ich nun merkte woran ich war, ſo war meine Gegenantwort: Ich werde Ihren Befehl ſtreng befolgen; wendete mich um, und gieng meiner Wege.

Unſere Kranken wurden von nun an täglich ans Land gebracht und machten ſich die Güte des Commandanten auf das Beſte zu Nutze. Mit der Ausbeſſerung unſers Schiffes

Schiffes und der neuen Ladung, gieng es auch ſchnell von ſtatten, daher entſchloß ich mich, weil unſere Abfahrt nicht mehr weit hinausgeſetzt war, am 15ten und 16ten Tage unſerer Anweſenheit, mit Erlaubniß meines Capitains und des Commandanten, die Stadt und die herumliegende Gegend in Geſellſchaft des ſchon erwähnten Dollmetſchers, und eines Officiers von der Nation, genauer in Augenſchein zu nehmen, wovon ich auch hier, weil man ſchon ſehr viele Beſchreibungen hat, nur einige wenige Bemerkungen mittheilen will.

Die Stadt Siam, welche am Fluſſe gleiches Namens liegt, iſt im Umfange auf fünf und eine halbe deutſche Meile groß, hat ſehr breite und regelmäßig gebaute Straſſen, von denen die größten, 23 an der Zahl, mit großen breiten Steinen gepflaſtert ſind. Die Agaſtraße iſt unter allen die Hauptſtraße, denn ſie hat die beſten von 2 Stockwerk aus lauter Backſteinen nach chineſiſcher Art aufgeführten Häuſer, und erſtreckt ſich von der Seekante über den Markt, der mitten in der Stadt liegt, bis an die Bergwache in einer Länge von dritthalb Stunden. Jede Straße hat, ſo wie in China, ihre Benennung von denen Handwerkern, die daſelbſt wohnen. Man zählet auf 40000 Häuſer, und über 2000 Pagoden. Gegen die Seeſeite befinden ſich zwey große Citadellen, von denen eine in der Stadt, die andere außerhalb derſelben wohl angebracht iſt, ſo daß dadurch die Stadt gut vertheidigt werden kann. Sie ſind ſo vortheilhaft eingerichtet, daß ſich auf 40 bis 50000 Mann mit 200 Kanonen darinnen halten können. Der Kronprinz des Königs, der ſich wenigſtens alle Jahre einmahl von Odia nach Siam, der Veränderung wegen begiebt, und ſich auch ſodann einige Wochen da aufhält, hat jedesmahl ſeine Wohnung in dieſer Citadelle. Weil in Siam gleichſam der Sammelplatz des Handels vom ganzen Lande iſt, ſo findet man in dieſer Stadt zu allen Zeiten eine große Menge Kaufleute

wie

wie nicht weniger ſehr viele angeſehene und reiche Perſonen aus allerley Ständen.

Die Policey dieſer und jeder andern Stadt des Königreichs, wird von einem Commandanten, 3 Oberräthen und 4 Unterräthen ausgeübt. Der Commandant ſtellt die Perſon des Königs vor, der aber alle zwey Monate, von dem, was ſich ereignet, dem Könige den genaueſten Rapport abſtatten muß, die 3 Oberräthe halten alle 8 Tage ihre Sitzungen und überreichen ſodann ihr Protokoll dem Commandanten. Die 4 Unterräthe aber ſtellen gleichſam die Viertelsmeiſter der Stadt vor, von denen ein jeder einen Theil der Stadt unter ſich hat, und an den Oberrath alle 8 Tage ſeinen Bericht abzuſtatten verpflichtet iſt.

Die Aufführung der Siameſen anlangend, iſt ihre Höflichkeit gegen jeden Fremden allerdings zu loben, und ſie würden ihren guten Willen mit der That noch mehr beweiſen können, wenn ſie ſtatt des Müßigganges, der Arbeitſamkeit mehr ergeben wären, zumahl da ihnen faſt alle Elemente ſehr günſtig ſind. Die Ackerwirthſchaft und die Seidenmanufakturen, die bey ihnen im beſten Flore ſeyn könnten, und dadurch ſie noch mehrentheils den Tauſch der Waaren mit fremden Schiffen unterhalten, liegen beynahe ganz danieder, denn der Siameſe beſchäftigt ſich noch kaum gehörig mit demjenigen, was er zur Nahrung und Bedeckung ſeines eigenen Leibes nöthig hat; wäre mehr Betriebſamkeit unter der Nation, ſo würde ſie, vermöge der guten Lage und der vortreflichen Landesprodukte eine der blühendſten in Aſien ſeyn, und im größten Ueberfluſſe leben. Es trifft aber im Gegentheile öfters der Fall ein, ſo fruchtbar auch das Land iſt, daß in Anſehung vieler Lebensmittel ein Mangel, ja wohl gar, wie im Jahr 1762 geſchehen iſt, eine ſo große Hungersnoth entſtehet, daß mehrere tauſend Menſchen wie damahls der Fall war, wegen Mangel ihr Leben einbüßen. Was die Siameſen noch

mehr

mehr in ihrer Läſſigkeit beſtärkt und den noch einigermaſſen Thätigen von der wahren Betriebſamkeit zurückhält, iſt eine beſondere, aber ſchlechte, und der Aufnahme dieſes Staates widrige Verordnung des Königs, nach der ein Jeder für einen Betrüger des Landesfürſten, und für einen Dieb gegen ſeine Mitbürger erklärt wird, bey dem ſich ein Vermögen von mehr denn 2000 Pagoden (ungefähr 4600 Thlr.) befindet. Wird dieſes ruchbar und ſein Vermögen beläuft ſich, bey angeſtellter Unterſuchung über dieſe beſtimmte Summe, ſo muß es ſich ein ſolcher Kaufmann gefallen laſſen, wenn man ihn, ohne alle Rückſicht auf Recht oder Unrecht für ſeine Thätigkeit lebendig ſpießet. So bleibt demnach die Nation arm, und der Fürſt reich.

Ausübung des fleiſchlichen Triebes und ein außerordentlicher Hang zum Tanze und Spiele, ſind die einzigen Leidenſchaften des Siameſen, denen er ſich bisweilen vom Morgen bis zum Abend ergiebt, ja man hat Beyſpiele, daß die Weiber ihren Männern das ganze Vermögen abgewonnen haben, das ſie auch ſodann, als ihr Eigenthum für ſich behalten. Die Mädchen ſind ſchon von ihrem 8ten und 9ten Jahre bereitwillig, den Beyſchlaf mit auszuüben, und der bey den jungen Weibern und Mädchen ſehr beliebte Weiße hat das Glück, daß ſie ihm durch eine freywillige Auflöſung ihres chineſiſchen Mantels ihre ſämmtlichen Reize anbieten, daher es ihm auch nicht viel Ueberredung und Kunſt koſtet, dieſe leichtgläubigen Geſchöpfe, mit Verlaſſung der Eltern und Männer, auf die Schiffe zu entführen. Obgleich die Siameſerinnen wegen der zu frühzeitigen Ausübung der Wolluſt, zu der alle indiſche Nationen, vermöge ihres hitzigen Clima, ſehr geneigt ſind, im allgemeinen wenig fruchtbar ſind, ſo findet man doch, in Anſehung der Kinder gar keinen Mangel, obwohl viele nicht ſelbſt erzeugt ſind. Dieſe Kinder kaufen ſie in einem Alter von 2 bis 5 Jahren, für einen

geringen Preis, von den benachbarten Tatarn und Chineſen, die wegen ihrer Armuth nicht im Stande ſind, die Ihrigen zu ernähren, und erziehen und behandeln ſie ſodann ganz als ihre eigenen Kinder. Dasjenige Geld aber, was ſie der Mutter des Kindes dafür geben, nennen ſie kein Kaufgeld, weil ſie einen außerordentlichen Abſcheu, ſowohl gegen den Sklavenhandel ſelbſt, als auch gegen diejenigen europäiſchen Nationen hegen, die ſich mit demſelben beſchäftigen, ſondern ſie ſagen, es wäre dieſes blos eine Vergeltung für die Geburtsſchmerzen, die eine andere Frau für ſie hätte ausſtehen müſſen, indem der gnädige Gott, auf eine ſolche beſondere Art, ihr Gebet hätte erfüllen wollen. So wird demnach auf ſolche mittelbare Art, das ganze Königreich Siam, in Anſehung der Bevölkerung künſtlich unterhalten, da es auſſerdem auf einem ſchwankenden Fuße ſtehen, oder vielleicht aus Mangel an Einwohnern, von den europäiſchen Seemächten unterjocht ſeyn würde.

Hieraus wird ſich nun ſehr leicht ergeben, daß die Bevölkerung des ganzen Königreichs nicht ſehr ſtark ſeyn, und das ganze Land, bey eintretenden Nothfällen, keinesweges, wie einige vorgegeben haben, auf 3 bis 400,000 ſtreitbarer Mannſchaft aus ſeinen eigenen Mitteln ins Feld ſtellen könne, denn, rechnet man diejenigen von 1 bis 10 Jahren und wieder diejenigen, von 60 bis 70 Jahren, von welchen letztern jedoch äußerſt wenige gefunden werden, von der ganzen Nation, die überhaupt nicht unter die kriegeriſchen gehört: ſo werden ſich die Nullen ziemlich verringern, und ſtatt 3 bis 400,000, ungefähr nur höchſtens 90000 ſtreitbare Männer zu zählen ſeyn. Weil nun aber eine ſolche ſchwache Kriegsmacht, die noch dazu ſehr ſchlecht exercirt iſt, und mit dem groben Geſchütz faſt gar nicht umzugehen weiß, nicht im Stande wäre, ein ſolches weitläuftiges Königreich wider feindliche Einfälle gehörig zu vertheidigen, ſo unter-

terſtützen in dieſem Falle den Siamſchen König, ſowohl der mächtige benachbarte König von Ava, als auch der chineſiſche Kaiſer, dafür er einen jährlichen Tribut von 200000 Pagoden auszahlen muß. Jedoch iſt dieſes immer noch eine Kleinigkeit gegen die unermeßlichen Reichthümer, die aus den Bergwerken von den dabey angeſtellten Miſſethätern an Gold, Silber, Kupfer und Zinn jährlich geliefert werden, und was ihm überdies noch der ſtarke Handel einbringt, den er, als oberſter Kaufmann ſeiner Länder, ganz allein betreibt. Seinen Unterthanen iſt demnach nichts weiter überlaſſen, als was ihnen die fruchtbaren Felder an Weitzen, Katjan, Gerſte, und Reiß, welche letztere Art für die beſte in ganz Aſien gehalten wird, für ihren, wiewohl ſchlecht angewendeten, Fleiß liefern, und was ihnen der Seegen der Gärten gewähret, wo man einen reichen Ueberfluß von allerhand Baumfrüchten, vorzüglich von Piſang und Granatäpfeln, antrift, welche letztere Gattung in der Größe eines Kinderkopfes zu finden, und von vortrefflicher Güte iſt. Ueberdies liefert den Siameſen der Fluß Siam viele und große Fiſche in ihre Küche, und zum Vertauſche an die Schiffsfremden, dabey ihnen zugleich die großen Waldungen gegen Cochinchina in Anſehung des Bau- und Brennholzes, wie nicht weniger des daſelbſt häufig anzutreffenden Wildpretes keinen geringen Nutzen verſchaffen.

Jene großen Reichthümer verurſachen aber auch an dem Hofe des Königs einen außerordentlichen Stolz, daher er ſich nur Vorzugsweiſe einen unumſchränkten Herrn der Erde nennet. Alle ſeine Geſetze werden bey der Nation ſehr ſtreng in Ausübung gebracht, es wird aber Niemand mit einer Geldſtrafe durchgelaſſen, ſondern Jeder muß an ſeinem Leibe, oder nach Befinden mit dem Leben büßen. Obgleich das Volk ſeinen König, als einen Abgott verehret und ihn nur ſelten einmahl zu ſehen bekommt,

ſo iſt es doch ungegründet, daß ſie ſich dann entweder vor ihm verbergen, oder alle vor ihm auf das Angeſicht niederfallen ſollten.

Die Siameſen ſind zwar der heidniſchen Religion zugethan, die ſie durch Antrieb ihrer Prieſter, (die vielleicht den zwölften Theil der Nation ausmachen, und das arme Volk noch in Blindheit erhalten,) mit dem größten Eifer in Ausübung bringen; doch duldet der König alle Religionen in ſeinem Reiche, weil er ſeit der franzöſiſchen Geſandtſchaft vom König Ludwig XIV. im Jahr 1685 von den dahin geſchickten Jeſuiten, die auch hier in Siam die chriſtliche Religion ausbreiten ſollten, den vortheilhaften Gedanken beybehalten hat, daß keine andere Religion ſeinem Staate einigen Nachtheil bringen werde, zumahl, da man in allen Religionen zu ſeiner zukünftigen wahren Beſtimmung gelangen könne. Daß die Siameſen, außer dem unſichtbaren Gott, noch beſondere Götzenbilder anbeten, geſchieht deswegen, weil ſie glauben, daß dieſer, vor ihren Augen unſichtbare Gott, von ihnen zu weit entfernt wäre, und ſie daher auch vermuthlich nicht kenne, und das an ihn gerichtete Gebet hören könne. Sie müßten ſich daher ſchlechterdings an die bey ihnen ſich befindenden Götter wenden, die ſie ſähen, kenneten, und höreten, damit dieſe ſodann für ſie bey dem unſichtbaren Gott eine Fürbitte einlegten.

Dieſe und ähnliche Bemerkungen, deren ich hier noch mehrere anführen könnte, wenn ich nicht manchem meiner Leſer dadurch zu mißfallen beſorgte, machte ich während zwey Tagen in Begleitung meiner beiden geſelligen Führer. Es wäre mir ein beſonderes Vergnügen geweſen, wenn ich das Innere des Landes, ſeine Einwohner, und die beſondern Sitten und Gewohnheiten derſelben hätte näher kennen lernen; weil aber mit dem neunzehenten Tage die Abfahrt unſers Schiffes gewiß beſtimmt war, dabey denn noch mancherley vorher in Ord-

nung gebracht werden mußte, ſo wurden auch hiermit meiner Neugierde unüberſchreitbare Grenzen geſetzt. Den Tag vor unſerer Abfahrt machte ich nochmahls meine Aufwartung bey dem Commandanten, um ihm für ſein gegen mich und unſere ganze Mannſchaft liebreiches Betragen, im Namen des Capitains den verbindlichſten Dank abzuſtatten. Er nahm mich mit dem ſchon gewohnten freundſchaftlichen Betragen auf, tractirte mich mit einem Getränke von Cedern, wünſchte uns ein beſſeres Schickſal, als das bisherige geweſen war, und gab mir noch einen großen Bündel von gedörrtem Fiſch, Piſang, Granatäpfeln, u. d. m. als ein Geſchenk mit auf den Weg, das mir auch nachher vortrefflich zu ſtatten kam.

Den 19. April traten wir mit friſchem Muthe, wiewohl nur unter halbem Winde, unſere Fahrt nach Malagga an, wo wir noch mehr friſche Ladung einſchiffen ſollten. Da wir nicht wußten, was uns auf dieſer immer noch gefährlichen Reiſe zuſtoßen könnte, und unſere Mannſchaft bis auf 47 geſchmolzen war, die ſich immer noch nicht in den beſten Geſundheitsumſtänden befand, ſo nahmen wir den geraden Weg nach der Inſel Ligoe, wo ſich ein holländiſches Comtoir befindet, um zu ſehen, ob wir nicht daſelbſt einige friſche Mannſchaft erhalten könnten.

Den 23. April erreichten wir Ligoe und giengen daſelbſt vor Anker. Unſer Capitain lies ſich ſogleich ausſetzen, in der Hoffnung die Zahl der verlorenen Matroſen wieder zu ergänzen, da aber hier wenige vorhanden waren, ſo mußte er damit zufrieden ſeyn, daß ihm der Conſul nach vielen Bitten endlich noch 6 Matroſen und 8 Malayenſklaven überlies.

Auf der Fortſetzung unſerer Reiſe hatten wir Sturm, verloren den Vormaſt, und mußten uns bis Malagga mit einem Nothmaſte behelfen. Hier langten wir den 2ten May an.

Die neue Ladung, die wir an Reiſſe, Pfeffer, Muſkatennüſſen und Muſkatenblumen in unſer Schiff aufzunehmen hatten, ingleichen der verlorne Maſt, den wir durch einen andern wieder erſetzen mußten, machte, daß wir uns hier ganzer ſieben Tage verweilten.

Die Holländer ziehen aus dieſer Halbinſel großen Vortheil. Es befindet ſich hier ein ſtark befeſtigtes Caſtell, das zu allen Zeiten mit 500 Mann beſetzt iſt. Der Erdboden iſt ſehr ergiebig, und liefert außer den verſchiedenen Gewürzarten gute Diamanten.

Wir liefen am 8ten May mit vollen Seegeln aus der Malaggiſchen Rhede. Es gieng jetzt beſſer, nach unſerm Wunſche, als vorher, daher wir auch ſchon den 13ten May die Linie paſſirten. In Bintam machten wir einen Ruhetag, weil wir auch da noch einige Kiſten voll Gewürze mitzunehmen hatten, und kamen endlich in der Nacht des 22ſten nach Batavia zurück, wo wir auch am folgenden Morgen, wegen obwaltender Windſtille in den Hafen einbuxiret wurden.

Die auf dieſer Reiſe ausgeſtandenen Beſchwerden und Gefahren brachten mir eine Abneigung wider das Seeleben bey, ſo daß ich bey mir beſchloß, demſelben von nun an gänzlich zu entſagen. Ich ließ mich unverzüglich ans Land ſetzen, um mich zu allererſt bey dem Gouvernement meiner Pflicht zu entledigen und demſelben den gehörigen Rapport von dem ganzen Verlauf des mir und meinen ſo wohl verunglückten, als auch noch übriggebliebnen Cameraden widerfahrenen traurigen Schickſals mündlich zu hinterbringen, ehe ich mich um meine in Batavia zurückgelaſſenen Sachen, und um meine künftig zu treffende Anordnung bekümmern konnte. Es war zwar ſchon kurz vorher durch ein Handelsſchiff eine ungewiſſe Nachricht von unſerem verunglückten Schiffe in Batavia eingelaufen; da aber, wie man berichtet hatte, daſſelbe durch Pulver in die Luft geſprengt worden ſey, ſo hatte man bisher ge-

 glaubt,

glaubt, daß gewiß keine einzige Seele davon gekommen ſeyn würde. Von den in Makao noch zurückgebliebenen Geretteten konnte auch noch niemand wieder hier ſeyn, weil der nachfolgende chineſiſche Seefahrer, die Heldin genannt, noch nicht wieder eingetroffen war.

Der Gouverneur erſtaunte nicht wenig, als er mich bey ſich eintreten ſah; allein er machte noch größere Augen, da er hörte, daß ich noch mit 8 andern Matroſen auf des Capitains Ehrenwort, die Reiſe nach Siam und Malagga bis hierher gemacht hätte, die zugleich glücklich wieder mit angekommen wären.

Weil ich mit dieſen 8 Leuten der Compagnie doppelte Dienſte geleiſtet hatte, ſo wurde uns nicht nur die allerdings ſauer verdiente monatliche Gage ſogleich bewilliget, ſondern mir noch überdies eine Prämie von 75 Gulden verſprochen, das ich insgeſammt, nach Verfluß einiger Tage ausgezahlt bekam. Voller Freuden verließ ich das Gouvernement und eilte zu meinem Freunde, dem Koche, um ihn von meiner Ankunft zu benachrichtigen, und zugleich zu ſehen, wie es mit meinen bey ihm zurückgelaſſenen Sachen ſtände. Zu meiner nicht geringen Betrübniß mußte ich von den Hausgenoſſen vernehmen, daß der Koch geſtorben ſey. Jedoch war, noch kurz vor ſeinem Tode, die Einrichtung von ihm getroffen worden, daß er meine Kiſte mit den übrigen Sachen, einem ehrlichen Bürger und Goldſchmidte, und noch dazu einem Deutſchen, aus Hof im Bayreutiſchen gebürtig, mit Namen Rennebaum wohnhaft auf der Utrechtſtraße, bis zu meiner Zurückkunft zur Verwahrung treulich übergeben hatte. Ich machte mich ſogleich auf die Beine, um genauere Erkundigung einzuziehen, und fand alles der Wahrheit gemäß und in der beſten Ordnung. Dieſer Mann bewillkommte mich nicht nur ſehr freundſchaftlich, da er meinen Namen gehöret hatte, ſondern war auch noch von der beſondern Güte, die man bey wenigen daſelbſt ſich niederge-

gelaſſenen Deutſchen antrifft, daß er mir freiwillig, ohne allen Vortheil, den er von mir haben konnte, freie Wohnung bey ſich anbot. Da ich nun einmahl den Entſchluß gefaßt hatte, von nun an mein Brod auf Gottes feſtem Erdboden zu verdienen, wie ich denn auch meinem Wirthe dieſen meinen Vorſatz keinesweges verheimlichte, zumahl da er ſich gegen mich von einer rechtſchaffenen und mitleidigen Seite zeigte, ſo war mir dieſes eine gefundene Sache. Ich gerieth in noch größeres Erſtaunen, da er mir blos aus guter Landsmannſchaft, wie er ſich ausdrückte, zugleich ſeine Unterſtützung anbot, wenn ich etwa geſonnen wäre, einen Handel anzufangen, und es mir an Gelde dazu gebrechen ſollte. So war mir denn zu meinem vorgefaßten Entſchluſſe freiwillig die Hand geboten worden, und ich durfte von nun an auf weiter nichts bedacht ſeyn, als getroſt den Anfang damit zu machen. Wir hatten uns in unſere Berathſchlagungen ſo ſehr vertieft, daß ich mich gar nicht darauf beſann, daß ſich mein Capitain auch noch an dieſem Tage ans Land bringen laſſen, und bis auf meine Rückkunft warten wollte. Ich eilte fort, und es war ſchon beinahe finſter, da ich in Geſellſchaft des Capitains, der eben am Lande geweſen war, und ſich zu einer Zeit mit mir am Strande einfand, auf das Schiff wieder zurückkam.

Der alte Capitain Stürfort, der über den Tod ſeines Sohnes innigſt betrübt war, erfuhr durch meinen Capitain meine unglücklichen Begegniſſe und wurde dadurch ſo gerührt, daß er mir die Kiſte des Verſtorbenen ſchenkte.

Ich machte ihm für dieſes anſehnliche Präſent, das auſſer den Kleidern, Wäſche, und mancherlei Kleinigkeiten, auch in 150 Piaſtern an baaren Gelde, einer ſilbernen Jagduhr, und dergleichen Garnitur Schnallen beſtand, und einen Werth von mehr denn 200 Piaſtern in ſich enthielt, ein ſehr tiefes Compliment, und wünſchte ihm dafür ſo viel, als ich nur vor Freuden zu wünſchen vermochte.

Ich ſahe mich demnach jetzt reicher, als ich vorher geweſen war, nahm dieſe meine Habſeligkeiten, ſammt der mir gleichfalls geſchenkten Kiſte des Oberſteuermannes zuſammen, und wanderte damit noch deſſelben Mittags in das neue Logis bey meinem neuen Freunde Rennebaum, der mich auch freudig bey ſich aufnahm.

Er lies mir unverzüglich eine geräumige Stube und eine große Kammer zu meinem künftigen Handel anweiſen, und ich war nun gänzlich entſchloſſen, mit meinem ganzen Vermögen, das 600 Thaler betrug, ein Mitglied der bataviſchen Handelsleute zu werden, die auch vorher großentheils weiter nichts als Matroſen oder Soldaten geweſen ſind. Der Handel war nun ganz meine Sache, und ich berechnete ſchon im voraus, wie ich durch denſelben nach und nach eine große Rolle in Batavia ſpielen wollte. Der erſte Einkauf meiner Waaren beſtand in chineſiſchem Cattun und ſeidenen Zeugen, davon ich von einem ankommenden portugieſiſchen Schiffe, für 400 Thaler einkaufte, und dieſe mit einem vortheilhaften Gewinnſte von 30 bis 40 Procent wieder verkaufte. So gieng demnach der Anfang meines Handels ganz vortrefflich und ich hätte mich durch denſelben gewiß bald merklich gehoben, wenn nicht bald einiger Hang zum Seeweſen wieder rege in mir geworden wäre, wodurch alles eine andere Richtung gewann. Hierzu kam, daß mir der alte Capitain Stürfort, der mich ſehr fleiſſig beſuchte, dieſes erſt angefangenen Unternehmens wegen mancherley Vorwürfe machte, daſſelbe auf das verächtlichſte vorſtellte, und mich bey meiner Jugend einer Zaghaftigkeit und Faulheit beſchuldigte, wodurch nach kurzem bey mir der ſtärkſte Widerwille gegen dieſes Geſchäfte erregt wurde. Mein Wirth, dem ich meine Meinung darüber entdeckte, war zwar unaufhörlich beſchäftigt, mich bey den angefangenen Handelsgeſchäften zu erhalten, ja er verſprach mir auch, zur Erleichterung derſelben, weil ich noch nicht Bürger

war,

war, und auf meinen Namen im Großen nichts einkaufen konnte, daß ich meinen Handel ſo lange unter ſeinem Namen treiben ſollte, bis ich im Stande wäre, von meinem erworbenen Gewinnſte das Bürgerrecht zu erkaufen. Wenn mir aber der Handel mit den Waaren nicht gefiele, ſo könnte ich mich mit dem Sklavenhandel beſchäftigen, der noch mehr als jener, einbrächte.

Im Grunde war dieſer, von meinem Wirthe und Freunde mir gemachte Vorſchlag nicht ganz übel, weil der letzte Handel noch mit weniger Schwierigkeiten verbunden war, und doch die mehreſten Procente verſprach. An Gelegenheit dazu konnte es mir auch nicht fehlen, da man in Batavia, faſt zu allen Zeiten, die beſten und jüngſten Sklaven von 10 bis 18 Jahren, gleich aus der erſten Hand, für 80, 100 bis gegen 200 Thaler von den nach Afrika fahrenden Holländern und Franzoſen, die dieſe Malayer, Siameſen, und Chineſerſklaven, der deshalb aufzuwendenden Unkoſten wegen, nicht ſo weit mit ſich nehmen wollen, leicht erhalten kann. Wollte man aber dagegen dieſe Einwendung machen, daß wohl bey dieſer freſſenden Waare wenig zu verdienen ſeyn könne, da dieſelbe doch täglich einen Aufwand verurſache: ſo antworte ich vielmehr: dergleichen Sklaven zu unterhalten koſtet im Ganzen genommen, noch weniger als Nichts. Jeder Sklave erhält monatlich zu ſeiner Portion 15 Pfund Reiß, davon der Bägel, zu 96 Pfund gerechnet, höchſtens mit einem Piaſter bezahlt wird, und eine gewiſſe Anzahl Fiſche, die er nicht allein für ſich fangen, ſondern noch überdies in Geſellſchaft eines andern Cameraden, ſeinem Herrn zum wenigſten täglich einen Centner davon liefern muß. Dieſe werden theils eingeſalzen, theils geräuchert, nicht nur in der eigenen Haushaltung des Herren verbraucht, ſondern der Centner wird auch nachher an die Schiffsfremden für 6 bis 8 Thaler verkauft. Solchergeſtalt müſſen nicht allein die Sklaven ihr eigenes

 Brod

Brod verdienen, ſondern auch noch überdies, auf mancherley Art durch ihrer Hände Arbeit ihren Herrn mit erhalten helfen. Dabey aber werden dieſe ſonſt ſo nutzbaren und unter einem unrechtmäßigen drückenden Joche, ſeufzenden Menſchen, für ihre unermüdete Thätigkeit, zum öftern noch ſchlechter wie ein Hund behandelt, ja wohl gar durch Ueberdruß, oder Chikane einer rachgierigen Frau, die ſich in Anſehung ihrer beſondern Wünſche und Forderungen von einem ſolchen armen Teufel nicht ſattſam befriedigt geſehen, mit Hülfe eines ſchlecht geſinnten Gouverneurs oder Edeln Herrn wie ſie ihn zu nennen pflegen, (wiewohl dieſen, der Edelmuth des Herzens mehrentheils gänzlich fehlt) der die Juſtiz auszuüben hat, durch heimliche Beſtechungen, unſchuldiger Weiſe vom Leben zum Tode gebracht. Eine ähnliche Geſchichte ereignete ſich noch bey meiner Anweſenheit, mit einem Leibſklaven, der gewöhnlich May genannt wurde, in dem anſehnlichen K . . l. u. Hauſe.

Dieſer Menſch, welcher ungefähr 21 Jahr alt ſeyn mochte, von ſtarker Leibesbeſchaffenheit und guter Bildung war, hatte ſeinem Herren über 5 Jahre treu und ehrlich gedienet, und ſich dadurch bey der ganzen Familie ſehr beliebt gemacht. Die edle Frau des Hauſes, der er vorzüglich zu allen Zeiten ſeinen Dienſteifer bewieſen, hatte ihn ſo liebgewonnen, daß er deswegen viele Freyheiten genoß, und manchen lieben Abend, wenn der edle Herr in Geſellſchaft gegangen war, bey ihr zubringen mußte. Willig gehorchte er ſeiner Gebieterin und erfüllte dasjenige aus allen ſeinen Kräften, was ſie von ihm begehrte. Lange hatte der ehrliche May ſeinem Poſten tapfer vorgeſtanden, bis er endlich bey aller Treue und allem Eifer ſein Leben verlor. Da er eben eines Morgens im Begriffe war, die vom vergangenen Tage gefangenen Fiſche einzuſalzen, und ſein Herr ſich noch nicht ſehen lies; ſo wurde er unvermuthet und mit Eilfertigkeit von ſeiner Gebieterin

terin von ſeiner Arbeit in ihr Schlafgemach gerufen. Er trug zwar jetzt, ſo folgſam er auch ſonſt war, einiges Bedenken ihr Begehren zu erfüllen, und ſtellte ihr, mit vielen Bitten die Gefahr vor, in die er durch die Ueberraſchung ſeines Herrn kommen könnte; allein die einmahl in Flammen gerathene heftige Leidenſchaft dieſer edeln Frau unterdrückte alle gemachte Vorſtellungen; die Vernunft mußte unterliegen, und der an und für ſich unſchuldige May verfiel durch folgende heimtückiſche Weiberliſt ſeiner Gebieterin in Lebensſtrafe. Kaum hatten ſie beide angefangen, der Venus ihr Morgenopfer zu bringen, als ſich mit einemmahle Jemand auf dem Gange hören lies. Die Frau, die ſich nicht mehr ſicher glaubte, und doch auch ihre selbſt veranlaßte Schandthat unter dem Deckmantel der ehelichen Treue verbergen wollte, ſchrie aus vollem Halſe: Mord! Mord! Hülfe! Hülfe! — Der Herr, der ohnedem nicht mehr weit von dem Schlafgemach ſeiner Frau entfernt war, eilte in vollem Springen nach der Thür; wie erſtaunte er aber nicht, da er ſeinen ſonſt ſo aufrichtigen May, der vor Angſt und Furcht am ganzen Leibe zitterte, hier in einer, wider ihn zeugenden Unordnung ſeiner Kleider antraf. Der Unglückliche ſtürzte bey dem Eintritte und der zornigen Anrede ſeines Herrn ſinnlos zu Boden; das verſtellte Weib aber fiel ihrem in der Blindheit erhaltenen Ehegemahl um den Hals und ſagte mit thränenden Augen zu ihm: „Gott ſey Dank! daß Du auf den Gedanken kommen mußteſt, heute früher als ſonſt gewöhnlich, aufzuſtehen. Wäreſt Du nicht als mein Schutzengel erſchienen, ſo wäre ich gewiß ſchon in eine andere Welt hinüber befördert worden; denn dieſer ſchwarze Hund, dem wir bisher ſo viel Wohlthaten erwieſen haben, und auf deſſen verſtellte Redlichkeit Du bisher Schlöſſer zu bauen gedachteſt, kam eben, da ich mich ankleiden wollte, mit dem Meſſer in der Hand, das Du noch hier ſieheſt, wie eine Furie in mein Schlafzimmer ge-

 laufen,

laufen, und drohete, mich mit demſelben zu ermorden, wofern ich nicht ſeine Geilheit befriedigen wollte. Ich ſuchte ihm zwar mit Liſt das Meſſer aus der Hand zu winden, und mich ihm, aus allen meinen Kräften, zu widerſetzen; allein ich ward matt, ſank wieder auf das Bette, und war nahe dabey, ſeiner viehiſchen Begierde zu unterliegen, oder von dieſem Unmenſchen erdroßelt zu werden. Dich ſendete aber Gott als meinen Erretter, und befreiete mich zur rechten Zeit aus dieſes Gottloſen Klauen."

Der ehrliche K . . . der den heuchleriſchen Worten und erpreßten Thränen ſeiner lieben Ehehälfte völligen Glauben beymaß, lies, ohne weitere darüber angeſtellte Unterſuchung, dem armen May Hände und Füße binden, 200 Schläge auf den Hintern aufzählen, und überlieferte ihn, als einen Nothzüchtiger und Ehebettsſchänder dem Gewaltigen, der ſodann für ein Geſchenk von 50 Piaſtern den treffendſten Bericht an den Fiskal abſtattete, worauf auch der unſchuldige May, ohne weitern Proceß, in einer Zeit von 6 Tagen hingerichtet wurde.

Ich führe dieſes nur als einen Beweis von der Aufführung der mehreſten Europäer gegen die Nationen fremder Welttheile hier an, damit man einigermaßen die Urſachen des Haſſes der daſigen Völker gegen die Chriſten einſehen, und diejenigen, die bisweilen wegen getriebener Schelmereyen, Europa verlaſſen mußten, hernach in Batavia, und in andern weit entlegenen Ländern, als Edle die größte Rolle ſpielen, ohne Vergrößerungsglas, in ihrer wahren Geſtalt kennen lerne. Doch will ich keinesweges läugnen, daß auch hierinnen Ausnahmen ſtatt finden können, wovon ſelbſt mein Wirth das ungezweifeltſte Beyſpiel war.

Mein Gefühl für Menſchlichkeit und Billigkeit lehrte mich alle, auch die blendendſten Vortheile verachten, und ich entſchloß mich lieber, nachdem ich der Sache genauer nachgedacht hatte, allen mit ſo vielen Ungerechtigkeiten ver-

verbundenen Handel gänzlich aufzugeben. Ob es mir gleich bisher zu Waſſer ſo trübſelig gegangen war, daß ich ohne Reichthümer dabey zu erwerben, kaum das Leben davon gebracht hatte: ſo wurde mir doch, weil ich einmahl zur Thätigkeit gewöhnt war, das müßige Leben zur Laſt, und mir ſchmeckte bey den noch ſo ſtarken Strapazen, die ich zum öftern vorher zur See mit ausſtehen mußte, ein Stück eingeſalzenes Fleiſch und ein Topf Waſſer viel beſſer, als jetzt die delikateſten Gerichte und der den Gaumen reizende Kapwein. Hätte ich ja meine in der Jugend erlernte Kunſt wieder vorſuchen, und auf die Buchdruckerey gehen wollen, ſo fehlte es auch hier, wo mehrentheils nur Compagnie-Tabellen, Rechnungen und Scheine gedruckt werden, an völliger Arbeit und Verdienſte. Ueberdies hatte ich auch, als geweſener Seeofficier, keine Luſt, mich den Herren Confratern beyzugeſellen die dort den Titel der Knechte führen. Damit ich aber doch unterdeſſen einen kleinen Zeitvertreib haben möchte, bis ſich mir eine gute Gelegenheit zeigen würde, dieſen mir gehäſſig gewordenen Welttheil gänzlich zu verlaſſen, und in einem andern ein beßres Glück zu ſuchen; ſo übernahm ich die mir von meinem Wirthe angebotene Aufſicht über ſeine Wirthſchaft, die er, ſeiner übrigen Geſchäfte wegen, ganz allein zu überſehen nicht im Stande war. Ich hatte hierbey die gewünſchteſte Zeit, denn für Logis und Tiſch durfte ich nicht ſorgen, an Bequemlichkeiten fehlte es mir auch nicht, und mit den Sklaven hatte ich ſehr wenig zu thun, weil dieſe in der Haushaltung ſchon auf das Beſte abgerichtet waren. Der brave Rennebaum freuete ſich herzlich darüber, daß ich an dieſer Beſchäftigung ein Vergnügen fand, und unter meiner Aufſicht ſeine Wirthſchaft ſich in gutem Stande erhielt. Seine Frau, die eine Inländerin nach der Mode war, bewies mir auch anfänglich ihr ganzes Wohlwollen, weil ſie mich dadurch am erſten in ihr Garn zu locken hoffte; ſobald ſie aber merkte, daß ich keines-

neswegeſ in ihre Abſichten einſtimmen wollte, ſo warf ſie einen ſolchen Groll auf mich, daß ſie von nun an faſt alle von mir gemachte Veranſtaltungen tadelte. Anfangs ſchien mir dieſes nur Spaß zu ſeyn; da ſie mir aber ſelbſt verſicherte, daß ſie es in völligem Ernſte ſo meyne, ſo wußte ich meine Maßregeln darnach zu nehmen, und mich auf eine andere Weiſe an ihr zu rächen. Da ihr Mann, ſeiner auswärtigen Geſchäfte wegen, den größten Theil des Tages nicht zu Hauſe war, und ſie ſich ſo ganz verlaſſen ſah, ſo hatte ſie, nach der Mode der mehreſten Schönen von Batavia, einen jungen anſehnlichen und verſtändigen Sklaven ihres Hauſes auf ihrer Seite, mit dem ſie ſich manche müßige Stunde des Tages bisher vertrieben. Ich nahm daher Gelegenheit, dieſen heimlichen Umgang einigermaſſen zu hemmen, und beſchäftigte den Lüny, ſo war ſein Name, auf alle mögliche Weiſe. Gieng ich aus, ſo war er mein Begleiter, und ich fand ſelbſt an ſeinem artigen Betragen ein wahres Vergnügen. Weil mir aber durch dergleichen gegenſeitige Neckereyen, mancherley Verdruß verurſacht wurde, ſo ſuchte ich der ganzen Sache dadurch auf einmahl ein Ende zu machen, daß ich, ohne alle angeführte Urſache, meinen Poſten aufgab, und mich bey dem Capitain Eymann, einem Middelburger, der mit dem Merkur bey Batavia vor Anker lag und über Ceilon wieder nach Europa fahren ſollte, aufs Neue um Schiffsdienſte bewarb. Es fiel mir nicht ſchwer, bey dieſem rechtſchaffenen Manne meine Abſicht zu erreichen, ja! er bezeigte ſich noch außerdem ſo gefällig gegen mich, daß er mir das Erbieten machte, wenn es mein ernſtlicher Wille wäre, jetzt mit ihm nach Europa zu fahren, und Oſtindien zu verlaſſen, ſo wollte er ſich auch ſodann meinetwegen alle mögliche Mühe geben, daß ich als Capitain, auf einem nach Weſtindien fahrenden Kauffarteyſchiffe, angeſtellt werden möchte. „Dort können Sie, fügte er hinzu, wenn Sie glücklich ſind, wieder erlangen was Sie hier,

bey

bey ſo verſchiedenen gefährlichen Reiſen eingebüßt haben. Schon dadurch wird ſehr viel gewonnen, daß bey der Kürze der Reiſe, ſich ein Jeder von Europa aus verproviantiren kann, und überdies giebt es noch mancherley kleine Vortheile, die dem Capitain dabey zu gute kommen."

Wir wurden über die Fahrt mit einander einig, und ich eilte mit doppelten Schritten, ohne an etwas weiter zu denken, nach dem Comtoir, wo ich mich, als zweyter Steuermann auf dem Schiffe des Capitains Eymann bis nach Ceilon einſchreiben lies. Da mir zugleich angedeutet wurde, daß ich meine Sachen immer in Bereitſchaft ſetzen ſollte, weil das Schiff in zwey, höchſtens drey Tagen zum Abſegeln beſtimmt wäre, ſo lief ich gleich wieder in mein Logis, packte meine Habſeligkeiten nebſt 307 Thalern, die ich noch übrig hatte, in meine Kiſte und ſchickte dieſe, durch einen Sklaven meines Wirths auf das Schiff. Der brave Rennebaum dem ich viele mir bisher erwieſene Wohlthaten zu verdanken hatte, erſtaunte nicht wenig über meine Eilfertigkeit, der alte Stürfort hingegen, der mich wie gewöhnlich beſuchen wollte, und mich bey dem Zuſammenpacken antraf, freuete ſich ungemein darüber, daß ich nach ſeinem Rathe wieder zu Schiffe gehen wollte, und wünſchte mir viel Glück und Seegen. Beide bezeigten ſich, bey meinem ſo ganz unerwarteten plötzlichen Abſchiede, noch ſo freundſchaftlich gegen mich, daß der erſtere mich mit 50 Pfund trockenen Fiſchen und 3 Fäßchen eingelegten Früchten, der Letztere aber mit einem ganzen Keller (22½ Kanne) des beſten Franz-Branntweins beſchenkte. Meine Wirthin aber, die in ihrem Herzen froh ſeyn mochte, daß ſie mich aus dem Hauſe los ward, verehrte mir auch zu guter Letzt einen derben Schinken. Meine beiden andern Kiſten brachte ich ohne viele Mühe an den Mann, kaufte dafür friſche Lebensmittel ein, und gieng damit wohl verſorgt an Bord.

Den 6. Juli verließ ich, in Geſellſchaft von 26 Europäern, und 2 Pflug Chineſen, unter einem ſehr günſtigen Winde, die Rhede von Batavia. Unſere Fahrt lies ſich bis in den Sund ganz vortrefflich an; weil wir aber hier widrigen Wind bekamen, ſo brachten wir doch, obgleich die Chineſen alle ihre Kräfte anwandeten, über 46 Stunden zu, ehe wir uns aus demſelben herausarbeiten konnten. Von hier aus gieng es, durch Hülfe eines guten Windes etwas geſchwinder, ſo daß wir ſchon am 17ten Juli die Linie paſſirten, und nach Wunſch am folgenden Abend die Inſel Cocos erreichten. Jetzt ergriffen uns aber hinter einander zwei heftige Stürme, in welchen wir einiges Tauwerk und das halbe Ruder verloren.

Kaum hatten wir dieſe fürchterlichen Stürme überſtanden, ſo kam ein Aufruhr unter den Chineſen, der ſich ſchon einigermaßen bey dem Sturm zeigte, in völligen Ausbruch, und es wäre zwiſchen den Europäern und Chineſen ein gräßliches Morden vor ſich gegangen, indem die letztern auf die erſtern ſchon mit ihren langen Meſſern losgiengen, wofern ich nicht mit dem Capitain, dem Oberſteuermann, dem Bootsmann und noch einigen ganz unpartheiiſchen Leuten unter ſie geſprungen wären, und theils mit Schlägen, theils mit Drohungen und Vorſtellungen dem entſtandenen Tumulte ein Ende gemacht hätten. Von nun an weigerten ſie ſich aber, auch nur eine Hand wieder anzulegen, ja ihr Montour ſtand auf und verlangte ausdrücklich vom Capitain, daß er ihm mit ſeiner Mannſchaft, für ihre bisher verrichtete Arbeit auf acht Tage Lebensmittel geben und das Boot ausſetzen laſſen ſollte, auf dem ſie nach Batavia wieder zurück fahren wollten. Sie wären nicht geſonnen, bey aller ihrer Arbeit, über die wir uns gewiß nicht beſchweren könnten, ſich von dem groben Bootsmann Wiemeyer, der ein Preuße von Geburt war, fernerhin ſchlecht behandeln zu laſſen. Der Capitain, der die Grobheit dieſes Menſchen kannte, gleichwohl

wohl ſo viel Mannſchaft, die uns in der That treffliche Dienſte geleiſtet hatte, nicht auf einmahl verlieren wollte, ſuchte ſie dadurch zu beſänftigen, daß er dem Bootsmann das Commando über die Chineſer abnahm, und dieſes dem Montour übertrug, mit der Erklärung, daß, wenn ihnen Einer von den andern Leuten zu nahe käme, ſo ſollten ſie es nur ſogleich an den Officier, der die Wache hätte, melden, wo denn der Unruheſtifter auch ſeine Strafe erhalten werde.

Obgleich der Geiſt der Unruhe immer noch nicht völlig gedämpft war, ſo ließen ſich doch die Chineſer im geringſten nichts merken, ſondern ſie giengen wieder an ihre Arbeit. Jedoch ertheilte mir der Capitain, da ich Abends um 9 Uhr die erſte Wache that, und 14 Mann von den Chineſern unter mir hatte, den wohlmeinenden Rath, daß ich immer auf meiner Hut ſeyn könnte. Merkte ich Unrath, ſo ſollte ich nur alles wecken laſſen.

Ich war noch nicht eine Stunde auf der Wache, als mir durch einen Matroſen, Namens Piepenbring die Poſt überbracht wurde, daß die Chineſer um 12 Uhr ihren Aufſtand zu erneuern geſonnen wären, und ſich zugleich verſchworen hätten, wenn ſie nicht mit Guten das Boot erlangen könnten, alles zu ermorden. Ich ließ in aller Stille den Konſtabler rufen, und ertheilte ihm ſogleich Ordre, daß er für jeden Unterofficier 2 Piſtolen und für jeden Matroſen einen Hauer in Bereitſchaft haben ſollte, ehe ich noch den Oberſteuermann und den Capitain geweckt hätte. Piepenbring ſchickte ich zu dem Oberſteuermann, um ihn zu mir zu rufen. Kaum hatten mich dieſe abgeſchickten Boten verlaſſen, als ich mich umſah, und nicht wenig erſtaunte, daß ich nicht an die beiden Chineſer gedacht hatte, die am Ruder auf dem halben Verdeck geſtanden. Um ſie zu erforſchen ließ ich den einen, der gut Holländiſch verſtand, von ſeinem Poſten ablöſen, führte ihn in meine Kammer und fragte ihn aufs Gewiſſen,

ob

ob es wahr ſey, daß die Unruhen wieder aufs Neue angehen ſollten. Dieſer war nicht nur ſo dreiſt, daß er es mir ohne Scheu bejahete, ſondern ſtieß auch mit einem langen Meſſer nach mir. Zum Glücke wich ich dem Stiche etwas aus, und hatte es bey dem Schrecken und in der darauf erfolgten Wuth nicht einmahl gefühlt, daß er mir einen derben Schnitt in den Unterleib beygebracht. Piepenbring ſprang ſogleich herzu, nahm ihn von hinten bey dem Halſe, warf ihn zu Boden, und ich ſtopfte ihm ein Tuch in den Mund, damit nicht durch deſſen Geſchrey der allgemeine Tumult auf dem Schiffe losgehen möchte. Wir banden ihm Hände und Füſſe feſt an den Hals, und ob ich ihn gleich noch aus Mitleid in dieſer Poſitur liegen laſſen wollte, ſo nahm ihn doch Piepenbring, und warf ihn in die See mit den Worten: Canaille! dies iſt der Lohn für deine Bosheit! Jetzt bemerkte ich erſt durch die Näſſe an meinem Körper, daß ich verwundet ſey, weil ich aber dieſe leichte Wunde wenig achtete und vielmehr glaubte, daß hier ſchnelles Handeln nothwendig ſey, ſo dachte ich jetzt an keinen Verband, ſondern ließ nur vor allen Dingen den zweyten Chineſer zu mir rufen, durch deſſen Geſtändniß, Piepenbrings Ausſage beſtätigt wurde. Ich ließ ihn von dem Konſtabler in die Rüſtkammer ſperren, begab mich zu dem Capitain und überlegte mit demſelben, was ferner zu thun ſey. Da die Chineſen uns an Mannſchaft weit überlegen waren, beſchloſſen wir, das Schiff im äußerſten Falle eher in die Luft zu ſprengen, als es ihnen zu überlaſſen, jetzt aber ſelbſt ſie anzugreifen, um ihnen zuvorzukommen. Das Gefecht, in welchem wir 7 Verwundete, die Chineſen aber 12 Verwundete und 5 Tode hatten, war äußerſt hartnäckig, doch behielten wir endlich die Oberhand, nachdem wir uns genöthigt geſehen hatten, unter die wüthendſten von den Rebellen mit Kartätſchen zu ſchießen. Sie baten nun

nun um Pardon, und unterwarfen ſich der Strafe, die ihnen im Schiffsrathe zuerkannt wurde.

Die beyden Urheber wurden zum Senken verurtheilt; vier andere Matroſen, nebſt einem Montour, mußten von der Raa laufen; *) ſechs erhielten den Bellſchlag, die übrigen aber kamen mit 50 Schlägen auf den Hintern weg, und wurden mit Bedrohung einer härtern Strafe zur Ruhe und Arbeit verwieſen.

Nach vollbrachter Exekution wurde unſer Schiff wieder in ſeegelfertigen Stand gebracht, worauf wir denn den Nachmittag unſre Reiſe weiter fortſetzten, und unſere Mannſchaft ſo unermüdet arbeitete, daß wir unter Begünſtigung eines guten Windes, am 4. Auguſt Ceylon erreichten, und bey Jaffnapatan dem gewöhnlichen Landungsplatz der Holländer die Anker warfen. Der Bootsmann, der an ſeinen erhaltenen gefährlichen Wunden gänzlich darnieder lag, wurde, zu beſſerer Verpflegung ans Land gebracht, wo er auch völlig wieder hergeſtellt, und ſodann nach dem Kap geſchickt worden iſt. Weil aber ſeine ſchlechte Behandlung den Chineſen Veranlaſſung zu der entſtandenen Empörung gegeben hatte, ſo mußte er zur Strafe 5 Jahr als gemeiner Matroſe für den Fiskal fahren, und erhielt nachher von der Compagnie ſeine völlige Dimiſſion.

Unſer Schiff mußte der Looſung wegen, hier einige Tage liegen bleiben, und weil ich ſie vermöge meines Amtes über mich nahm, ſo bekam ich Gelegenheit, mit einem Deutſchen, Namens Oberländer, aus Nürnberg gebürtig bekannt zu werden. Kaum hatte ich ihm eröffnet, daß ich ſein Landsmann ſey, als er mir auch ſogleich freies Quartier bey ſich anbot, und mir verſprach, wenn ich hier zu bleiben Willens wäre, mir ſogleich wieder zu einem vortheilhaften Poſten zu verhelfen, und mir täglich freien Tiſch zu geben.

*) Dieſes nennt man auch Kielhaltern.

Anfänglich hielt mich der Gedanke an die vorher gemachten Verſprechungen des Capitains zurück; weil ich aber, ſo lange das Schiff vor Anker lag, von Oberländers Erbieten einigen Gebrauch machte, und mit Erlaubniß des Capitains faſt alle Nächte bey ihm zubrachte, und er mir von der Lage des hieſigen Militairs ſo viel Vortheilhaftes ſagte, willigte ich endlich ein. Damit ich aber meine Geſinnung nicht wieder ändern möchte, hatte Oberländer ſogleich am folgenden Morgen ohne mein Vorwiſſen einen gewiſſen Lieutenant Seilerberg, der bey meinem Landsmann aus und eingieng, an den Oberſten des Caſtells abgeſchickt, und ſich bey demſelben erkundigen laſſen, ob es nicht möglich wäre, daß er mich als ſeinen Landsmann unter ſein Bataillon meinem itzigen Poſten gemäß, anſtellen könnte. Der Oberſte Zingler, der ſonſt ein Deutſcher und zwar aus Heſſen gebürtig war, hatte ſich nicht allein willig bezeigt mich zum Sergeanten zu machen, ſondern auch Verlangen geäußert, mich bey ſich zu ſehen. Er ſchickte demnach den Lieutenant Seilerberg noch denſelben Nachmittag auf unſer Schiff, der mir aber nicht ein einziges Wort von der unter ihnen getroffenen Verabredung ſagte, ſondern mich nur im Namen des Oberſten zum folgenden Mittag zur Tafel einladete, wobey er mir zugleich deſſelben deutſchen biedern Charakter rühmte. Ich ließ mich auch am folgenden Tag gegen Mittag ans Land ſetzen und begab mich zu dem Oberſten, von dem ich auch gütig empfangen, und in Geſellſchaft des Herrn Seilerbergs, Oberländers, und mehrerer Officiere herrlich tractirt wurde. Schon während der Mahlzeit wurde mir von dem Oberſten, Oberländern und den übrigen anweſenden Officieren heftig zugeſetzt, daß ich hier zu Lande bleiben und Dienſte nehmen ſollte, wobey denn manche Kanne europäiſchen Weines auf das Wohl der Europäer ausgeleeret ward; noch mehr aber nach Tiſche, in dem blauen Dunſte,

(das

(das ein vor dem Oſterthore gelegener großer Garten iſt, und der holländiſchen Compagnie angehöret) der dieſen Tag den Namen mit der That hatte. Ziemlich umnebelt wurde ich zum Sergeanten, unter des Herrn Oberſten Zinglers Bataillon, in dem Caſtelle von Jaffnapatan angeworben. In dieſem Taumel des Vergnügens hatte ich nicht daran gedacht, daß ich mich dadurch, da ich ſchon Officier war, verſchlimmerte, und zugleich an meiner monatlichen Gage 14 holländiſche Gulden einbüßte; jedoch ſuchte man mich dadurch einiger maßen zu entſchädigen, daß man mir, durch übertragene Commandos die Gelegenheit verſprach, die Inſel zu durchreiſen, welches außerdem Keinem erlaubt wird, und wenn er auch noch ſo viel Geld darum geben wollte.

Niemand erſtaunte mehr über dieſen gefaßten Entſchluß, als mein bisheriger Capitain. Freylich hätte er es gern geſehen, wenn ich noch länger bey ihm geblieben wäre; weil er mich aber nicht zwingen konnte, ſo marſchierte ich am folgenden Morgen mit meinen Habſeligkeiten ins Caſtell, wo mir ſogleich mein Quartier in den daſigen Caſernen angewieſen, und der Eid als Sergeant abgenommen wurde. Es dauerte kaum acht Tage, ſo hatte ich ſchon erlernt, was ich zu meinem Poſten nöthig hatte, und war im Stande, meine Wache, die ohngefähr alle fünf Tage an mich kam, gehörig zu verſehen. Ich hatte hier die erwünſchteſte Zeit; denn über läſtigen Dienſt durfte ich mich nicht beſchweren, für Eſſen und Trinken war zu allen Zeiten bey meinem Landsmann Oberländer geſorgt, und über lange Weile konnte ich auch nicht klagen, denn dieſe ſuchte ich mir, theils durch neue Bekanntſchaften in europäiſchen Häuſern, theils durch Spatziergänge, ſo viel wie möglich zu vertreiben.

Die Stadt Jaffnapatan liegt gleich am Strande hinter der Citadelle, in einer ſehr angenehmen und fruchtbaren Ebene, die auf der nördlichen und öſtlichen Seite

mehrentheils mit Gebirgen umgeben iſt, unter denen der Piko, deſſen Spitze über alle andere hervorragt, als der höchſte in ganz Aſien angeſehen wird. Sie erſtreckt ſich in der Länge nicht viel über eine Stunde, iſt aber ſchon ehemahls von den Portugieſen, und nachher von den Holländern ſo gut befeſtigt worden, daß ſie ſich allein vertheidigen kann. Die dabey befindliche Citadelle iſt daher nicht ſowohl zur Vertheidigung der Stadt, als vielmehr des dabey befindlichen Hafens angelegt, in den auch kein fremdes Schiff eigenmächtig einlaufen darf, ſondern bey der vor demſelben in der See ſchwimmenden Tonne ſo lange liegen bleiben muß, bis es von einigen holländiſchen Lotſen durch einen Umweg von drittehalb Meilen, in den Hafen eingebracht wird, damit daſſelbe den wahren Eingang nicht kennen lerne. Die Anlage der Stadt iſt ganz vortrefflich: ſie hat ſchöne breite Straßen, die mehrentheils aus 2 Stock hohen Häuſern beſtehen, die weiß angeſtrichen und häufig mit grünen Thüren und Fenſtern verſehen ſind, von wo aus ſich der Wohlgeruch ſüß duftender Blumengewächſe verbreitet. Weil die Einwohner, die in Anſehung ihrer Sitten viel Vorzüge vor den Bataviern haben, aus Heyden und Chriſten vermiſcht ſind, ſo findet man neben den heidniſchen Tempeln auch chriſtliche Kirchen, unter welchen letztern die neu erbauete reformirte Kirche die vorzüglichſte iſt. Sie hat, ſo wie die übrigen, nur zwey Thüren, von denen jedesmahl eine verſchloſſen, und während des Gottesdienſtes mit zwey Mann Wache beſetzt iſt, damit nicht etwa ein unordentlich gekleideter oder ein Beſoffener mit hineinkomme und durch ſein Betragen die Ruhe ſtöre. Die Policey, die durch einen holländiſchen Gouverneur beſorgt wird, der unter dem oberſten Gouverneur in Colombo ſtehet, hält in dieſem Stücke die beſte Ordnung, daher auch an den Tagen, da Gottesdienſt gehalten wird, jederzeit 8 Mann patrouilliren müſſen, damit in der nächſt liegenden Gegend

gend von den eingebohrenen Nichtchriſten keine Störung verurſacht werde. Die erſten Bewohner ſowohl dieſer Gegend, als auch von der Inſel, waren insgeſammt Verehrer ſelbſt erdichteter Gottheiten, die ſchon zu des Wiſchnu Zeiten unter ihrem erſten König Rawanen, nach ihrer Rechnung, um das Jahr 6896 vor Chriſti Geburt, einen Religionskrieg mit den Siameſen führten, die ihnen ihre Gottesverehruug mit Gewalt aufdringen wollten. Dennoch ſind ſie nach und nach in vielen Stücken der Indier Gottesverehrung nachgefolgt, wie man aus ihren Religionslehren und aus dem angenommenen Lehrbuche Yegamons erſiehet. Seitdem aber die Portugieſen, und nach dieſen die Holländer viele Beſitzungen an ſich gebracht, und in vielen den Oberherrn geſpielet, ſo haben auch die daſelbſt ſich niedergelaſſenen Chriſten, deren Anzahl ſehr groß iſt, die Freiheit erhalten, ihren Gottesdienſt öffentlich auszuüben und Kirchen zu erbauen.

Die Lebensart habe ich, in Jaffnapatan und überhaupt auf ganz Ceylon beſſer als in Batavia gefunden, ſo daß man für das Geld, wovon man in Batavia nur kümmerlich haushalten muß, auf Ceylon als ein vornehmer Herr leben kann. Der überaus fruchtbare Boden liefert nicht allein den Einwohnern einen reichen Ueberfluß von Gemüßen, ſondern auch eine große Menge wilder und zahmer Thiere, vorzüglich aber eine Art großer Schlangen, die von den Eingebohrnen ſehr häufig, und mit dem größten Appetit verzehret werden. Den Holländern iſt dieſe Inſel deswegen vorzüglich wichtig, weil ſie nicht nur daſelbſt einen ſtarken Handel treiben, ſondern noch überdies große Laſten der koſtbarſten Produkte und Gewürze, als Zimmt, Pfeffer, Ingwer, Cardemomen, Reis, Catjan, Sago, Zucker, Roſinen, Elfenbein, Gold, Silber, Eiſen, Kupfer, Perlen und allerley Arten der Edelgeſteine aus derſelben fortführen. Meine Neugierde war zwar ſeit einem Aufenthalte von 6 Wochen

 in

in Etwas befriedigt worden, weil ich beynahe alle Tage Neuigkeiten zu ſehen und zu hören bekam; jedoch war mir dieſer Eirkel, in dem ich mich herum drehete, immer noch zu klein, und ich wartete mit vieler Sehnſucht auf eine baldige Gelegenheit, die Inſel noch beſſer kennen zu lernen.

Am 16. Septbr. erhielt ich vom Oberſten die Ordre, mit 8 Mann auf einem Hukker nach Negombo zu dem daſigen Konſul auf Commando zu fahren, um die gewöhnliche Lieferung, die er von den daſigen Einwohnern jährlich für die Compagnie eintreibt, bey ihm abzuholen. Dies war nun ein kleiner Anfang von meinen zukünftigen Reiſeu auf Ceylon, doch brachten wir 5 Tage zu, ehe wir Negombo erreichten. Der Konſul wollte uns zwar anfänglich einige Zeit dort behalten, und uns bey einigen Einwohnern, die das Ihrige noch nicht abgetragen hatten, auf Exekution legen; weil es aber nicht viel betrug, ſo behielt er uns bey ſich, und wir waren im Stande, da die Reſtanten, nach geſchehener Erinnerung, berichtigten, ſchon am dritten Tage unſere Abfahrt wieder zu unternehmen. Ich ſah dieſes um ſo lieber, da ich in dieſem kleinen, aber reinlichen, Städtchen nichts Merkwürdiges antraf, daß meine Wißbegierde befriedigen konnte, und wir eilten Jaffnapatan wieder zu ſehen, das auch am zwölften Tage bey hereinbrechender Nacht geſchah.

Eine zweyte Reiſe, die ich gleichfalls zur See für den Herrn Lieutenant Abelmann, einen Sachſen, mit dem Schiffe Nothverlegen am 6 Oktober nach Colombo unternahm, war etwas wichtiger für mich, weil ich doch von dieſer, als der Hauptſtadt, Mehreres, als von Negombo erwarten konnte. Bey meiner Ankunft wurde ich nicht nur von dem daſelbſt, ſtehenden Capitain Dürbach, einem Würzburger, an den ich von meinem Capitain beſonders ſchriftlich empfohlen war, ſehr gut aufgenommen und beherberget, ſondern ich erhielt auch

durch

durch ihn von dem Gouverneur die Erlaubniß, daß ich mich in Colombo einige Tage långer aufhalten konnte, um zugleich die Stadt und die umliegende Gegend zu beſehen.

Colombo, die Hauptſtadt der Hollånder auf der Inſel Ceylon iſt auch zugleich die ſtårkſte Veſtung, die zu ihrer Vertheidigung mit 64 Bombenkeſſeln und 230 ſchweren Kanonen beſetzt iſt, daher es einem Feinde gewiß ſehr ſchwer fallen wůrde, dieſe zu erobern, wenn es nicht durch Verråtherei, oder durch Vernachlåſſigung des Commandanten geſchåhe, der den engen Paß bey dem Schlangen-Eyland nicht gehőrig vertheidigte, von da aus doch ein jedes Schiff, das mit Gewalt in den Hafen einlaufen will, in den Grund gebohrt werden kann. Mehreres von Colombo zu erwåhnen, achte ich fůr ůberflůſſig, weil ich außerdem durch őftere Wiederholung meinem geneigten Leſer låſtig fallen wůrde. Wir wollen uns daher in einer etwas hőhern Gegend umſehen, und zur Verånderung, den erſten Vater aller Menſchen beſuchen.

Da ich mich am zweiten Tage meines Aufenthaltes auf einem Spatziergange außer der Stadt ůber die ſchőne anmuthige Gegend ergőtzte, und in einem unterhaltenden Geſpråche mit einem Einwohner dieſer Stadt, der auch ein Europåer war, vernahm, daß hier das Paradies geweſen, und nicht weit davon, auf den hervorragenden beiden Spitzen des Berges Piko, bis jetzt noch das Begråbniß unſerer erſten Eltern zu ſehen ſey, der auch dieſerwegen der Adams-Pik genannt wird, ſo unternahm ich eine kleine Reiſe dahin. Da es aber in aller Stille geſchehen mußte, weil ich außerdem gewiß zur Strafe auf 2 Jahr in des Fiskals Hånde gefallen wåre, ſo fiel es mir anfånglich ſchwer, einen Reiſegefåhrten ausfindig zu machen. Bey meinem Herumſtreifen, theils in der Stadt, theils außerhalb derſelben, lernte ich endlich am vierten Tage einen ſächſiſchen Kunſtgårtner Fried-

rich Kütze kennen, der vermöge ſeines aufgeräumten Charakters, nicht nur ſogleich in den Vorſchlag meines ihm entdeckten Vorhabens willigte, ſondern auch noch einen Jeſuiten, Namens Martina, einen Tyroler, als zweiten Reiſegeſellſchafter verſchaffte. Noch denſelben Abend traten wir unſere Reiſe an, und kamen bis in den kleinen Flecken Gua, wo wir uns bis zum Morgen verweilten, und ſodann unter Anführung zweier Sklaven, die uns der Oberſte als Wegweiſer und Packträger der uns nöthigen Lebensmittel mitgegeben hatte, den Weg durch lauter Gebüſche, Thäler und Anhöhen fortſetzten. Nach Verfluß einer Stunde fingen wir an, den wahren Berg zu erſteigen. War uns der Weg bis an denſelben beſchwerlich gefallen, ſo wurde er es jetzt noch mehr, weil wir an den Felſen mehr hinaufklettern als gehen mußten. So lieb uns auch unſere, der Sicherheit wegen mitgenommene, Jagdflinten und Hauer waren, ſo wurden ſie uns doch hierbey ſo läſtig, daß wir ſie gewiß weggeſchmiſſen hätten, wenn wir nicht befürchteten, von den da herum ſich häufig aufhaltenden wilden Thieren angefallen zu werden. Am Mittag hatten wir ein kleines Stück Weges zurückgelegt, und am Abend war der Gipfel des Berges immer noch weit von uns entfernt. Hier war es ſchon ſo kalt, daß beynahe das mitgenommene Trinkwaſſer zu frieren drohete. Zu unſerm Glücke hatten wir an dem Ort, wo wir die Nacht über bleiben mußten, noch Buſchwerk genug, daß wir uns wenigſtens Feuer machen konnten. An Schlaf durften wir überdies nicht denken, weil ſich das Gebrüll der Tiger und Hyänen, von allen Seiten um uns hören lies. Wären wir nicht mit vieler Mühe den Berg ſchon ſo weit hinauf geſtiegen und hätten es uns nicht zur Schande gerechnet, hier wieder umzukehren, ſo würden wir gewiß die Befriedigung unſerer Neugierde aufgegeben haben, zumahl wenn wir im voraus gewußt

gewußt hätten, daß dieſer Weg immer gefährlicher und beſchwerlicher werden würde.

Kaum war der Morgen angebrochen und ein kühler Thau gefallen, woraus wir ohne weitere meteorologiſche Kenntniſſe für dieſen Tag günſtige Witterung hoffen konnten; ſo ſetzten wir dieſe immer gefährlicher werdende Reiſe mit der größten Lebensgefahr fort, überſtiegen fürchterliche, mit Eis überzogene, Abhänge und kamen endlich um den Mittag auf dem höchſten Gipfel des Berges an. Hier fanden wir aber keinen Anblick von einem ſchönen Paradieſe, noch einen geſalzenen See, ſondern vielmehr einen Ueberzug von einem mehr denn 2 Fuß tiefen Schnee. Bey bewandten Umſtänden wäre es uns ganz unmöglich geweſen, das Grab Adams zu finden, ſondern wir hätten, ohne etwas geſehen zu haben, wieder abziehen müſſen, wenn wir nicht die beiden Sklaven bey uns gehabt hätten, welche die Gegend ſehr genau kannten. Unſere Jagdflinten, die wir bisher nicht gebraucht hatten, mußten nun die Stelle der Schaufeln vertreten, um den tiefen Schnee von dem Begräbnißplatze wegzuſchaffen, wo er ſich vorzüglich aufgehäuft hatte. Da es aber, in Ermangelung alles Gehölzes und Sträucher, ganz unmöglich war, uns eine Erwärmung zu verſchaffen, ſo ſahen wir uns genöthigt, dieſe theils durch Herumlaufen, theils durch ſehr eifrige Beſchäftigung mit dem Schnee zu erſetzen. Die Nacht über drückte uns die Kälte noch mehr, und wir fielen vor Mattigkeit, einmahl über das andere. Hoffnung und unſere Branntweinflaſchen ſtärkten uns indeſſen zur Fortſetzung der Arbeit. Als endlich der Tag angebrochen war, ſo ſahen wir zu unſerer nicht geringen Freude, das ganze Felſenſtück 18 Fuß lang und 6½ Fuß breit, das den Leichenſtein von dem Begräbniſſe Adams vorſtellen ſollte, in ſeiner ganzen Größe, vor uns liegen. Die Bearbeitung deſſelben verrieth ganz ſein Alterthum und die an demſelben ausgehauenen Aerme und Füße ſollten nach der Aus-

 ſage

ſage der Sklaven, wie auch aller daſigen Einwohner, die Länge Adams anzeigen, die ſolchergeſtalt doch 17 Fuß betrug. *) Nachdem wir den Stein vom Schnee, Eis, Moos und Koth gehörig gereinigt hatten, ſo fanden wir mitten auf demſelben eine in die Quer laufende, und aus vier Zeilen beſtehende große Charakterſchrift, die zwar noch ſehr gut zu ſehen war, aber von Niemanden geleſen werden konnte, weil ſie ein Ueberreſt von der ganz ausgeſtorbenen Gramtoner-Sprache ſeyn ſoll. Damit wir aber doch wenigſtens eine kleine Entſchädigung für unſre gehabte Mühe erhalten, und alle diejenigen gewiß überzeugen könnten, welche daran zweifeln möchten, daß wir auf dem Adams-Pik geweſen wären, ſo ſchrieben wir dieſe Inſchrift genau ab. **) Ich hätte mir hier einen Aeroſtaten gewünſcht, damit ich durch deſſen Hülfe, auf die gegenüberſtehende Spitze des kleinen Piko, der gar nicht zu beſteigen iſt, hätte gelangen und auch das daſelbſt vorgebliche Grab der Eva, das 15 Fuß in der Länge und die angegebene Größe des Leichnams 14 Fuß betragen ſoll, in Augenſchein nehmen können. Der ſchon erwähnte König Rawanen hat, nach dem Zeugniſſe der Einwohner, im Jahre 6841 vor Chriſti Geburt von dem großen Piko auf

*) Daraus iſt vermuthlich die falſche Erzählung entſtanden, wenn einige der Einwohner, von denen die wenigſten auf dieſem Berge geweſen ſind, und denen Herr Sonnerat vermuthlich nachbetet, vorgegeben haben, daß auf dem Adamspik noch bis jetzt ein Fußtapfen zu ſehen wäre, der von dem erſten Menſchen gemacht ſeyn ſoll. Ich kann mich wenigſtens nicht erinnern, ſo weit wir auch auf dem Berge herumgeklettert ſind, daß ich auch nur eine Spur davon geſehen, oder dieſes alles als etwas Wahrhaftes gehört hätte.

**) Ich habe dieſe, weil ich ſie in meiner Brieftaſche überall bey mir tragen konnte, glücklich mit nach Deutſchland gebracht, und ſie befindet ſich vermuthlich noch zu Leipzig unter den ſeltenen zurückgelaſſenen Papieren des ſeeligen Herrn Breitkopfs.

auf den kleinen eine ſteinerne Brücke führen laſſen, die man allerdings mit unter die Wunderwerke damaliger Zeit hat zählen können, weil die dazwiſchen ſich befindende Diſtance gewiß auf eine halbe Stunde ausmacht. Jetzt ſiehet man weiter nichts, als einen zertrümmerten Steinklumpen, und beynahe noch einen ganzen Pfeiler auf dem großen Piko, an dem man auch Schrift findet, die aber von der Witterung und durch die Länge der Zeit beynahe gänzlich zerſtört und unleſerlich geworden iſt. Uebrigens gewähret der Piko eine vortreffliche Ausſicht, weil man von ihm, über alle andere Berge, die ganze Inſel und auf 10 Meilen weit die See überſehen kann.

Ob wir gleich in der vergangenen Nacht auf dem Gipfel dieſes Berges außerordentlich viel hatten ausſtehen müſſen, ſo verweilten wir uns doch bis zum Mittag mit dem größten Vergnügen auf demſelben, dabey wir nun erſt mit mehrerer Muße die Schönheit der Natur in den unter uns liegenden Gegenden, in ihrem wahren Glanze erblickten und bewunderten. Damit wir uns aber nicht noch einmahl der faſt unbeſchreiblichen Kälte ausſetzen, und unſerer Geſundheit der Neugierde wegen ſchaden möchten, ſo machten wir uns beyZeiten wieder auf unſere Herabfahrt. War uns das Hinaufſteigen ſchon beſchwerlich genug geweſen, ſo wurde es noch mehr das Hinabſteigen, wo wir nur einen unermeßlichen Abgrund vor uns ſahen, zu dem wir nicht anders, als durch verkehrtes Steigen wieder hinabkommen konnten. Lebensgefahr ſchwebte unter jedem Tritte, die Haut von unſern Händen blieb immer Stückweiſe an den beeiſten Felſenwänden hängen, und wir gelangten endlich mit vieler Mühe und Noth bey ſpätem Abend wieder in der nehmlichen Gegend an, wo wir ſchon die erſte Nacht auf dem Berge kampirt hatten. So ſehr uns auch bis dahin, dieſe unternommene Luſtreiſe verbittert worden war, ſo wurden wir doch wie neu belebt, da wir im Stande waren unſere matten Glieder

aus-

ausruhen zu laſſen und uns an dem gemachten Feuer mit dem noch übrigen Mundvorrathe zu ſtärken. Der Schlaf überwältigte endlich unſre Wachſamkeit, und ob wir wohl Urſach gehabt hätten, uns vor dem Ueberfall der wilden Thiere zu fürchten; ſo dachten wir nicht daran, ſondern waren, einer nach dem andern, bey dem Feuer eingeſchlafen und erwachten auch nicht eher, als da ſchon die Sonne beynahe eine Stunde am Horizonte ſtand. Wir eilten nun ſo geſchwind wie möglich wieder nach Colombo, wo wir auch am Mittage des fünften Tages unſerer Abweſenheit hungrig, durſtig, und mit erfrornen Händen ankamen.

Unſere ganze Ladung war ſchon während meiner Abweſenheit, unter der Aufſicht des Oberſten auf ein kleines Fahrzeug eingeſchifft worden, mit dem wir auch am dritten Tage unſere Rückfahrt nach Jaffnapatan wieder antreten konnten. Ob ſich gleich die See etwas ſtürmiſch zeigte, ſo kamen wir doch gegen Abend bey dem kleinen Eylande Trosky *) an. Schwarze, in der Nähe ſich aufthürmende Gewitterwolken droheten uns einen baldigen Sturm, daher beſchloſſen wir, weil wir einen ſolchen mit unſerm kleinen, und noch dazu nicht genug belaſteten Fahrzeuge nicht aushalten konnten, näher an das Eyland zu fahren, und daſelbſt die Nacht über liegen zu bleiben. Allein unſer Schiffer war ſo unvorſichtig, uns gerade in die Bramung zu führen, wo unſer Fahrzeug von den zurückprallenden Wellen ſogleich auf die Seite gelegt wurde. Wir würden ohne Rettung haben erſaufen müſſen, weil es

*) Es iſt daſſelbe ohngefähr 1 und eine halbe Stunde im Umfange, beſtehet aus 8 ſchlechten Häuſern und einigen elenden Hütten, deren Bewohner mehrentheils vom Fiſchfange leben, und der Compagnie jährlich auf 12 bis 16 Centner trockne Fiſche liefern müſſen. Damit aber kein Contreband mit den vorbeyfahrenden Schiffen gemacht werden könne, ſo hat dieſerwegen die Compagnie ein Commando von 4 Soldaten dahin beordert.

es uns nicht möglich geweſen wäre, durch die ſtrenge Bramung an das Land zu ſchwimmen, wäre nicht zu unſerm Glücke ein Plattbaum *) vom Fiſchfang zurückgekommen, durch deſſen Hülfe wir ans Land kamen. Das Fahrzeug wurde ſogleich wieder aufgefangen, und mit den noch darin gebliebenen Waaren an den Strand geführet; doch war bey dieſem Unglücksfalle das Mehreſte verloren gegangen, ſo daß der Schiffer einen Verluſt von ohngefähr 300 Rupieen erlitt. Wir ſeegelten am zweyten Morgen wieder ab, worauf wir am dritten Tage unter dem günſtigſten Winde, in den Hafen von Jaffnapatan einliefen. Mein Oberſter verwunderte ſich nicht wenig, als ich ihm erzählte, daß ich den Adams-Pik erſtiegen hätte, ertheilte mir aber auch zugleich die Warnung, daß ich ja damit verſchwiegen ſeyn ſollte, damit ich nicht noch deswegen in Strafe verfiele, weil es die Compagnie ſchlechterdings nicht verſtatten wollte, daß Jemand in ihren Beſitzungen herumreiſe, und von denſelben eine genaue Kundſchaft einziehe.

Nach Verlauf von 4 Wochen ließ mich der Oberſte zu ſich rufen und fragte mich, ob ich Luſt hätte, mit auf den Perlenfang zu gehen. Es wäre doch eine für einen Europäer höchſt intereſſante Sache, die aber nicht Jedermann zu ſehen erlaubt würde. Freilich dürfte ich nicht denken, daß ich dabey etwas gewinnen wollte, oder daß es ein angenehmer Poſten ſey; ich müßte es nur der ganzen Behandlung wegen thun, mir aber auch zugleich einen dabey vorkommenden abſcheulichen Geſtank gefallen laſſen. Da ich Arbeit und Strapazen nicht ſcheuete, achtete ich dieſe Beſchwerde wenig, ſondern war vielmehr erfreuet, daß mir der Oberſte wieder eine Gelegenheit verſchaffen wollte, bey der ich etwas Neues zu ſehen bekam. Ich dankte ihm, gieng ſogleich auf meine Stube; um mich

zu

*) Ein Fahrzeug, das unten ſo platt wie ein Tiſch iſt, und nur mehrentheils mit 2 Mann beſetzt iſt.

zu der am folgenden Morgen anzutretenden Abfahrt in Bereitſchaft zu ſetzen, und ſo fuhr ich mit meiner Mannſchaft, die nicht ſo vergnügt, wie ich, war, auf einem großen Schiffe, in Begleitung mehrerer kleinen Fahrzeuge, die mit 200 zu dieſem Fange abgerichteten Malayerſklaven beſetzt waren, auf die Straße Manard nach der berühmten Perlenbank gleiches Namens die ungefähr eine Meile lang, und eine halbe Meile breit iſt.

Sobald wir daſelbſt angekommen waren, wurden ſogleich 40 von den Tauchern, auf jeder Seite des Schiffes 20, an langen Tauen hinabgelaſſen, die um den Leib befeſtigt, und an denen zugleich Geflechte angebracht ſind, daß ſie ſehr wohl darauf ſitzen können. Vor ſich haben ſie einen geſtrickten Sack, in den ſie ohne viele Beſchwerde die Muſcheln ſtecken, und aus dem Abgrund heraufbringen können. Doch iſt dieſe Beſchäftigung für dieſe Malayen nicht nur gefährlich, ſondern auch beſchwerlich. Damit ſie ſich eine geraume Zeit unter dem Waſſer verweilen können, verwahren ſie Naſen und Ohren mit Baumwolle, die mit einem ſtarken Balſam befeuchtet iſt. Auf dem rechten Arm haben ſie einen Schwamm gebunden, der mit dem nehmlichen Balſam angefüllt iſt, den ſie, ſo lange ſie Odem holen, vor den Mund halten. Können ſie ſich auf dieſe Art eine gewiſſe Zeit vor dem Waſſer ſichern, ſo ſind ſie doch auf der andern Seite derer, in der See ſich häufig aufhaltenden Raubthiere wegen noch großen Gefahren ausgeſetzt, und nicht ſelten werden ſie, wenn ihnen nicht ſchleunige Hülfe geleiſtet wird, angefreſſen oder Stückweiſe wieder herauf gezogen. Daß auch die Aufſuchung der Perlenmuſcheln beſchwerlich ſeyn müſſe, iſt leicht daraus zu erachten, weil diejenigen Oerter in dem Abgrunde, wo die Muſcheln ihre Neſter in dem Sand haben, von dem Stromſande bisweilen ſo überſchwemmt werden, daß ſie über 2 Fuß tief unter demſelben vergraben liegen. Iſt es aber gar nicht möglich, daß ſie da

hervorgebracht werden können, ſo wird dieſe Gegend mit einer Tonne bezeichnet, und ſo lange frey gelaſſen, bis der Sand einigermaßen wieder hinweggeſchwemmt worden iſt. *)

Hat nun ein ſolcher Taucher eine gewiſſe Quantität Muſcheln geſammelt, ſo giebt er zu dreyenmahlen mit dem Taue, an welchem er befeſtigt iſt ein Zeichen, da er auch ſogleich von dem, der oben auf dem Schiffe bey dem Taue ſtehet, und ihn nachher ablöſen muß, heraufgezogen wird. Der aus dem Waſſer herausgekommene Taucher muß mit ſeinen Muſcheln auf einem von den kleinen Fahrzeugen ſo lange verweilen, bis alle ihre Fahrt verrichtet haben, da ſodann gegen Abend der ganze Fang von den Schwarzen, in Begleitung einer Soldatenwache, ans Land gebracht, daſelbſt in einem Loche, das einen Fuß tief im Sande am Ufer gegraben worden iſt, ſchichtweiſe zu einigen tauſenden bey einander gelegt und mit Sand überdeckt wird. Von dieſer Zeit an werden ſogleich Soldatenpoſten längs dem Ufer ausgeſtellt, damit Keiner von den Schwarzen entwiſchen, oder ſich ſonſt jemand an dieſen Ort hinſchleichen und einen Diebſtahl verüben könne. Es darf ſich ſogar niemand unterſtehen, zu der Zeit in der Nähe des Ufers ſpazieren zu gehen, weil man ihn ſonſt in dem Verdacht hält, daß er mit einem Schwarzen, oder mit der ausgeſtellten Wache in einem geheimen Vernehmen ſtehe.

So

*) Da es ſich durch eine immer fortgeſetzte Ueberſchlemmung zum öftern ereignet, daß ein ſolcher Aufenthaltsort der Muſcheln erſt nach 20 oder 30 Jahren wieder beſucht werden kann; ſo iſt es auch leicht möglich, daß bisweilen Muſcheln von außerordentlicher Größe gefunden werden, die 50 bis 60 Jahr alt ſeyn können, und Eyförmige Perlen in ſich enthalten, von denen das Stück mit 1000 Thalern und drüber bezahlt wird. Dieſe werden entweder als eine Seltenheit verſchenkt, oder den Perſern und Arabern überlaſſen.

So ſcharf auch dieſes Verbot war, ſo fand ich doch Gelegenheit, durch Hülfe eines Tauchers, den ich fleiſſig mit Tobak und Brauntwein verſorgte, nicht nur einen völligen Unterricht über die Beſchaffenheit der Muſcheln, ſondern auch zur fernern Unterſuchung verſchiedene Muſcheln zu erhalten, die er des Nachts mit der größten Lebensgefahr, von einem Platze hohlte. Dieſe erſte Zeit ward mir demnach gar nicht lang, weil man dabey verſchiedene Veränderungen genoß, und ich hätte es recht gerne noch länger ſo gewünſcht. Um ſo verdrießlicher war mir die folgende Zeit, welche wir hernach dort ganz allein zubringen mußten.

Dieſer Perlenfang, wie man ihn eigentlich ganz falſch zu benennen pflegt, dauerte, weil es die See zulies, gerade acht Tage, worauf die Taucher insgeſammt mit dem großen Schiffe wieder zurück transportirt wurden, und ihrer gefährlichen Arbeit bis zum künftigen Jahre, entlediget waren. Ich hingegen durfte, mit meiner Mannſchaft nicht wieder zurückfahren, ſondern wir mußten, zur Verſtärkung der Poſten, ganzer drei Wochen lang daſelbſt unter freiem Himmel kampiren, bis der Fiſch in den Muſcheln verfaulet war, und die Perlen aus der Schale herausgenommen werden konnten. Nach Verfluß dieſer Zeit kam endlich das Schiff mit 300 andern Sklaven zurück, die meiſtentheils als Verbrecher zu dem Oeffnen der Muſcheln, wie zu einer Todesſtrafe, verdammt waren. Hier ſah ich wirklich, daß beinahe jede Perle ein Menſchenleben koſtet; denn die Menſchen fielen durch den außerordentlichen Geſtank, der ſowohl aus den Löchern, als auch ſelbſt aus den Muſcheln kömmt, und die Luft verpeſtet, wie die Fliegen um, ſo daß es für eine Kleinigkeit angeſehen wurde, wenn 30 bis 40 des Tages über begraben wurden.

Damit uns dieſer tödliche Geſtank nicht ſchaden möchte, ſo mußten wir uns noch auf 200 Schritte weiter entfernen,

nen, und jeder bekam, ſo wie die geſchwornen Schwarzen, die in der Nähe ſtehen mußten, einen Schwamm mit ſtarkriechendem Balſam. Zum Glück dauerte dieſes Ausmachen der Perlen nicht länger als 4 Tage, während welcher wir zugleich die genaueſte Aufſicht haben mußten, daß keiner von den Zuſchauern, oder von den Käufern, die ſich in großer Menge dabey verſammeln, ſich dem Platze näherte. Die Schwarzen durften ſogar, während dem Ausmachen, keiner Schildwache zu nahe kommen, um daſelbſt ihre Nothdurft zu verrichten, damit nicht etwa ein Unterſchleif mit den Perlen geſchehen möchte. So wie wir aber am Tage das ſchärfſte Augenmerk auf die Schwarzen haben mußten, daß keiner von dieſen heimlich entſprang, weil Regimentsſtrafe darauf geſetzt war, ſo konnten wir noch weniger des Nachts der Ruhe pflegen, ſondern mußten auch da ihren angewieſenen Ruheplatz, der etwas über 100 Schritt von den Mordgruben entfernt war, genau beſetzt halten. Jetzt merkte ich es mehr als zu ſehr, warum es mein Commando nicht gerne ſah, daß es zu dieſem Poſten geſchickt wurde.

Damit auch die Perlen ihre Reinheit und den gehörigen natürlichen Glanz erlangen möchten, ſo wurden ſie nach dem Ausmachen zuerſt in einem großen Faſſe mit Reiswaſſer abgeſchleimt, ſodann aber in einem Sacke voll Reismehl zwei Stunden lang geſchüttelt und gerieben, bis ſie ihr völliges Waſſer erlangt hatten. Weil ſie aber nicht alle von einerlei Güte und Größe ſind, und dieſerwegen auch zu verſchiedenen Preißen *) verkauft werden; ſo

*) Da die Muſcheln von zweierlei Art ſind, ſo ſind auch die in denſelben befindlichen Perlen ſehr unterſchieden. Die oval langen Muſcheln führen die beſten Perlen bey ſich, die runden hingegen, beinahe in der Geſtalt der Auſtern haben zwar, 4, 8, 12 Stück, ſie ſind aber viel kleiner, eckiger, und von geringerm Werthe. Die erſtere Art findet ſich in allen europäiſchen Gewäſſern,

ſo geſchah endlich von den geſchwornen Schwarzen die Sortirung in kleine und große Haufen, worauf von dem aus Colombo abgeſchickten Conſul der Verkauf der vorzüglichſten Perlen, mit den ſchon auf dem Schiffe wartenden perſiſchen und arabiſchen Juden, auf dem Lande angeſtellt wurde, die freilich den übrigen Käufern die beſten Perlen wegnahmen. Nach dieſem wurde unter ausgeſteckter Flagge die öffentliche Auction angefangen, wobey ein Jeder auf die, von den erſtern übriggelaſſenen Perlen, die nach dem Gewicht in Haufen verkauft werden, nach ſeinem Gutdünken bieten konnte. Der ganze Werth, der aus den Perlen gelöſt wurde, mochte ungefähr 30000 Thaler betragen, dabey waren aber auch 136 Schwarze verloren gegangen.

Ein wahrer Freudenruf wars meinen Ohren, als es hieß: Links umkehrt euch! Marſch! Hatte ich ſchon vorher keine Luſt zum Landdienſt bey mir empfunden, weil mir derſelbe zu allen Zeiten ſo gezwungen ſchien; ſo war ich denſelben während den letzten 5 Wochen völlig überdrüſſig geworden, ſo daß ich lieber ſogleich, wenn es angegangen wäre, wieder zu Schiffe gehen, als noch länger auf Ceylon hätte bleiben wollen. Dieß war jedoch ein Wunſch, der nicht ſo leicht erfüllt werden konnte, weil nach den Kriegsartikeln keiner den Abſchied erhält, der nicht wenigſtens 3 Jahr zu Lande gedient hat. Der Oberſte, den ich darüber einigemahl ausholte, verſicherte, daß er mit mir keine Ausnahme machen könne. Zugleich ermahn-

ſern, und ſie würden eben ſo gute Perlen, als die orientaliſchen, liefern, wenn ſie nicht zu weich, ſchlammig und faulend wären. Dieſes iſt eben die Urſach, warum die Muſcheln in dieſen Gewäſſern vor der Zeit ſterben, ehe ſie Perlen in ſich erzeugen. Vielleicht aber könnte man viele von den Muſcheln veredlen, wenn man ſie aus dem ſchwarzen oder rothen Waſſer herausnähme und in ein helleres bläuliches Waſſer verſetzte, worinnen mehr Sand zu finden wäre.

ermahnte mich Oberländer, nicht in den Oberſten zu dringen, um mir ihn, der bisher ſo gütig gegen mich geweſen war, nicht zum Feinde zu machen. Meine Sehnſucht nach dem Seedienſte wurde indeſſen immer größer, und weil ich ſah, daß ſie auf keine andre Weiſe geſtillt werden könnte, entſchloß ich mich, zu deſertiren.

Da ich ſchon ſeit 3 Wochen mit meinem Vorhaben ſchwanger gegangen war, kam, eben da ich die Brückenwache hatte, ganz unverhofft das engliſche Schiff Gibraltar unter meinem erſten Capitain, Sholl, das von hier aus nach Coromandel fahren ſollte, auf die Rhede gelaufen. Ich ſtaunte nicht wenig, da der Capitain ans Land gefahren kam, bewillkommte ihn ſehr höflich, ohne ihn jedoch bey ſeinem Namen zu nennen, und er, der mich eben ſo wenig kannte, drückte mir einen Ducaton in die Hand. Unentſchloſſen, ob ich zugreifen ſollte, rief ich endlich: Kennen Sie den deutſchen Buchdrucker nicht mehr, der ſeine erſte Reiſe mit Ihnen nach Madras gemacht hat?

Kaum hatte ich dieſe Worte ausgeredet, als der Capitain mir um den Hals fiel, und zu mir ſagte: Himmel! welcher Geiſt hat Sie hieher geführt, und in welcher Geſtalt erblicke ich Sie. Ich erzählte ihm ganz kurz meine bisherigen Begebenheiten und nach Endigung meiner Geſchichte fragte er mich: Aber ſagen Sie mir aufrichtig, gefällt Ihnen dieſer Landdienſt beſſer als der Dienſt zur See? Nicht wahr, fügte er mit lächelnder Miene hinzu, Sie möchten wohl gern wieder bey mir ſeyn? Da ich ihm dieſes nicht anders, als mit einem tiefgeholten Ja! beantworten konnte, ſo nahm er mich freundſchaftlich bey der Hand, und ſagte im Weggehen: Ich will ſehen, wie die Sachen laufen werden. Ich ſtand in tiefen Gedanken da, ſah ihm eine ganze Weile nach, war den ganzen Tag äußerſt unwillig, ſchlug mich mit Grillen und erwartete ſehnlich, wiewohl vergeblich, ſeine Rükkunft

Endlich wurde ich des Harrens überdrüſſig, ſchickte einen Boten zu dem Oberſten, und lies ihn ſehr bitten, daß er mich auf einige Stunden ablöſen laſſen möchte, weil ich mit einem guten Freunde, der heute mit dem Schiffe Gibraltar hier auf der Rhede angekommen ſey, zu ſprechen wünſchte. Allein es erfolgte weder eine Antwort, noch Ablöſung, und ich wurde meinem Tiefſinn überlaſſen. Hierdurch wurde ich ſo aufgebracht, daß ich mir feſt vornahm, es möchte auch koſten, was es wolle, bey dieſer Gelegenheit meine Deſertion zu wagen.

Sobald ich des andern Morgens um 8 Uhr von meinem Poſten abgelöſt war, dachte ich ſogleich auf Mittel, wie ich am beſten mein Vorhaben in Erfüllung bringen könnte. Ich begab mich demnach zu dem Zelte, das die engliſchen Matroſen an dem Orte aufgeſchlagen hatten, wo ſie für ihr Schiff Waſſerfäſſer füllten, grüßte ſie freundlich und erkundigte mich nach ihrem Capitain. Sie ſtanden ſogleich alle um mich herum, da ſie von mir gehöret hatten, daß ich auch ehemahls unter deſſelben Commando geſtanden, und behandelten mich als ihren Cameraden. Unter andern geſellte ſich beſonders ein alter Matros zu mir, der ein guter und aufrichtiger Kerl zu ſeyn ſchien, und mir viel Rühmenswürdiges von dem Capitain ſagte. Nachdem wir uns beinahe eine Stunde von mancherley Dingen, vorzüglich von unſern Seefahrten unterhalten hatten, und ganz vertraut mit einander geworden waren, zog ich ihn endlich ganz freundſchaftlich auf die Seite, entdeckte ihm mein Vorhaben, und verſprach ihm zugleich 100 Rupieen, wenn er verſchwiegen ſeyn, und mir zur Erreichung deſſelben hülfreiche Hand leiſten wolle. Er verſicherte mir dieſes nicht nur mit Hand und Mund, ſondern verſprach auch, mich auf den Abend, wenn ich mit meinen beſten Sachen angekommen wäre, in einem leeren Waſſerfaſſe, ohne daß es Jemand wahrnehmen ſollte, auf das Schiff zu transportiren,

und

und mich daſelbſt ſo lange verborgen zu halten, bis die Anker gelichtet worden wären. Mit dieſem Troſte wanderte ich mit leichterm Muthe wieder in die Citadelle, packte meine beſten Sachen zuſammen, und begab mich ſodann zu Herrn Oberländern wie gewöhnlich zu Tiſche. Außer meiner Verwirrung, die man mir vielleicht ohne viele Kunſt anſehen konnte, begieng ich hier noch die Thorheit und verrieth mich dadurch, daß ich die Sklaven, die mir bisher aufgewartet hatten, für ihre gehabten Bemühungen bezahlte, und ſodann auf eine zweideutige Art von Oberländern Abſchied nahm.

Meine Sachen waren bald in Bereitſchaft gebracht, nun war es aber noch eine kritiſche Frage, wie ich dieſelben fortbringen wollte, da der Oberſte meiner Stube gegenüber ſeine Wohnung hatte, und noch überdies am Thore, das Abends um 9 Uhr geſchloſſen wurde, wo dann niemand ein noch aus durfte, eine Schildwache war, die mich mit meinem Bündel ſogleich hätte anhalten können. Hierzu brauchte ich demnach einen zweyten Gehülfen, und dieſes war ein gemeiner Soldat aus der Citadelle, der ſich ſonſt ſehr höflich und dienſtfertig gegen mich bezeigte, aber einen niederländiſchen heimlichen Schalk in ſeinem Nacken hatte. Er gelobte mir zwar für 20 Rupieen, die ich ihm für ſeine Dienſte verſprach, und auch bey meinem Fortgehen in die Hände drückte, unter einem theuren Eide, alle Treue und Verſchwiegenheit an, machte ſich aber kein Gewiſſen daraus, treulos gegen mich zu handeln, um vielleicht durch ſeine Verrätherei noch mehr zu gewinnen, als ich ihm gegeben hatte. Kaum hatte ich ihm meine Sachen, nebſt dem Schlüſſel zu meiner Stube übergeben, und die Citadelle eiligſt verlaſſen, als der meineidige Schelm, mit Namen Schleuderer, meinen zuſammengepackten Bündel zu dem Oberſten trug, und dieſem die ganze Sache umſtändlich hinterbrachte. Der Oberſte, der zu klug war, als daß er ſogleich Lärm ma-

 chen

chen und mich aufſuchen lies, befahl dem Soldaten, daß er Keinem etwas davon entdecken ſollte, und gab mir Zeit genug, um meinen ausgedachten Plan anzufangen. Da ich von dieſem Vorgange keinen Argwohn hatte, ſo verweilte ich mich unterdeſſen an dem Strande, bis die verabredete eilfte Stunde der Nacht vorbey war. Hierauf näherte ich mich ganz ſtill dem Zelte, wo ich in das Waſſerfaß kriechen, und mich mit demſelben durch meinen Gehülfen auf das Schiff in Sicherheit bringen laſſen wollte. Er wartete ſchon meiner vor dem Zelte, führte mich in daſſelbe und reichte mir Matroſenkleider dar, die ich anſtatt meiner Montour anziehen mußte, weil er mich darinnen bey der Nacht am beſten auf das Schiff zu bringen gedachte; denn käme er noch ſo ſpät mit Waſſer an Bord, ſo mache er ſich dadurch einigermaßen verdächtig, und die ganze Geſchichte könne, bey geſchehener Unterſuchung ſchief ablaufen. Da meine Habſeligkeiten, die doch verabredetermaßen ſchon vor mir da ſeyn ſollten, noch nicht angekommen waren, ſo hätte ich leicht daraus vermuthen können, daß etwas Beſonderes vorgegangen ſeyn müſſe, und der Matros der in dem Falle klüger war, als ich, wäre beinahe auf den Gedanken gekommen, ſein Verſprechen wieder zurück zu nehmen. Das ſchöne Geld, das er doch nicht gerne bey mir einbüßen wollte, und meine gewiſſe Verſicherungen, daß von der Citadelle aus Nichts zu befürchten wäre, machte ihm indeſſen Muth. Ich gab den übrigen Matroſen, die ſich im Zelte befanden, ein gutes Trinkgeld, damit ſie meine Sachen, wenn ſie ankämen in gute Verwahrung bringen ſollten. Wir ſetzten uns beide in die Schaluppe und kamen mitten in der Nacht, unerkannt glücklich am Bord. Der Matros brachte mich mit meinen Kleidern in ſeine Hängematte, wo ich ganz verborgen zu ſeyn und von keinem Menſchen mehr ausfindig gemacht zu werden vermeinte; doch ſah ich mich bald in dieſer angenehmen Hoffnung getäuſcht.

Der

Der Oberſte hatte zu Mittage dem Capitain melden laſſen, daß er ihn den Nachmittag mit einem guten Freunde beſuchen wollte, worüber der Capitain, der nichts davon wußte, daß er einen Ueberläufer auf dem Schiffe hatte, außerordentlich erfreut war. Der Matros hinterbrachte mir zwar ſofort dieſe Neuigkeit; mir ahndete aber nicht, daß ſie auf mich Bezug hätte. Ungefähr um zwey Uhr hörte ich die Gäſte kommen, und erkannte gleich an der Stimme, daß der Begleiter des Oberſten Oberländer war. Ich lauſchte und war voller Erwartung, was wohl mit mir werden würde. Sie waren noch keine Stunde am Bord, als ſich mein ehrlicher Matros der Hangematte wieder näherte, mit der Hiobspoſt, daß wir verrathen wären, und ich unverzüglich vor dem Capitain erſcheinen ſollte. Hierbey gab er mir jedoch den guten Troſt, daß es nicht ſo ſchlimm werden würde, weil ſeines Wiſſens die Engelländer mit den Holländern kein Cartel hätten. Ich mußte alſo meinen alten Habit wieder anziehen und zu dem Capitain wandern.

Ich bat den Oberſten um Vergebung, Oberländern und den Capitain um ihre Fürſprache. Der Oberſte ſprach freylich jetzt im Tone eines Gebieters, und machte mir Angſt, indem er mir die Strafe vorſtellte, in die ich, als ein Ueberläufer, verfallen ſey; allein der Capitain, der ein ſehr gutmüthiger Mann war, wollte mich nicht weiter ängſtigen laſſen, ſondern nahm ſogleich das Wort: und ſagte zu mir: Da ich es einmahl, ſchon bey meiner Ankunft, dem Herrn Gouverneur auf mein Ehrenwort verſprochen habe, daß ich keinen Deſerteur auf mein Schiff nehmen, noch viel weniger behalten will, ſo kann ich Sie für itzt weiter nicht ſchützen, ſondern Sie müſſen mit dieſem Herrn hier wieder ans Land gehen; jedoch wird auch der Herr Oberſte ſein mir gegebenes Wort nicht zurücknehmen, daß Ihnen weiter nichts wiederfährt, ſondern Sie, da Sie keine Luſt zum Landdienſte haben, und vielmehr in

in denſelben durch Ueberredung getreten ſind, mit dem erſten ankommenden holländiſchen Schiffe, wieder nach Europa fahren können. Mein Oberſter beſtätigte des Capitains Worte mit Hand und Mund, und ich mußte noch einige Gläſer Wein auf das Wohl der Oſtindiſchen Compagnie ausleeren. Dem treuen Matroſen gab ich für ſeine gehabte Mühe 10 Rupieen, und ſo ließen wir uns denn wieder ans Land bringen. Mir geſchah weiter Nichts, als daß ich einen derben Verweis erhielt; meinem Verräther aber wurden 40 Prügel dafür aufgezählet, daß er von den erhaltenen 20 Rupieen kein Wort geſagt, ſondern ſie vielmehr heimlich an ſich behalten hatte. Ich that nun meinen Dienſt wieder, wie zuvor, jedoch hielt ich mich, des begangenen Fehlers wegen ganz eingezogen, redete mit Keinem, und war dabey ganz tiefſinnig, ſo daß ſchon alle eine Melancholie an mir zu verſpüren glaubten. Doch nach kurzer Zeit leuchtete mein Glücksſtern, und ich war ganz neu belebt, da ich hörte, daß das Holländiſche Schiff, die Harmonie, auf der Rhede angekommen ſey, weil ich nun meine Erlöſung vor mir ſah.

Kaum hatte ſich der Capitain des Schiffes mit Namen Hallmann, ein Pommer, anmelden laſſen, als mich der Oberſte zu ſich rufen lies, und mir es freyſtellte, ob ich noch länger bey ihm bleiben, oder mit dieſem Schiffe wieder nach Europa zurückfahren wollte, doch unter der Bedingung, meine jetzige Charge bis an den Ort meiner Beſtimmung zu bekleiden.

Durch dieſe Erklärung des Oberſten wurde mir ein großer Stein vom Herzen genommen. Ich dankte ihm unter vielen Segenswünſchen, für ſeine mir bisher erwieſene Güte, und war ſo gerührt, daß ich mit thränenden Augen von ihm Abſchied nahm. Freudig ſprang ich zu meinem Freunde und Wohlthäter Oberländer, verkündigte ihm frohlockend, meine längſt ſo ſehnlich gewünſchte Abfahrt, zollte ihm den wärmſten Dank für ſeine mir erzeigen

zeigten Gefälligkeiten, und lief dann ſchnell auf das Comtoir, wo ich mich zu der bevorſtehenden Fahrt einſchreiben lies, und dann nach dem Schiffe eilte. Ich beſtieg es freudig und ohne Beſorgniß, daß mich bald neue Widerwärtigkeiten treffen würden.

Der Capitain, der mir vorher ſo freundlich und leutſelig geſchienen hatte, war, genauer beſehen, ein ſehr furchtſamer und grober Mann. Wäre der Oberſteuermann Kirchmann, ein Däne von Geburt, der die Gelaſſenheit ſelbſt war, ſo aufbrauſend wie er, geweſen, ſo würde es nicht lange ohne Thätlichkeiten geblieben ſeyn.

Kaum hatten wir am 16ten Februar 1781 die Rhede von Jaffnapatan verlaſſen, ſo giengen die Mißhelligkeiten zwiſchen dem Capitain und der Mannſchaft los, die ohne Ober- und Unterofficiere 68 Mann ſtark war, und es vergieng beynahe kein Tag, wo nicht Prügel ausgetheilet würden. Ob gleich mein Dienſt ſo leicht war, daß ich faſt nichts zu thun hatte, ſo ward mir doch dieſe Reiſe, die unter dem günſtigſten Winde nur 3 Monate und 6 Tage bis zum Cap dauerte, außerordentlich läſtig, weil lauter Uneinigkeit auf dem Schiffe herrſchte, und ich mit Niemand einen Umgang haben konnte. Nicht mehr als 8 Tage konnte ich innerhalb dieſer 3 Monate zählen, die mir die Langeweile etwas abkürzten, indem ich Gelegenheit fand, des Oberſteuermanns Poſten, der vor Aerger krank geworden war, zu meinem größten Vergnügen vorzuſtehen. Ich war daher ſehr froh, als wir den 22ſten May in der Falſe Bay *) landeten, wo ich von meinem ungeſtümen Capitain los zu kommen hoffte, weil zu gleicher Zeit der Morgenſtern auf der Rhede ankerte. In dieſer Abſicht gieng ich am folgenden Morgen mit einem Boote ans Land, und redete mit dem Capitain des

 ge-

*) Es iſt daſelbſt eine Colonie von 8 Häuſern, ingleichen ein Hoſpital und ein Packhaus, die der Compagnie angehören. Ein mehreres wird der Leſer in meiner Reiſe auf dem Cap finden.

gedachten Schiffes, der meine Abſicht auch gern in Erfüllung gebracht, wenn der Poſthalter Brand ſeine Einwilligung dazu gegeben hätte. Da ich aber von dieſem wieder an den damaligen Gouverneur Plettenberg auf dem Cap verwieſen wurde, ſo waren mir dieſe Schwierigkeiten viel zu weitläuftig, und ich gieng wieder auf das Schiff. Unſer Schiffsdoktor Kleefeld, aus Oſtfrießland, der ſonſt ein ſehr geſchickter Mann war, blieb auf dem Cap, unter dem Vorwande, daß er hier auf die Rükkunft des Oſtindienfahrers Delft warten, und mit demſelben wieder nach Batavia zurückfahren wollte, weil ſich dort ſeine ſämmtlichen Sachen befänden, und wir erhielten an ſeiner Stelle den Doktor Litzler, der ſchon auf 2 Jahre als Verbandmeiſter in dem Hospitale auf dem Cap gedient hatte. Es war ein ſehr aufgeweckter Mann, zu dem ich mich gänzlich geſellte, und manches Späschen mit ihm hatte; mit ſeiner Wiſſenſchaft in Abſicht der innerlichen Kuren ſah es aber mißlich aus, das er nicht nur an den 9 Kranken, die wir ſchon am Cap hatten, ſondern auch an den 21 Kranken bewies, die wir unter der Linie bekamen.

Den 5ten Juny verließen wir die False Bay, und ſtatt wie gewöhnlich, 6 bis 7 Wochen bis an die Linie zu fahren, legten wir dieſe Fahrt, bey ſtets günſtigem Winde, in Zeit von 1 Monat und 4 Tagen ohne alle vorkommende Hinderniß zurück. Hier bekamen wir, zu unſerm größten Leidweſen, eine Windſtille, die 13 Tage dauerte, wobey viele von unſern Leuten von Krankheiten befallen wurden. Unſer Doctor war einer der erſten. Unſre Noth wurde um ſo größer, weil der habſüchtige Capitain, ſtatt daß er den Kranken von ihren Portionen Fleiſch, die ſie nicht genießen konnten, einige Kraftbrühen zur Stärkung hätte auskochen laſſen, und denſelben etwas zu Gute thun ſollen, das überdies jederzeit von der Compagnie wieder erſetzt wird, vielmehr das Fleiſch

und

und die Zugemüße an ſich behielt, und die Kranken ſchmachten, und beinahe verhungern ließ. Da ich von Jaffnapatan etwas Wein und Zwieback mitgenommen hatte, ſo nahm ich mich zwar des armen Doctors, der ſich hier ſelbſt nicht zu helfen wußte, einigermaßen an; jedoch mußte ich freilich auf mich ſelbſt bedacht ſeyn, da die lange Windſtille eintrat, und ein baldiger gewaltſamer Sturm zu erwarten war. Er erfolgte auch noch unter der Linie, mit einem fürchterlichen Gewitter, wo wir beinahe, durch den in Furcht und Schrecken geſetzten Capitain, der alle Faſſung verloren hatte, und ſelbſt nicht wußte, was er commandiren ſollte, mit dem ganzen Schiffe in den Abgrund geſtürzt worden wären. In dem heftigſten Sturm, wo man ſich aller Augenblicke genöthigt ſah, die Maſten mit den dazu gehörigen Seegeln zu kappen, ertheilte er den Befehl, um wenigſtens dem Oberſteuermann zuwider zu handeln, daß mit geriſſten Seegeln gefahren werden, und die Matroſen in die Maſten gehen ſollten. Da nun der Oberſteuermann kein Wort dagegen erwiederte, und die Gefahr allerdings groß war, ſo unterſtand ich mich endlich ihn zu fragen, ob er ſeinen Eid gänzlich vergeſſen habe, und durch ſeine ganz widrigen Anſtalten geſonnen ſey, unſern Untergang zu befördern. Allein er ließ mich kaum zum Worte kommen, ſondern fuhr aufgebracht auf mich los, verrief mich an meinen Poſten, und bedrohete mich ſogar mit Strafe, wenn ich mich wieder unterſtehen würde, etwas in ſeinen Dienſt zu reden.

Ich gieng ganz ſtill unter den Back, legte meine beſten Sachen in Bereitſchaft, und beredete mich mit 4 alten Matroſen, daß, wenn ja Noth vorhanden wäre, wir uns ſodann der Schaluppe bemächtigen, und uns mit derſelben zu retten ſuchen wollten.

Der Unterſteuermann, der dem Capitain ebenfalls Vorſtellungen gemacht hatte, kam deshalb in Arreſt, und die alten Matroſen, die er mit Schärfe zu ſeinem ganz widri-

widrigen Commando zwang, thaten zwar endlich ſeinen Willen, droheten ihm aber damit, daß ſie es ſchon mit ihm dafür in Holland ausmachen wollten. Keiner machte es bey dieſer großen Verwirrung beſſer, als der Oberſteuermann, der ſich krank ſtellte, und ſich in ſeiner Matratze verborgen hielt, bis die Ruhe einiger maßen wieder hergeſtellt war. Zu unſerm größten Glücke bekamen wir noch denſelben Tag gegen Abend guten Wind, da ſodann die Matroſen, ohne weiter auf das Commando des Capitains zu warten, alle Seegel beiſetzten, und wir in kurzer Zeit die Höhe von St. Jacob erreichten. Der Capitain wollte zwar am folgenden Morgen den Unterſteuermann aus ſeinem Arreſte entlaſſen, allein dieſer weigerte ſich, und blieb bis zum Ausgange der Sache in demſelben. Der Capitain war allerdings in Verlegenheit, weil er, nach genauer Ueberlegung ſein Unrecht einſah, und aus der Feindſchaft, die er ſich bey dem ganzen Schiffsvolke zugezogen hatte, nichts Gutes ahndete; jedoch glaubte er uns mit Drohungen vielleicht noch am erſten dahin zu bringen, daß wir ihm wohl noch dazu gute Worte geben ſollten. Allein Jeder blieb bey ſeinem einmahl gefaßten Vorſatz, und Alle giengen damit um, dieſen ſtolzen und unmenſchlich geſinnten Mann zu demüthigen. Weil wir nicht im voraus wiſſen konnten, was für Intriguen geſpielt werden möchten, ſo wurden, unter übereinſtimmiger Genehmigung, alle Beſchwerden über das unrechtmäßige Betragen des Capitains in einen Aufſatz gebracht, den ich mit 16 der älteſten Matroſen, 30 Soldaten, 3 Unterofficieren, den beiden Steuermännern, und dem Schiffs-Doktor unterſchrieb, und bis zu ſeiner Zeit in gehörige Verwahrung brachte.

Unſere Fahrt war mit beſtändigen Zwiſtigkeiten verbunden, und wir hatten ſchon längſt dem Ende derſelben mit der größten Sehnſucht entgegengeſehen, als wir den 21ſten September unſer Ziel erreichten, und gerade am

Mittage durch Hülfe der Lotſen in den Hafen von Hoorn gelangten. Hier konnten wir nicht nach unſerm Gefallen vom Schiffe gehen, ſondern mußten auf die Ankunft des von der Compagnie damahls beſtellten Befehlshabers, Herrn von der Speck warten, der endlich um 3 Uhr Nachmittags erſchien, und alle unſere Kiſten unterſuchte. Dieſem übergab der Capitain, nach der angeſtellten Viſitation, eine förmliche Klage wider uns, wodurch er ſich rechtfertigen, und uns allen, vorzüglich aber mir, den er einen Rädelsführer nannte, eine tüchtige Schlappe anhängen wollte. Das ganze Volk ward unverzüglich zuſammen gerufen, und über jeden Punkt eine genaue Unterſuchung angeſtellt; doch anſtatt, daß nur ein einziger dem Capitain beigetreten wäre, ſo erſcholl vielmehr ein allgemeiner Widerruf, und alle beſchwerten ſich jetzt frei über das unrechtmäßige Verfahren des Capitains, vorzüglich aber darüber, daß er mit den auf dem Schiffe vorhandenen Victualien Unterſchleif getrieben hatte. Zur gewiſſen Verſicherung deſſen übergab ich endlich dem Befehlshaber den ſchriftlichen Aufſatz unſerer Beſchwerden, nach deſſen Angabe ſich auch Alles bey genauerer Unterſuchung auf dem Schiffe befand, und der Capitain, ohne weitere Vertheidigung für ſtrafbar erklärt wurde. Seine ſämtlichen Sachen wurden mit dem Compagnieſiegel verſiegelt, ihm aber angedeutet, daß er ſich nicht unterſtehen ſollte, das Schiff eher zu verlaſſen, bis die Sache weiter unterſucht worden wäre. Der ganzen Mannſchaft wurde hierauf die Erlaubniß ertheilt, daß ſie, nach zurückgelaſſener Wache, ans Land gehen konnte, und zugleich anbefohlen, daß wir uns alle den folgenden Morgen um 10 Uhr auf dem Comtoire einfinden ſollten, wo wir weitern Beſcheid hören würden.

Uns war bey dem Allen ſo wohl zu Muthe, daß wir mit dem größten Verlangen die uns vorgeſchriebene Stunde erwarteten. Wir erſchienen ſämmtlich zu der beſtimmten

ten Zeit, mußten im Beiſeyn des Capitains, das uns nochmahls Vorgeleſene eidlich beſtätigen, und erhielten ſodann unſern noch rückſtändigen Sold; der Capitain hingegen mußte in unſerer Gegenwart ſeinen vorher abgelegten Schiffseid widerrufen, ſeine Gage wurde zurückbehalten, und ihm zur ferneren Strafe und Beſchämung öffentlich angekündiget, daß er 3 Jahr für den Fiskal fahren ſollte.

Ob ſich gleich die Mehreſten entſchloſſen, das belobte Oſtindien wieder zu beſuchen, und daher auch, ohne weiteres Beſinnen, ſich auf dem Comtoire dazu meldeten; ſo war ich doch nicht dazu geneigt, weil ich auf meinen Fahrten, die ich dort mit der größten Lebensgefahr hin und wieder gemacht, kaum ſo viel erworben hatte, als wenn ich nur eine einzige Weſtindiſche Reiſe unternommen hätte. Mein Entſchluß war demnach bey erſter Gelegenheit eine Reiſe nach Weſtindien zu unternehmen, um auch dieſe Gewäſſer zu verſuchen, und meine Kenntniß von entfernten Welttheilen zu vermehren. Ich ſahe meine Abſicht ſehr bald erfüllt, weil die Weſtindiſche Compagnie noch mit Ausgange dieſes Monats bekannt machen ließ, daß ſie geſonnen ſey, 4 Schiffe nach Surinam zu ſchicken. Ich gieng daher ſogleich auf das Weſtindiſche Comtoir, bot demſelben meine Dienſte als Officier an, legte den Herren meine Zeugniſſe vor, daß ich ſchon in Oſtindien als Unterſteuermann gedient hatte, und ward auch, ohne ein weiteres mit mir angeſtelltes Examen, zum Steuermann angenommen. Das mir angewieſene Schiff Ceres von 2 Maſten, gehörte der Compagnie zu Amſterdam und hatte einen Niederländer mit Nahmen Mühlburg zum Capitain, der ein Herzensguter Mann war.

Weil ſich aber auf einer Reiſe nach Weſtindien, die höchſtens in einem halben Jahre geendigt ſeyn kann, ein jeder Officier ſelbſt beköſtigen muß, dazu er von der Compagnie

pagnie 100 holländiſche Gulden erhält, *) ſo verſah ich mich auf das ſorgfältigſte mit den nöthigen Lebensmitteln, und gieng endlich, nach vorher abgelegtem Schiffseide, den 22 Oktober, mit dem Capitain am Bord unſers Schiffes. Es dauerte noch acht Tage, ehe wir unſere völlige Ladung erhielten, daher wir auch nicht eher, als den 30ſten die Rhede von Hoorn verlaſſen konnten.

Unſere Fahrt ließ ſich anfangs vortrefflich an, ſo daß wir, ohne ein Segel los oder feſt zu machen, mit einem günſtigen ſtarken Winde, ſehr geſchwind durch die Spaniſche See gebracht wurden. So lange es mit uns nach Wunſch gieng, wechſelten luſtige Scenen auf dem Schiffe mit einander unter dem Volke ab, vorzüglich unter den dabey befindlichen 26 Deutſchen, und mancher kühle Abend wurde mit Muſik und Geſang zugebracht. Der Capitain, genau das Gegentheil von meinem Letzten, nahm an dem unſchuldigen Vergnügen des Schiffsvolkes ſelbſt Antheil und ſuchte daſſelbe durch mancherlei Anrathen nicht nur angenehmer zu machen, ſondern gab auch bey dem Ende deſſelben Jedem ein gutes Glas Branntwein und etliche Citronen, von denen er eine ganze Kiſte zum Verkauf mit ſich genommen hatte. So vergiengen die Tage in vollen Freuden bis St. Jacob, wo wir von einem heftigen Sturme heimgeſucht wurden. Weil wir aber bisher gute Zeit gehabt hatten, ſo arbeitete unſre ſämmtliche Mannſchaft mit ſolcher Thätigkeit, daß wir ohne Schaden wegkamen. Auf den Sturm erfolgte eine Windſtille, bey der wir innerhalb 10 Tagen nur laviren konnten, und zugleich unvermuthet ſehr erſchreckt wurden.

Den

*) Für die übrige Mannſchaft, die ſich weder allein beköſtigen kann, noch darf, weil leicht durch Erſparniß am unrechten Orte ein Mangel an Lebensmitteln, oder Unreinigkeiten entſtehen könnten, ſorgt der Capitain, und erhält für jeden Mann, er mag am Leben bleiben oder nicht, 100 holl. Gulden.

Den 10. December des Morgens um 8 Uhr bekamen wir, zu unſerm nicht geringen Entſetzen, in einiger Entfernung ein Schiff zu Geſichte, das mit vollen Seegeln auf uns zuhielt, und die engliſche Flagge ausgeſteckt hatte. Wir ſahen uns ſchon ohne alle Rettung in den Händen unſerer Feinde, und mußten, weil wir viel zu ſchwach zur Gegenwehr waren, und noch dazu widrigen Wind hatten, mit Gelaſſenheit erwarten, was man mit uns machen würde. Durch ein mit einem Kanonenſchuß gegebenes Zeichen, wurde uns von jenem Schiffe angedeutet, daß wir warten ſollten, und ſchon von fern wurde durch das Sprachrohr von uns verlangt, daß einer von unſern Officieren mit den Briefſchaften, die wir bey uns hätten, unverzüglich am Bord des feindlichen Schiffes abgeſchickt werden ſollte. Da ich nun wie gewöhnlich auch hier etwas neugierig war, dieſe fremden Gäſte näher kennen zu lernen; ſo ließ ich mir vom Capitain die Briefſchaften geben und fuhr mit der Schaluppe am Bord des engliſchen Schiffes. Schon die erſte gute Aufnahme machte mir günſtige Hoffnung, in der ich auch nicht getäuſcht wurde. Ich wußte ſelbſt nicht, was ich dabey denken ſollte, als man mir, nach einem kurzen Zeitverluſt, alle unſre Briefſchaften mit einem kleinen Billet an unſern Capitain, unter folgenden Worten wieder einhändigte: Fahret in Gottes Nahmen, und nehmet Euch in Acht, daß Ihr Euren Feinden nicht in die Hände fallet.“ Anſtatt der vorigen engliſchen Flagge, lies der Capitain unverzüglich die franzöſiſche aufſtecken, und ſetzte ſodann durch einen kleinen Umweg, ſeine Fahrt weiter fort. Ich konnte freilich dieſes anfänglich nicht zuſammenreimen, da doch das ganze Volk auf dem Schiffe in engliſche Uniform gekleidet war, bis mir endlich unſer Capitain, nach Eröffnung des ihm überbrachten Billets aus meinem Traume half. Ich hatte keinesweges falſch geſehen, denn es war, nach der eigenen Ausſage des Capitains, ein engliſches Shiher-

ry geweſen, das uns eigentlich, bey den damahls entſtandenen amerikaniſchen Kriegsunruhen, vermöge der deswegen zwiſchen den Holländern und Engländern obwaltenden Feindſeeligkeiten, dem Befehle nach hätte wegnehmen ſollen; weil aber dadurch nichts wichtiges ausgemacht wurde, wenn auch die Weſtindiſche Compagnie, unſer unbeträchtliches Schiff, das mit 36 Mann beſetzt war, verloren hätte, ſo ließ uns der feindliche Capitain, der überdieß mit unſerm Capitain im verwichenen Jahre eine Fahrt von Coromandel bis Amſterdam gemacht, bey welcher ſie die vertrauteſten Freunde geworden waren, für jetzt frei paſſiren. Wir bedienten uns bis Surinam mehrentheils der franzöſiſchen Flagge, und langten auf dem Fluſſe gleiches Nahmens, den 9ten Januar 1782 glücklich vor der Stadt an.

Wiewohl ich für überflüßig halte, mich in eine weitläuftige Beſchreibung dieſer Stadt und der umliegenden Gegend, einzulaſſen, ſo will ich doch einiges Wenige von den daſigen Einwohnern, und den, unter einem tyranniſchen Joche ſeufzenden aſiatiſchen Sklaven anmerken.

Die Einwohner, welche außer den Eingebohrnen und Afrikanern, mehrentheils aus Europäern von allerley Nationen beſtehen, die ſich ſchon ſeit mehr denn 100 Jahren nach und nach daſelbſt häuslich niedergelaſſen haben, leben mehr vom Handel ihrer aus den ergiebigen Plantagen erhaltenen Landesprodukte, die gewöhnlich fremden Nationen für Geld überlaſſen werden, als von ihren erlernten Handwerken und Künſten. Sie befinden ſich in den wohlhabendſten Umſtänden, daher ſie ſich auch mehrentheils dem Luxus und dem Stolze ergeben. Der Mann gehet faſt den ganzen Tag bis in die ſpäte Nacht dem Spiele nach, und bekümmert ſich wenig um ſeine Haus- oder Feldwirthſchaft, weil er dieſes alles einem oder mehreren tyranniſchen Knechten zur Aufſicht übergeben hat. Ob man gleich denken ſollte, daß doch wenigſtens

nigſtens die Hausfrau auf das Recht ſehen würde, iſt doch dieſes nicht der Fall. Dieſe Damen ſitzen den ganzen Morgen bey dem Putztiſch, und brauchen zu ihrem Anzuge und zur Bedienung, 2 Sklavinnen, die 6 bis 12 derbe Hiebe mit einem ſtets in Bereitſchaft liegenden ſpaniſchen Rohre erhalten, ſobald nur ein Band nicht recht angebracht iſt. Mittlerweile kommt der Mittag heran, da ſich denn dieſe Staatsdamen bey Tiſche einfinden und mit den aufgeſetzten Speiſen recht gut umzugehen wiſſen, die ihr ſchwarzer Koch nach dem beſten Geſchmacke vorher hat zubereiten müſſen. Nach Tiſche werden entweder Geſellſchaften beſucht, oder angenehme entlegene Spaziergänge mit einem Cicisbeo, in Geſellſchaft einer verſchwiegenen Leibſklavin frequentirt, wobey der ganze Tag mit Müßiggang und Vergnügungen zugebracht wird.

Ein mehr als zu ſchlimmes Loos haben dagegen die armen aſiatiſchen und afrikaniſchen Sklaven, die bey dem drückenden Joche, das ihnen ſowohl zu Hauſe, als vorzüglich in den Plantagen aufgelegt wird, kaum ſatt zu eſſen, wohl aber von einem ihrer grauſamen Aufſeher, oder auch von ihrem unmenſchlich geſinnten Herrn unbarmherzige Schläge erhalten, wobey auch nicht weiter darauf geachtet wird, wenn eine ſolche arme Creatur mit einem ſpaniſchen Rohre, oder mit dem Schambock zu Tode geprügelt worden iſt, weil man ſich mit dem Gedanken, daß er bezahlet ſey, über alles menſchliche Gefühl hinausgeſetzt hat. Ein ſolches Beyſpiel von Grauſamkeit mußte ich ſelbſt 2 Tage vor unſrer Abfahrt bey dem Tiſcher Dörfler, der auch ein Deutſcher, und zwar ein Heſſe war, und in deſſen Hauſe ich mit dem Capitain logirte, zu meinem größten Leidweſen ſehen. Dieſer behandelte ſeinen Leibſklaven, weil er ſeinem ſonſt ſehr ungezogenen Jungen von 10 Jahren mit etwas Waſſer unverſehener Weiſe auf das Hemde geſpritzt hatte, da er ihm dieſes bey dem Waſchen über die Hände gießen müſſen, ſo ganz unmenſch-

unmenſchlich, daß er ihn bey dem Hals faßte, zu Boden warf, und mit einem 2 Ellen langen Schambock mehr denn 40 Hiebe auf den nackten Leib gab. Obgleich der arme Kerl dadurch ganz durchgehauen war, und ſich kaum auf den Füßen erhalten konnte; ſo ſollte er doch noch zur Strafe einen zweyrädrigen Karren mit Dünger, daran ein Pferd vollauf zu ziehen hatte, anderthalb Stunden weit in die Plantage ziehen. Da nun das Ziehen, bey dem ganz zerhauenen Leibe, nicht recht fort wollte, ſo gieng er auf ihn zu, und ſtieß den bedauernswürdigen ſchwarzen Sklaven ſo derb in die Ribben, daß er ohnmächtig zur Erde ſank. Da dieſer Wüthrich Miene machte, das unſchuldige Schlachtopfer noch mehr zu prügeln, um ihm die Hartnäckigkeit, wie er ſich ausdrückte, zu vertreiben, ſo konnten wir es nicht länger mit anſehen, ſondern ſprangen hinzu, nahmen ihn bey Seite, und verwieſen ihm ſeine Grauſamkeit. Allein, er rühmte noch ſeine That gegen uns, und ſagte in einem trotzigen Tone: „Meine Herren, Sie wiſſen noch nicht, wie man mit dieſen ſchwarzen Beſtien umgehen muß!“ Wir ſahen, daß mit dieſem gefühlloſen Menſchen nichts ausgerichtet werden konnte, daher wir uns auch nicht weiter mit ihm abgaben, ſondern mit Verachtung von ihm wegwandten. Aehnliche ſchlechte Geſinnungen und Aufführung der Europäer gegen die Schwarzen ſind mir während den 14 Tagen, da wir uns in Surinam aufhielten, mehrmahls vorgekommen, daher ich auch herzlich froh war, als wir am 24ſten unſere Rückfahrt wieder antraten.

Unſere Fahrt gieng zehen ganzer Tage ſehr wohl von ſtatten, ſo daß wir ein gutes Stück vorwärts kamen, bis wir endlich durch einen von Nord-Weſt entſtandenen heftigen Sturm 3 Tage lang hin und wieder getrieben wurden, und durch den Bruch der blinden Raa, drey der beſten Matroſen einbüßten, die zugleich mit in See geſtürzt wurden.

Nachdem der Sturm etwas nachgelaſſen, und wir uns wieder auf die rechte Straße begeben hatten; ſo begegnete uns am 7ten Februar eine holländiſche Flotte von 6 Kriegsſchiffen, die deshalb ausgeſchickt worden war, daß ſie, wegen der auf der See entſtandenen Unſicherheit, alle holländiſche Weſtindienfahrer, die ihr begegnen würden nach Neu Middelburg mit ſich nehmen ſollte, von wo aus dieſe ſodann durch eines oder mehrere Linienſchiffe escortirt werden ſollten.

Obgleich dieſe Ordre zur Rückfahrt allen ſehr unangenehm war, ſo mußten wir doch dem Befehle Gehorſam leiſten, und kamen am 19ten Febr. mit der Flotte in der Gegend von Middelburg an, wo wir ſodann zwiſchen der Veſtung Seeland und Neu-Middelburg vor Anker giengen, und bis auf weitere Ordre liegen bleiben mußten.

Ich freuete mich zwar anfänglich darauf, daß ich bey dieſer Gelegenheit auch die Hauptveſtung der Holländer in Weſtindien zu ſehen bekam; hinterher aber wünſchte ich doch von Herzen, daß wir ſo bald wie möglich, dieſe Stadt verlaſſen möchten, weil ich hier nicht allein meine ganze Gage, ſondern noch überdies dasjenige zuſetzen mußte, was ich mit vieler Mühe und Noth aus Aſien davon gebracht hatte. Alle Lebensmittel waren außerordentlich theuer, und ich mußte mit den übrigen Officieren, die ſich auf dieſer ganzen Reiſe ſelbſt beköſtigten, nur auf einen Tag für Logis, mäßige Koſt und Theewaſſer 1 thlr. 8 gl. nach Conventions-Münze bezahlen. Da wir ſchon hier über 3 Wochen gelegen hatten, und von den Einwohnern fürchterlich geſchnellt worden waren, ſo erſchien ein Kutter mit der traurigen Nachricht, daß wir wenigſtens noch auf 3 Monate liegen bleiben müßten. Schon dieſe wenigen Wochen hatten mir Monate geſchienen und ich konnte mich nicht dazu entſchließen, hier ſo lange im Müßiggange zu verweilen, und mein mir ſauer gewor-

gewordenes Geld auf eine ſo ſchlechte Art zu verzehren. Ich eröffnete mich daher dem Capitain, und ſagte es ihm frey heraus, daß ich mich mit der erſten beſten Gelegenheit von ihm trennen würde, weil ich hier des langen Wartens völlig überdrüßig wäre. Er redete mir zwar auf alle mögliche Weiſe zu, wiewohl es ihm ſelbſt nicht ſo um das Herz ſeyn mochte, weil er, außer ſich, noch für ſo viele Leute zu ſorgen hatte, und ſtellte mir vor, daß ich auf 260 Gulden dabey verlöre, die ich doch bey der glücklichen Rückkehr von der Compagnie zu gewarten hätte; allein ich blieb bey meinem gefaßten Entſchluſſe, weil ich nach meiner Ueberrechnung, bey dem längern Verweilen in Neu-Middelburg mehr einbüßen, als gewinnen konnte.

Den 15ten März erſchien ein zweyter Kutter, mit der Ordre, daß wir bis itzt immer noch liegen bleiben müßten, weil wir noch nicht ſicher wären. Damit unter der Zeit die Ladung nicht verderben möchte, ſollte Alles nach Middelburg ausgeſchifft werden. Ich machte mich ſogleich mit dem Commandeur des Kutters, welcher Bürner hieß und ehedem als Unterſteuermann auf dem Schiffe Sydon gefahren war, bekannt, der mich auf Eid und Pflicht wieder ſicher zurückzubringen verſprach, wofür ich denn auf 50 Gulden für die Koſt mit ihm accordirte. Der Capitain wollte mich nicht für ſich allein fort laſſen, ſondern meldete mein Vorhaben an den Capitain Stuffe, der den Admiral dieſer kleinen Flotte vorſtellte; da ſie mich aber beide, bey bewandten Umſtänden, mit Gewalt nicht zwingen konnten, ſo ließ ich ganz getroſten Muthes, ob ſie mir gleich mit einer übeln Recommendation bey der Compagnie drohten, meine Sachen auf den Kutter ſchaffen, und gieng ſodann den 18ten März mit demſelben unter Seegel. Unſere Fahrt gieng dieſesmahl ſo geſchwind von ſtatten, daß wir ſchon in 27 Tagen das Cap der guten Hoffnung erreicht

 hatten,

hatten, und den 15ten April daſelbſt einlaufen konnten. Weil wir aber den auf uns lauernden Feinden keinesweges trauen durften, ſo verweilten wir uns auf dem Cap nicht länger als 4 Stunden, und ſetzten die Reiſe weiter nach der Linie fort, die wir auch den 11ten May glücklich paſſirten, und auf St. Matthäi kreuzten.

Ob wir gleich ſchon beynahe 2 Monate auf der See herumgefahren waren, ſo kam uns doch von unſern Schiffen nicht ein einziges vor Augen, die franzöſiſche Zuckerflotte ausgenommen, die unter einer Bedeckung eines Linienſchiffes nach Havre de Grace gieng. Wir richteten zwar unſre Fahrt nach den Norden-Wall, wo wir doch gewiß Oſtindien-Fahrer anzutreffen glaubten, da aber auch hier nicht ein Ruder von denſelben zu ſehen war, ſo liefen wir endlich am 20ſten Juni in Vliſſingen ein, wo wir wieder nur einen halben Tag liegen blieben, und ſodann nach dem Texel giengen. Weil der Commandeur des Kutters, wegen ſeiner Geſchäfte in Amſterdam, über acht Tage im Texel liegen bleiben mußte und ich hier wieder unnöthig Geld zu verzehren gezwungen war, ſo nahm ich endlich einen Lichter, und fuhr mit meinen Habſeligkeiten nach Rotterdam zurück, um von da aus Deutſchland wieder zu beſuchen. Allein ſo nahe ich auch itzt meiner in Deutſchland ſich noch befindenden Freundſchaft war, ſo brachten mich doch die damaligen amerikaniſchen Angelegenheiten, welche die ganze Aufmerkſamkeit aller drey übrigen Welttheile auf ſich zogen, auf den Entſchluß, mit meiner Baarſchaft, die ſich damahls auf 900 Thaler belief, eine Reiſe nach den amerikaniſchen Staaten zu unternehmen. Ich begab mich demnach, weil ich in Rotterdam keine Gelegenheit dazu fand, mit einem Kornſchiffe nach Hamburg, das damahls mit Lübeck freye Fahrt unter preußiſcher Flagge nach Amerika hatte, und fand auch, nach einem Zeitverlauf von vierzehn Tagen eine Gelegenheit, auf einer

ner Brig bis Philadelphia zu fahren. Der Capitain dieſer Brig, mit Namen Rieß ein ſehr aufrichtiger und freygebiger Mann, bezeigte ſich ſo gefällig gegen mich, daß er für dieſe Fahrt, Lebensunterhalt mit einbedungen, nicht mehr als 15 Thaler verlangte. Wir giengen den 25. Juni unter Seegel. Von unſerer Abfahrt bis auf die Höhe von Gibraltar hatten wir ſehr wenig Schiffe, und dieſe nur in der Ferne geſehen, um deſto mehr aber kamen uns hier zu Geſichte. Sie führten mehrentheils die engliſche Flagge, und ſechs derſelben begleiteten uns bis Boſton, das wir den 4. Septbr. glücklich erreichten.

Boſton, die ehemahlige Hauptſtadt der engliſchen Beſitzungen in Nord-Amerika, liegt auf einer Erdzunge an der See, iſt ziemlich groß, ſchön gebaut, und hat auf 6000 Häuſer, die 2, 5 Stockwerk nach engliſcher Bauart aufgeführet, grün angeſtrichen, und mit grauen Schindeldächern verſehen ſind. Unter den 9 Kirchen iſt die Presbyterianiſche die ſchönſte, die aber eben ſo, wie die übrigen, kein Gewölbe hat, im Viereck gebauet, und von aller innern Pracht entfernt iſt. In dieſen wird Mittwochs und Sonntags Gottesdienſt mit der feyerlichſten Stille gehalten, dabey ſich ein Jeder einfinden, und ſeinen Sitz nach Belieben auf den herumſtehenden Bänken nehmen kann. Der bey Boſton befindliche Hafen iſt ſo groß, daß er recht gut an 500 Schiffe aufnehmen kann, wegen des dabey befindlichen engen Canals beym Einlaufen aber etwas gefährlich.

Die Einwohner, die, in Anſehung der Aufrichtigkeit und des geſitteten Betragens, vor den Surinamern viele Vorzüge haben, leben bey ihren mittelmäßigen Vermögensumſtänden viel zufriedener als jene, und es wäre ungerecht, wenn man ſich über die übertriebene Theurung der Koſt oder der Lebensmittel beklagen wollte, denn für das, was ich in Surinam für einen einzigen Tag für

die Koſt bezahlen mußte, konnte ich in Boſton vier Tage leben. Da die Manufakturen und Handwerke dort nicht im beſten Flore ſind, ſo erhält ſich die zahlreiche Menge Einwohner mehrentheils vom Ackerbau, und vom Handel, der mit Stockfiſch, Theer, Pech, Brenn- und Bauholz, und vielem Pelzwerke, von Landthieren ſowohl als Seethieren, auf vielfache Art unterhalten wird.

Ich ließ, weil ich geſonnen war, mich einige Zeit in dieſer Gegend zu verweilen, meine Sachen am folgenden Morgen ans Land ſchaffen, und logirte mich bey einem Bürger ein. Nachdem ich mich einigermaßen eingerichtet hatte, ſo machte ich mir einen kleinen Spaziergang nach Maſſachüſet, das ein berühmtes Eiſenwerk iſt, nicht weit von Boſton liegt, und Eiſen von ſolcher vorzüglicher Güte liefert, daß man in England die beſten Uhrfedern, Lanzetten und Barbiermeſſer daraus verfertigt.

Einen etwas weitern Weg unternahm ich den 9. Septbr. nach Cambridge, das 6 Meilen von Boſton entfernt liegt, ganz wohl gebauet iſt, eine ziemlich anſehnliche Univerſität, und wohl eingerichtete Buchdruckerey hat, die aber bey den damaligen Kriegsunruhen ganz ſtille lag. Sie hat den berühmten Franklin zum Urheber, der ſelbſt dieſe Kunſt vorher in England erlernte, und dieſe Buchdruckerey ſodann nach engliſchem Fuße etablirte.

Anſtatt daß ich wegen Unbekanntſchaft des Weges von hier nach Boſton wieder zurückkehren ſollte, ſo ſcheuete ich doch alle damahls vorkommenden Unbequemlichkeiten keinesweges, zumahl, da ich ſo viel Merkwürdiges von Philadelphia gehört hatte, ließ mir einen Paß von dem damahligen Sekretär der Buchdruckerey ausfertigen, der auf eine freie Reiſe in den amerikaniſchen Freiſtaaten lautete, und trat damit am 11ten meine Reiſe, ohne Gefährten und ohne einige Bekantſchaft mit den mehrentheils unwegſamen Gegenden, blos einer ungewiſſen

wiſſen Beſchreibung nach an. Den ganzen Tag war ich durch dicke Waldungen, leere Plätze und Wieſen gelaufen, ohne daß ich einen Menſchen, oder Vieh, oder auch nur ein einziges Haus angetroffen hätte, bis ich endlich bey Sonnenuntergang, zu meiner nicht geringen Freude, ein kleines Hüttchen in der Ferne zu Geſichte bekam. So ſehr ich auch von dem Herumlaufen und von der ſtarken Hitze, in Ermangelung aller Erfriſchung, ermüdet und entkräftet war, ſo eilte ich doch mit völliger Sammlung meiner Kräfte, weil ich dort Menſchen anzutreffen glaubte, gerade darauf los, und fand auch hier, zu meiner nicht geringen Verwunderung 2 franzöſiſche Officiere mit einem Boten und einem alten Greis, den die übrigen, bey ihrem Rückzuge ins Land, zurückgelaſſen hatten. Es ſahe zwar einer den andern mit großen Augen an, zumahl da wir einander nicht verſtanden, da aber dieſe Herren eben mit dem beſchäftigt waren, was ich am nöthigſten brauchte, ſo gab ich wenigſtens durch Zeichen zu erkennen, daß ich ihnen Geſellſchaft leiſten wollte. Wiewohl ich durch meine angenommenen Figuren ein allgemeines Gelächter erregte, ſo nahm ſich doch der Bote, der mich etwas verſtand, meiner endlich an, und reichte mir ein Stück gebratenen Fiſch, und ein Töpfchen Waſſer, worauf mir auch der alte Vater, der meinen großen Appetit bemerkte, als ſeinem vierten Gaſte ein ganzes Töpfchen von eingeſalzenen Fiſchen herbeibrachte. Ich drückte ihm gern 2 Schilling in die Hand, die er ſich zwar anzunehmen weigerte, und ſtärkte mich mit dieſer einfachen Koſt. Das Lager, welches wir dieſe Nacht hatten, war freilich nicht das weichſte, doch wenigſtens beſſer, als wenn ich unter freiem Himmel hätte liegen, und mich den wilden Thieren preis geben ſollen.

Ob mir gleich dadurch ein erwünſchtes Glück zu Theil geworden war, daß ich jetzt Geſellſchafter gefunden hatte, die den nehmlichen Weg reiſten, ſo wurde mir doch auch

der folgende ganze Tag äußerſt zur Laſt, weil ich als eine ſtumme Perſon neben her laufen mußte. Auch für das Auge war hier nicht einmahl eine Ergötzlichkeit zu finden, weil man nichts als Erdäpfelfelder, und ſeitwärts elende Hütten liegen ſah, bis wir etwa anderthalb Stunden von Providence waren, wo man doch wenigſtens auch hin und wieder Hülſenfrüchte auf den Feldern antraf, und zahlreiche Viehheerden auf der Weide neben und in den Waldungen gehen ſah. Dieſe Stadt hat mehrentheils ſchlechte hölzerne Häuſer, dabey aber viel Einwohner, die ſich mehrentheils vom Handel mit Fiſchen und Hülſenfrüchten ernähren.

War mir der Weg bis Providence etwas langweilig geworden, ſo wurde er mir hernach bis Neu York um ſo beſchwerlicher, weil wir nicht allein viele ungebahnte dicke Waldungen, ſondern auch noch dazu viele hohe Berge paſſiren mußten. Jedoch bemerkte ich hier mit Luſt, bey der fetten Weide überall eine außerordentlich ſtarke Viehzucht, fruchtbare Felder mit dem beſten Getraide, und noch überdieß viele Bergwerke, die ſehr gutes Eiſen, Zinn, und Kupfer liefern, davon eine große Quantität nach Holland und England verhandelt wird.

Neu York die Hauptſtadt in der Provinz gleiches Namens, auf der Inſel Manhatton, die 14 Meilen lang, und 2 Meilen breit iſt, liegt gerade an der Mündung des Hudſon Fluſſes, der mit unter die größten Flüſſe von Amerika gehöret, und über 50 Meilen ins Land ſchiffbar iſt. Die Stadt hat über 500, auf holländiſche Art gebaute Häuſer, mehr denn 12000 Einwohner, aus allerlei Nationen und Religionen, einen vortrefflichen Hafen, und eine ſtarke Feſtung, die mit 4000 Mann beſetzt iſt. Uebrigens hat jeder Fremder, der ſich in Neu York wohnhaft niederlaſſen will, den Vortheil, daß er zur Aufbauung eines neuen Gebäudes, Holz und

und Steine umſonſt erhält, und gemeinſchaftliche Rechte mit den ältern Bewohnern genießt.

Mehrere ſinnliche Abwechslungen in die Augen fallender Gegenſtände verkürzten unſere zweitägige Reiſe bis Philadelphia, durch den Anblick fruchtbarer Felder, die mit Tobak und mancherlei Getraidearten in ihrem vollen Glanze prangten, wobey denn auch bey den ſtark bevölkerten Dörfern, ſchöne Fruchtgärten zu ſehen waren. Von den daſigen ländlichen Einwohnern iſt vorzüglich ihre Gaſtfreiheit rühmenswürdig, vermöge der ſie jeden Fremden mit der größten Bereitwilligkeit aufnehmen, und nach ihren Vermögensumſtänden auf das Beſte bewirthen, wovon wir auf unſerer Reiſe mehrere Beweiſe erhielten.

Philadelphia, die Hauptſtadt der freien Staaten von Amerika, liegt auf einer Ebene, an dem Zuſammenfluß zweier anſehnlicher Flüſſe, des Delaware und des Shuylkil, von denen der letzte kurz vor der Stadt ſich in den erſtern ergießet. Die Stadt iſt in die Länge gebaut, erſtreckt ſich an 2 deutſche Meilen, und hat 18 Hauptſtraßen, die ſo gerade angelegt ſind, daß man beinahe von einem Ende bis zum andern ſehen kann. Die merkwürdigſten unter dieſen ſind: die Hihgsſtreet und Brandſtreet, die ſich von den übrigen, ſowohl durch die Regelmäßigkeit, als auch durch die außerordentliche Breite von 100 Fuß auszeichnen. Bey den mehrſten Häuſern, deren Anzahl auf 3300 ausmacht, trift man ſowohl die fruchtbarſten Baumgärten, als auch ſchöne Luſtgärten an, die durch dahin geleitete Canäle mit fiſchreichen Teichen und Springbrunnen verſehen ſind. Unter den daſigen Kirchen ſind die reformirte und die lutheriſche die vorzüglichſten, da hingegen die Katholiken nur 2 Capellen haben. Die Einwohner, deren Anzahl man gewöhnlich auf 22000 angiebt, befinden ſich, vermöge ihres ſtarken Handels, in wohlhabenden Umſtänden. Sie betreiben denſelben nicht nur mit den Holländern,

dern, Engländern und Franzoſen, denen ſie allerlei Pelzwerk, Leder, Kupfer, Leinwand, Korn, Weitzen, Pökelfleiſch u. d. m. liefern, ſondern ihr Handel erſtreckt ſich auch nach Aſien und Afrika mit Eiſen, Leinwand, allerlei Kunſtſachen von Holz und Metall, Pökelfleiſch u. d. g. m.

Man kann daher mit Recht Philadelphia als den Sammelplatz der Kaufmannſchaft, wie nicht weniger als den Gerichtsplatz der geſammten Staaten Amerika's anſehen. Hier findet man Handlung nach den übrigen Welttheilen, und zugleich den allgemeinen Congreß der verſchiedenen vereinigten Staaten.

Meine Neugierde trieb mich auch hier an, die Buchdruckerey zu beſuchen, und mit deren Einrichtung bekannt zu werden; da ich aber weiter nichts beſonders in derſelben antraf, weil ſie ſich in der nämlichen Verfaſſung, wie die zu Cambridge befand, und überdieß die Arbeit ſehr mangelte, ſo verließ ich dieſelbe in acht Tagen wieder, hielt bey dem General-Gouverneur Washington um einen fernern Freipaß an, der mir auch ohne einige Weigerung bis auf die Grenze der Freiſtaaten ausgeſtellt wurde.

Ich ſchiffte mich daher am 25ſten November auf einem amerikaniſchen Fahrzeuge mit noch zwei andern Paſſagieren ein, die gleichfalls nach Williamsburg wollten, bey denen mir aber die Zeit außerordentlich lang wurde, weil der erſte, welcher ein Kaufmann war, ſehr wenig ſprach, der zweite aber, ſo lange wir mit einander gereiſt ſind, nach ſeiner Quäkeriſchen Art ſeinen Mund nicht eher aufthat, als wenn man ihn um etwas befragte.

Am folgenden Mittag gelangten wir endlich in Baltimore an, wo wir uns dieſen Tag verweilten, weil der Kaufmann hier einige Geſchäfte hatte. Es iſt dieſes auch eine anſehnliche, volkreiche Stadt, die wegen ihrer Leinewandfabriken und des daſelbſt befindlichen Eiſenhammers gute

gute Nahrung treibt. Ihr Handel iſt dadurch in beſtändiger Aufnahme, weil ſie an der Cheſapeak-Bay liegt, und hatte vorzüglich bey den amerikaniſchen Unruhen, durch denſelben einen ſtarken Genuß, weil ſie damahls gänzlich für neutral erklärt wurde. Es iſt dieſes die einzige Stadt in den ſämmtlichen Freiſtaaten, die nur katholiſche Einwohner hat, und auch keinen andern Religionsverwandten aufnimmt. Ihre Rechte ſchreiben ſich von einem engliſchen Lord gleiches Namens her, der ihnen dieſe, ihrem erſten Urſprunge nach ſehr kleine Stadt, zum immerwährenden Beſitz einräumte, ſo wie ſie auch bey der neuen amerikaniſchen Conſtitution, den Einwohnern mit allen ihren Freiheiten überlaſſen worden iſt.

Von hier ſetzten wir unſre Fahrt in Geſellſchaft 20 franzöſiſcher Officiere nach Annapolis fort. Die am Strande ſich befindenden Felder ſind nicht weniger fruchtbar, und prangen mit den beſten Tobakpflanzen, welche die Länge eines Mannes weit übertreffen. Die ganze Gegend bis Annapolis iſt überhaupt ſehr reizend, weil man in einer angenehmen Abwechslung hohe Wälder, blumenreiche Wieſen, fruchtbare Felder, und mit allerhand ſchönen Fruchtbäumen umgebene Dörfer liegen ſiehet.

Die Stadt iſt zwar klein, jedoch beſſer als Neu York und Williamsburg gebauet, und das daſige Rathhaus ſoll eins der beſten im Lande ſeyn. Obgleich dieſes Städtchen in Anſehung der Größe Philadelphia weit nachſtehen muß, ſo giebt es doch dieſem, was den Luxus anlangt, nichts nach; denn man findet auch hier, ſo wie in jener großen und berühmten Stadt, ein anſehnliches Schauſpielhaus, welches die Woche über zu dreien mahlen von den Einwohnern, vorzüglich des andern Geſchlechts, fleiſſig beſucht wird. Die Geſellſchaft beſteht aus Franzoſen, und man findet bey ihr, wie auch bey den Zuſchauern, ſo viel Geſchmack und Pracht, daß man ſich in Frankreich glauben würde, wenn

man

man nicht durch die dunklere Leibesfarbe bald wieder aus dieſer Täuſchung gezogen würde. Die Einwohner befinden ſich in guten Vermögensumſtänden, und treiben einen beträchtlichen Handel mit Viehe, das dem Oſtfrießländiſchen nichts nachgiebt.

Unſere Reiſe, auf der wir von hier nach Williamsburg zehen Tage zubrachten, wurde mir äußerſt beſchwerlich, wegen der geſchwind eintretenden kalten Witterung, die ich nicht vertragen konnte, weil ich einmahl an das warme Clima gewöhnt war, und mich daher ſehr leicht bekleidet hatte. Ja ich würde noch mehr haben ausſtehen müſſen, wenn meine Reiſegeſellſchafter nicht ſo gefällig geweſen wären, mir wechſelsweiſe ihre Mäntel zu leihen. Ich war daher nicht wenig froh, als ich Williamsburg am 12. Decbr. vor uns liegen ſah.

Dieſe Hauptſtadt der Provinz Virginien liegt auf einer Inſel, die von dem unbedeutenden Fluſſe Powhatan gebildet wird, iſt nicht allzugroß, aber doch ſchön gebauet, die Hauptſtraßen wohl gepflaſtert, und über 100 Fuß breit. Wiewohl der Handel hier nicht unbedeutend iſt, ſo würde er doch noch ſtärker ſeyn, wenn die Schiffe bis an die Stadt kommen könnten, und nicht auf eine Stunde weit davon liegen bleiben müßten Obgleich viel Schiffbauholz, Pech, Theer, Getraide, Flachs, Hanf, Eiſen, welſche Nüſſe und cederne Bretter außer Landes verhandelt werden, ſo beſtehet doch der größte Handel in Tobak, davon aus der ganzen Provinz jährlich auf 80000 Fäſſer (das Faß zu 8 Centnern gerechnet) verſchickt werden.

Da ſich hier meine bisherige Reiſegeſellſchaft von mir trennte, und ich noch nicht Willens war, wieder umzukehren, ſo wartete ich auf andere Reiſegefährten, die ſich auch am dritten Tage meines Aufenthaltes in einer Anzahl von 150 Mann einfanden. Es war dieſes ein Gemenge von deutſchen Truppen, die in engliſchen Sold auf-

aufgenommen worden, bey der Belagerung von Neu York aber übergegangen waren; zum größten Theile Heſſen vom Losbergiſchen Regimente, die jetzt mit einer Anweiſung nach Carolina marſchierten. Unſere Reiſe war keinesweges die beſte, weil wir überall, wo wir hinkamen, vermöge der großen Anzahl von Leuten, einen Mangel an nöthigen Lebensmitteln fanden, ſo daß wir jederzeit mit halbleerem Magen wieder abziehen mußten, und überdies auch noch, bey der rauhen Jahreszeit, wo wir in den einzeln ſtehenden Häuſern nicht alle unterkommen konnten, viel Kälte auszuſtehen gezwungen waren. Unter ſolchen elenden Umſtänden, die mir auf einer Luſtreiſe nicht behagen wollten, kamen wir endlich, ganz ausgefroren und abgehungert, am 21. December in Albemarle an. Ob es gleich auch hier bis Wilmington, bey der Nachläſſigkeit der Einwohner, keinen Ueberfluß der Lebensmittel gab, da wegen der ſehr ſtarken Hitze in den Sommermonaten, der Ackerbau und die Fiſcherey ſehr vernachläſſigt werden, ſo fanden wir doch wenigſtens ſo viel, daß wir uns einmahl recht ſatt eſſen, und unter einem Obdache ſchlafen konnten. Nachdem wir uns in zwey Tagen wieder ein wenig erholet hatten, ſo ſetzten wir am dritten Tage unſere Reiſe über Clarendon und Craven nach Wilmington fort, wo wir auch, nach vielen überſtandenen Strapatzen, auf den äußerſt unangenehmen moraſtigen Wegen, den 29. December anlangten.

Wilmington iſt zwar ſtark bewohnt, aber ſehr ſchlecht gebauet. Die Einwohner ſind, weil ſie kein ſtarkes Commerce mit fremden Nationen betreiben, in ihren Sitten noch ſehr weit zurück, daher ſich auch kein Europäer unter ihnen aufhält. Sie leben für ſich allein, und haben mit den Einwohnern der benachbarten Provinzen gar keine Gemeinſchaft. Ihr Handel, der eben ſo, wie in ganz Nord-Carolina durch die großen Sandbänke und ſeichten Mündungen der Landflüſſe gehemmt wird, iſt mittel-

mittelmäßig, beſtehet in rohem Leder, Wachs, Theer, Pech, Harz, Tobak, Cedernholz u. d. g. m. und erſtreckt ſich mehrentheils nur nach Weſtindien. Die Einwohner der ganzen Provinz werden auf 300000 gerechnet.

Den 2. Jan. 1783. giengen wir insgeſammt zu Schiffe nach Portroyal, welches noch als einer von den beſten Häfen in Nord-Carolina angeſehen wird, obgleich der Ort ſehr unbedeutend iſt, und kamen endlich mit einem günſtigen Winde, nach Verfluß von acht Tagen in Charlestown an, wo meine Reiſegefährten blieben.

Dieſe Stadt wird, wegen ihrer Schönheit, Größe und Handlung, mit unter die vorzüglichſten in Nordamerika gerechnet. Ihre Lage iſt eine der vortheilhafteſten, weil ſie an dem Zuſammenfluſſe zweier anſehnlicher Flüſſe des Aſhley und Cowper erbauet iſt, daher auch von da aus ein ſtarker Handel nach Europa, Oſt- und Weſt-Indien getrieben wird, der in Reiß, Indigo, Wildhäuten, indianiſchem Getraide, Wachs, Talch, Schiffsbauholz u. d. g. m. beſtehet. Der bey dieſer Hauptſtadt befindliche Hafen iſt ſo groß, daß ſehr gut auf 400 Schiffe darinnen liegen können. Weil die vorher erwähnten Flüſſe ſelbſt durch die Stadt fließen, ſo ſind dieſerwegen die Straßen ungemein breit, und mit großen geräumigen Häuſern verſehen, weil ein jeder Bürger ſein Packhaus bey ſich hat, deren Anzahl ſich auf 2200 beläuft.

Hier verweilte ich mich wegen Mangel einer guten Gelegenheit beinahe fünf Tage, und fand unter der Zeit freie Bewirthung bey einem Weißgerber, der Halauft hieß, und aus Baiern gebürtig war. Ich wurde am erſten Tage meiner Ankunft unverhoft mit ihm bekannt, und er machte mir überdieß mancherlei vortheilhafte Vorſchläge, im Fall ich bey ihm bleiben wollte. Da ich aber bis hierher mit mancherlei Widerwärtigkeiten zu kämpfen gehabt hatte, wodurch mir dieſes Land einigermaßen verhaßt worden war, und ich auch übrigens kein großes

Glück vor mir ſah, ſo wollte ich vielmehr ſehen, wo mir anderwärts ein Glücksſtern leuchten würde, dankte ihm für ſeine gütigen Anerbietungen, und gieng am 13. Jan. mit einem däniſchen zweimaſtigen Kauffartheiſchiffe, das von dem Capitain Kämmerer geführet wurde, und in Neu-Fundland Stockfiſch laden wollte, wieder zurück. Für dieſe Reiſe, welche gewöhnlich auf acht Tage gerechnet wird, accordirte ich mit dem Capitain nur auf 3 Guineen, hatte aber auch die elendeſte Koſt und dabey manchmal kaum ſatt zu eſſen. Der Capitain war ein Menſch von ganz roher Lebensart, der ſich mitten unter die Matroſen ſetzte, die größten Grobheiten annahm und ausgab, beſtändig Zoten in ſeinem Munde führte, und mehrentheils mit den Matroſen aus einem Keſſel as, und aus einem Topfe trank. Er bezeigte ſich endlich ſo unhöflich gegen mich, daß er von mir, als einem Paſſagier, verlangte, ich ſollte auf ſeinem Schiffe mit arbeiten helfen, worüber ich mich auch beinahe alle Tage heftig mit ihm überwarf. Hier lernte ich in der That das ſonſt mir ſo elend beſchriebene Schiffsleben kennen, und war allerdings froh, da wir am 22ſten an der Küſte von Neu-Fundland ankerten, wo ich ſogleich ans Land gieng, und eine andere beſſere Gelegenheit erwartete, die ſich mir aber erſt nach vierzehen Tagen zeigte.

Neu-Fundland hat in ſeinen weitläuftigen Waldungen großen Ueberfluß an Bauholz und Wild. Auch giebt es da Stockfiſche in ſolcher Menge, als wohl ſchwerlich an der Küſte irgend eines andern Landes gefangen werden mögen. So reichlich es aber mit dieſen und andern Naturprodukten verſehen iſt, ſo übel ſiehet es mit der Bevölkerung aus. Ein Umſtand, den man am füglichſten dem rauhen Klima, ſo wie der äußerſt rohen und ekelhaften Lebensart der Eingebohrnen zuſchreiben muß, die für jeden Fremden, und beſonders einen Europäer zu abſchreckend iſt, um einen zur Niederlaſſung in jenen Gegenden

zu reizen. Ihre gewöhnliche Nahrung beſteht aus Fiſchen, und mit Fiſchthran pflegen ſie auch, ihren uralten Gewohnheiten zufolge, nicht allein ihre ſehr einfachen Gerichte, zu deren Schmelzung ſie ſich des Fettes von den daſelbſt häufig anzutreffenden zahmen und wilden Thieren bedienen könnten, ſondern auch ihre Getränke zu bereiten. Ein halbes Glas Branntwein, wozu eben ſo viel Thran gegoſſen wird, macht ihr Frühſtück, und die größte Delikateſſe für ſie aus. Daher iſt es kein Wunder, wenn ein Europäer, der auch der unter gewiſſen Umſtänden ſehr ſchmutzigen Diät auf den Schiffen gewohnt iſt, hier deſſen ungeachtet aus Ekel immer halb hungrig bleibt.

Sehr gut wäre es für die Einwohner, wenn ſie ſich mit andern Nationen in Handelsverbindungen einließen, wodurch ſie allerdings einen gewiſſen Grad der Kultur und des Wohlſtandes erlangen würden. Hierbey würde ihnen auch der, ihrem Lande eigne, ſchiffbare Georgenfluß viel Vortheile gewähren. Allein ihr ſcheues wildes Weſen, wovon die obenbemerkte widrige Art, ſich zu beköſtigen einen Beweiß giebt, macht den Handelsverkehr mit ihnen, und die Niederlaſſung daſelbſt äußerſt beſchwerlich. In dieſem Lande nöthigte mich die rauhe Witterung gegen vierzehen Tage zu verweilen, während welcher Zeit ich, wahrſcheinlich, weil ich der elenden Koſt nicht gewohnt war, ununterbrochen vom Fieber heimgeſucht wurde, und noch froh ſeyn mußte, daß ich in keine ſchwerere Krankheit verfiel: Ein längerer Aufenthalt würde dieſe jedoch gewiß verurſacht haben. Es war daher mein Glück, daß ſich ein franzöſiſches Schiff, und mir dadurch ein Weg zeigte, aus meiner übeln Lage zu kommen; denn mit dem Däniſchen wollte ich ſchlechterdings nicht wieder abreiſen. Jenes landete, um einen Maſt einſetzen zu laſſen, weil es den ſeinigen nicht weit von hier verloren hatte, und ich trat auf ſelbigem am 5ten Februar meine Reiſe nach Martinique an.

Die Erwartung einer ſchnellen Farth, die ich mir von unſerm Fahrzeuge machte, wurde nicht getäuſcht. Es war ein guter Seegler, und der Capitain, Namens le Rapone, ein geſchickter Seefahrer. Dabey zeigte er ſich gegen mich als ein ſehr gefälliger, theilnehmender Mann; denn nicht genug, daß er, ob ich gleich für dieſe Reiſe mich mit ihm auf 50 Schilling verglichen hatte, aus Rückſicht auf einige für ihn gehaltene Wachen, nur die Hälfte der akkordirten Summe nahm, gieng er überhaupt mit mir, die ganze Zeit über, wie mit ſeinem beſten Freunde um.

Schon am vierten Tage nach unſerer Abfahrt ſeegelten wir dem Eiland Hilares vorbey, und erreichten am 19ten Februar die Sommersinſeln, wo wir die Anker einen halben Tag lang fallen ließen, da denn der Capitain auf dieſelben fuhr, und von den Inſulanern eingetauſchte Fiſche und Eier in Menge mit zurückbrachte.

Den 27ſten paſſirten wir die Linie, wo uns ein ſo entſetzlicher Platzregen überfiel, daß das Waſſer im Schiffe zwey Fuß hoch ſtieg. Ein Vorfall, der um ſo mehr erwähnt zu werden verdient, da man bis jetzt nur äußerſt ſelten von ſo ſchrecklichen Regengüſſen genau unter dem Aequator gehört hat.

Den 4ten März bekamen wir das Land von Portorico zu Geſichte, und zugleich eine Geſellſchaft von 2 Fregatten, die bey dem grünen Vorgebirge gekreuzt hatten, und ebenfalls nach Martinique giengen, wo zu der Zeit die Flotte des Admirals Rodney lag.

Am 15ten Abends entdeckten die Matroſen die Inſel Dominique, die uns in Weſten liegen blieb. Den Morgen darauf ſahen wir auch Martinique ſchon vor uns, und kamen am 19ten auf die Rhede.

Dieſe Inſel gewährt eine ſonderbare Anſicht. Man erblickt einen Berg, der aus einem Walde emporzuſteigen ſcheint, weil er rings unten mit Gehölz umwachſen iſt.

Hier am Fuße des Berges ſind auch die Plantagen und Felder der Europäer angelegt, die bey der ausnehmenden Fruchtbarkeit des Bodens den Fleiß ihrer Anbauer mit den reichlichſten Erndten belohnen, wenn nicht dieſe durch die Ueberſchwemmungen, welche die Flüſſe hier nicht ſelten anrichten, zu Grunde gehen. Wildpret trift man hier faſt gar nicht an, außer einigen Schweinen. Deſto größer iſt die Menge der meiſt prächtig befiederten Vögel, die in Schaaren zu Tauſenden ziehen. Das gemeinſte Thier dieſer Inſel aber iſt eine Schlange, die an Größe die zu Ceylon noch übertrift, und ſo häufig angetroffen wird, daß man ohne Gefahr nicht eine Viertelſtunde von der Stadt ſich entfernen darf, denn wo man geht und ſteht, hört man das Ziſchen derſelben. Doch wird keine von den Einwohnern getödtet, weil ſie, wie man glaubt, die kleinern giftigen Schlangen vertilgen.

Port-Royal, die Hauptſtadt dieſer Inſel iſt eben nicht ſchön. Die Häuſer ſind von Holz, ein Stock hoch aufgeführt, die Straßen enge, und das ganze Jahr hindurch mit Schmutz bedeckt. Der einzige Platz, den man, in Vergleich mit den übrigen ſchön nennen könnte, iſt der zwiſchen der Stadt und dem Vorwerk, der gewöhnlichen Retirade der hieſigen Spatziergänger. Nicht weit von letzterm, liegt auf einer Anhöhe das Fort Bourbon, welches in franzöſiſchem Geſchmacke erbauet, ſich beſſer ausnimmt als die Stadt ſelbſt. Die Rhede iſt ſehr gut und ſicher, daher ſich auch alle, in der Nähe liegende oder kreuzende Schiffe bey heran nahendem Sturm hierher begeben, wodurch Handel und Nahrung der Einwohner ſehr befördert wird. Unſer Capitain, der bloß des Handels wegen dieſe Reiſe gemacht hatte, wollte ſich nicht länger als acht Tage hier verweilen. Da nun bey der Kürze der Zeit es der Mühe nicht lohnte mir eine beſondere Wohnung auszumachen, nahm er mich des Abends mit in die ſeinige.

Wir waren kaum ans Land geſtiegen, als ſich auch ſchon Bekanntſchaft für mich unter dem Schiffsvolke fand. Unverhofft traf ich hier auf den Steuermann Raumers, an deſſen Stelle ich die Reiſe von Batavia nach Japan unternommen hatte. Er war bey der Flotte, die hier auf der Rhede lag, angeſtellt, und eben im Begriff, in ſeine Schaluppe zu gehen, als mein Capitain und ich ausſtiegen. Er erkannte mich, meines von demjenigen, in dem er mich zu Batavia geſehen, ganz verſchiedenen Anzuges ungeachtet, augenblicklich. Wir freuten uns herzlich, einander wieder zu ſehen, mußten aber nach einigen freundſchaftlichen Grüßen vor der Hand wieder ſcheiden, doch gab er mir das Verſprechen, den Nachmittag in unſer Logis, welches der Capitain ihm bezeichnete, zu kommen, und da weiter mit einander von unſern Reiſen zu ſchwatzen.

Wir wohnten im Hauſe des Kaufmanns Carolge, auf der Hyburſtraße, dem wir täglich für Koſt und Wohnung zwei Livres bezahlen mußten.

Vor Müdigkeit ſahe ich mich genöthigt, dieſen Tag zu Hauſe zu bleiben, wo ich mich denn in Abweſenheit des Capitains, der indeſſen ſeine Angelegenheiten beſorgte, mit meinem Wirthe unterhielt. Dieſer brave Mann hatte das Unglück gehabt, in Zeit von acht Wochen ſeine Frau und drei Kinder durch den Tod zu verlieren; weswegen er auch damahls ſeine Wirthſchaft mit einer Sklavin führen mußte.

Den Morgen darauf, als den 20ſten, hatte ich mich kaum angekleidet, ſo erſchien mein Freund der Oberſteuermann, und lud mich zu einem Frühſtück in ſeine Wohnung ein, wo mehrere Seeofficiere im Quartiere lagen, und wohin ich ihn auch, nach einiger Weigerung begleitete. Wir hatten eine gute Strecke bis dahin. Ich benutzte dieſe Zeit und machte ihm eine kurze Schilderung meiner jetzigen Lage. Er hatte anfangs geglaubt, daß auch ich in franzöſiſchen Dienſten ſey. Nachdem er aber

 von

von mir erfuhr, daß er ſich irre, äußerte er gegen mich, es würde vielleicht möglich ſeyn, bey der franzöſiſchen Flotte untergebracht zu werden; indem er mich zugleich verſicherte, es gefalle ihm weit beſſer, als in holländiſchen Dienſten, wovon er ſich während der 22 Monate ſeines Engagements überzeugt hatte.

Unter dieſem und ähnlichen Geſprächen hatten wir ſein Logis erreicht. Ich fand hier eine anſehnliche Geſellſchaft, mit einem tüchtigen Frühſtücke beſchäftigt. Es dauerte nicht lange, ſo fiel die Unterredung auf mich. Mein Wirth ſprach meinetwegen mit einigen Officieren, wie ich wohl merkte, ſo unkundig ich auch der franzöſiſchen Sprache war; beſonders, da er ſich hierauf zu mir wendete mit den Worten: daß ich mich jetzt ſehr leicht bey der Flotte engagiren könnte, weil auf dem Linienſchiffe Zelee eben die Stelle eines Unterſteuermannes erledigt wäre. Ich fühlte zwar keine große Neigung hierzu, bat mir aber doch Bedenkzeit bis auf den Abend aus, wo ich meinen Entſchluß beſtimmen wollte, und nahm indeſſen Abſchied.

Den Reſt des Tages brachte ich bey meinem Wirthe, in deſſen kleinen am Hauſe gelegenen Garten zu, wo ich Muße genug hatte, den mir gethanen Vorſchlag reiflich zu überlegen, zumahl da er von Geſchäften abgerufen, mich oft meinen Gedanken allein überließ. Ich ſah wohl ein, daß ich mich zu etwas entſchließen müßte. Mein Geld nahm immer mehr ab, und in der Buchdruckerey gabs, wegen den Kriegsunruhen, für mich keine Arbeit. Ueberdieß ſchienen mir der Capitain ſowohl, als meine Kameraden und die Matroſen rechtſchaffene, ehrliche Leute zu ſeyn, nur wollte mir es nicht in den Kopf, wider die Engländer zu dienen. Es war leicht möglich, daß ich in ihre Gefangenſchaft gerathen und Bekannte antreffen konnte, die mich verriethen, und ich mußte dann um ſo

härtere

härtere Ahndung fürchten, je weniger ich Urſache gehabt hatte, ihre Dienſte zu verlaſſen.

In ſolchen Gedanken vertieft traf mich mein Wirth. Er kam auf mich zu, und bat mich, in die, unfern der Raſenbank, worauf ich mich gelagert, befindliche Laube zu gehen, mit dem Zuſatze, daß Beſuch da wäre. Ich ſammelte mich wieder, ſo gut ich konnte, machte mich auf, und erblickte zu meiner nicht geringen Verwunderung meinen Freund nebſt noch einem Officier, die mich belauſcht hatten. Dieſer wäre — ſagte jener — eben gekommen, um den Schluß meiner Ueberlegung von mir zu vernehmen. Jener wiederholte hier zugleich, daß ich auf dem bewußten Linienſchiffe als Unterſteuermann unterkommen, und als ſolcher eine Reiſe nach Domingo mitmachen könnte. Hierüber wurde nun mancherlei berathſchlagt, bis mein Capitain nach Hauſe kam. Er ſuchte alle mögliche Bewegungsgründe hervor, um mich zu überreden, daß ich mich um den vorgeſchlagenen Dienſt bewerben möchte, deſſen Vorzüge er in das hellſte Licht ſetzte. Sein Zureden wurde, durch mein eigenes Nachſinnen über meine jetzige Lage unterſtützt. Was — dachte ich bey mir ſelbſt — ſollſt Du hier im Lande anfangen, und wie viel wird es Dich koſten, wenn Du es wieder verlaſſen willſt? — Dieſer Gedanke bewog mich vorzüglich, den mir gethanen Vorſchlag anzunehmen. Ich ſchlug ein, und wir tranken auf mein gutes Glück etliche Bouteillen Pontak.

Noch dieſen Abend fuhr ich nach dem Schiffe; traf aber den Capitain deſſelben nicht am Bord. Mein Aufenthalt war daher ſehr kurz, aber der erſte Tritt, den ich auf das Schiff that, entfernte vollends jeden Gedanken, einige Zeit auf dem Lande zu leben. Ich dachte an nichts weiter, als an Schiffsreiſen, und war auf einmahl wieder mit Leib und Seele ein Seefahrer. Nichts in der Welt hätte mich nun abhalten können, unverzüg-

 lich

lich Dienſte zu nehmen, daher ich dem andern Morgen, wo die Schaluppe ans Land kommen ſollte, ſehnlich entgegen ſah, und ihn nicht einmahl erwarten konnte. Ich bat meinen Capitain, mich zur Fahrt an das Schiff ſeiner Schaluppe bedienen zu dürfen, erhielt auch dieſe Erlaubniß ohne Weigerung.

Kaum war ich dem Schiffe nahe gekommen, als der Capitain deſſelben mit dem Oberſteuermann ſich auf dem Verdecke ſehen ließ, und mir einen freundlichen guten Morgen bot. Ich erwiederte dieß, fragte aber zugleich, ob es mir verſtattet wäre, auf das Schiff zu gehen? Wiewohl nun eigentlich, ehe die Flagge des Admirals weht, nach welcher, aber nicht eher, auch die übrigen Schiffs-Befehlshaber ihre wehen laſſen dürfen, keine Schaluppe einem Schiffe ſich nähern ſoll; ſo verſicherte mich jedoch jener, es habe nichts zu bedeuten, und es ſey mir mein Verlangen gewährt. Unverzüglich begab ich mich auf das Schiff, und wir bewillkommten uns wechſelſeitig mit einem Händedrucke. Man führte mich in die Kajüte, wo ich wegen meines Engagements völlig mit ihnen einig wurde. Ich mußte hierauf ein Examen, als Unterſteuermann aushalten, welches ich nach ihrer Aeußerung gut beſtand, und fuhr endlich, nachdem ich mich mit beiden, da ſie gut holländiſch verſtanden, durch Erzählung unſerer Reiſen und Seeabenteuer bis um zehn Uhr unterhalten hatte, auf das Admiralsſchiff, um mich in der Qualität meiner neuen Stelle dem damahls kommandirenden Admiral Graſſe zu präſentiren. Der brave Mann wünſchte mir Glück zu meinem angetretenen Dienſte, deſſen Beobachtung er mir aber auch aufs ſorgfältigſte anempfahl, mit dem Bedeuten, daß ich längſtens bis zum 26ſten auf meinem Schiffe mich einfinden müſſe. Er erbot ſich ſogar zu einem Vorſchuſſe, falls ich deſſen zu Anſchaffung einiger Nothwendigkeiten bedürfe, und ob ich gleich von ſeinem gütigen Erbieten keinen Gebrauch

machen

machen wollte, ſchickte er mir doch den andern Morgen eine Uniform und 10 Livres, welche Summe er nie wieder verlangte. Ich verſah mich nun in der Zeit, die mir hierzu übrig war, mit Allem, was ich nöthig zu haben glaubte, und gieng, erhaltener Ordre zu folge am 26ſten März am Bord des Schiffes Zelee.

Frühe, den 7ten April ſeegelten wir mit einer Convoy von ſechs und dreißig Schiffen ab; und zwar die Kauffahrer mit zwey Kriegsſchiffen von funfzig Kanonen voraus. Admiral Graſa machte mit einer Eſkadre von ſechs Kriegsſchiffen das Centrum, und zugleich die Avantgarde der unter dem Commando des Herrn von Graſſe ſtehenden Flotte. Es dauerte bis gegen drei Uhr, ehe wir in die gehörige Ordnung geſtellt waren, und dieſe ward leider bald durch einen kleinen Sturm geſtört, der die Kauffartheiſchiffe mitten unter die Kriegsſchiffe warf, und uns, die wir immer einen Angriff von Seiten der Engländer befürchten mußten, in die größte Angſt und Verlegenheit brachte. Dieſe ſtieg am höchſten, da wir am 8ten des Abends wirklich zu unſerm Schrecken die Engliſche Flotte unter Admiral Hood erblickten. Sogleich wurde der unſrigen das Signal gegeben, ſich zuſammen zu ziehen; allein die beßten Maasregeln hätten uns nichts geholfen, wenn nicht die Natur uns zu Hülfe gekommen, und durch einen konträren Wind den Engländern für dieſen Tag verwehrt hätte, ſich uns zu nähern. Wir würden außerdem noch deſſelben Abends geliefert worden ſeyn, denn, der eilfertigſten Anſtalten ungeachtet, währte es doch von acht Uhr Abends bis den andern Morgen um neun, ehe ſich unſre Linie formirte. Die Kauffahrer giengen indeſſen unter Bedeckung zweier Linienſchiffe nach Guadeloupe.

Wir waren, wie ſchon erwähnt, früh um neun Uhr am 9. April mit unſrer Linie in Ordnung. Die Engländer hingegen, 53 Seegel ſtark, konnten wegen der Wind-

ſtille nicht ſogleich zuſammen kommen. Herr von Graſſe gab um 10 Uhr das Zeichen zum Angriff. Er geſchah, aber nicht mit dem beſten Erfolg. Das Treffen dauerte dritthalb Stunden. Wir hatten den meiſten Verluſt, ob es gleich übrigens für keine Parthey entſcheidend war, und auf unſerer Seite bloß deshalb geliefert wurde, um die Engländer aufzuhalten und unſre Kauffartheyſchiffe in Sicherheit zu bringen; die Engländer auf der andern Seite wollten nichts Entſcheidendes wagen, weil ſie von ihrer Arriergarde getrennt waren. Hier zeigte ſich nun freilich die Tapferkeit unſers Befehlshabers nicht im ſchönſten Lichte, denn ſtatt daß er den günſtigen Wind zu Verfolgung des Feindes benutzen ſollte, freute er ſich nun, als er die Engländer ihre Seegel aufziehen und uns den Rücken zukehren ſah.

Nach Verlauf einer Stunde befanden wir uns wieder im gehörigen Stande und nahmen unſern Weg nach dem Canal von St. Domingo, um da zu laviren. Etliche Fregatten wurden auf Befehl des Admirals abgeſchickt, die indeſſen die Engländer beſtändig in den Augen behalten, und auf ihre Bewegungen Acht haben mußten. Andere brachten der Convoy, die in Guadeloupe lag, die Ordre, daß ſie dieſe Nacht aufbrechen und ſich mit uns vereinigen ſollte.

Den 10ten und 11ten erhielten wir eine anſehnliche Verſtärkung von 14000 Mann, von denen 10000 auf die Kauffarthey, und 4000 auf die Kriegsſchiffe vertheilt wurden.

Den 12ten ſahen wir den Feind in der Linie auf uns zukommen. Bey der großen Zerſtreuung, in welcher uns derſelbe überraſchte, gieng es mit uns doch in der Geſchwindigkeit noch ſo glücklich von ſtatten, daß wir bis gegen 7 Uhr eine kleine Linie von acht Schiffen formiren konnten. Aber hier begieng unſer Kommandeur einen großen Fehler, der für unſre ganze Flotte zum größten

Nach-

Nachtheile ausſchlagen konnte, wenn der Feind nur mehr Wind gehabt hätte. Er gab nehmlich ſchon das Signal zum Angriffe, als weder die Kauffarthey von den Kriegsſchiffen getrennt, noch überhaupt der größte Theil unſers Geſchwaders geordnet war. Dieſe Uebereilung verurſachte, daß nachher drey Kauffartheyſchiffe, nebſt einer Fregatte und einem Kutter ſehr beſchädigt zurück nach Guadeloupe gehen mußten.

Um 9 Uhr, da wir dem Feind ganz nahe gekommen, griffen wir ihn an. Der Anfang fiel, ſo wie das Treffen überhaupt, ſehr traurig für uns aus, bey der dreyfachen Ueberlegenheit des Feindes, die wir eine Stunde auszuhalten hatten, ehe die Unſrigen nur einigermaßen rangirt wurden. Nie iſt mir größere Zaghaftigkeit und Unordnung vorgekommen, als bey dieſer Flotte. Obſchon unſer Kommandeur unaufhörlich Signalſchüſſe thun ließ, benutzten die andern Schiffe doch den guten Wind nicht, um mit vollen Seegeln zu uns zu eilen, da ſie doch unſre acht Schiffe von den feindlichen ganz umringt ſahen.

Die Schlacht dauerte bis Nachts 7½ Uhr. Unſre ganze Flotte war ſchrecklich zugerichtet. Beſonders litt der rechte Flügel. Das erſte Schiff: Glorieux von 74 Kanonen, das zweyte, Ville de Paris, und Hektor thaten Wunder der Tapferkeit, und retteten dadurch gewiſſermaßen noch den Reſt unſerer Schiffe, doch wurden wir gänzlich geſchlagen. Der Glorieux, Ardent, und Hektor geriethen in Feindeshände. Ville de Paris wurde nebſt 2 Fregatten in den Grund gebohrt. Unſre Flucht war allgemein. Wir zerſtreuten uns, die einbrechende Dunkelheit mochte aber den Admiral Hood vielleicht hindern, daß er uns nicht verfolgte, und wir auf die Art unſerm völligen Untergange entkamen.

Erſt gegen den Morgen des 13ten konnten wir die Größe unſers Verluſtes erkennen. Das Schiff, worauf ich mich befand, hatte kein ganzes Tau mehr; alle Seegel waren

waren durchlöchert; und der Körper von 140 Kugeln durchbohrt. Von 470 Mann konnten nur noch etliche neunzig zum Dienſte gebraucht werden, 137 waren getödtet, die übrigen gefährlich verwundet. In einer ſo erbärmlichen Lage befand ſich nicht unſer Schiff allein, ſondern die ganze Flotte, woran der Feigheit unſers Befehlshabers und der übrigen Capitaine die mehreſte Schuld beyzumeſſen ſeyn mochte. Die Ausbeſſerung unſers Fahrzeugs, in ſo weit es vor der Hand herzuſtellen möglich war, koſtete uns einen ganzen Tag Arbeit. Gegen Abend geſellten ſich noch drey Schiffe zu uns, Herkules, Plato, und Marſeille, jedes von 74 Kanonen, die das nämliche Schickſal gehabt, beſonders aber an Maſten und Ruder viel gelitten hatten. Wir fuhren, um dieß alles in den gehörigen Stand zu ſetzen, den 14ten nach Curacao, wo wir den 17ten bey gutem Winde einliefen.

Hier lag eben eine Reiſeconvoy, die nach Holland beſtimmt war. Der holländiſche Commandant ſchickte uns, ſo bald er unſre Ankunft gewahr wurde, einen Lootſen entgegen, mit dem Befragen: Ob wir als Freunde oder Feinde kämen. Nach Verſicherung des erſten wurden wir eingebracht, da die Fahrt wegen der Felſen nicht ſicher iſt.

Die Theurung der Lebensmittel war, wenigſtens zu der Zeit unſers Dortſeyns in Curacao unbeſchreiblich groß. Die Perſon mußte für Mittagseſſen und drey Taſſen ſchlechten Kaffee des Morgens, alles andre Getränke ungerechnet 1 thlr. 4 gl. zahlen. Uebrigens fanden wir in den Einwohnern, welches in den holländiſchen Beſitzungen ein ſeltener Fall iſt, ſehr höfliche gefällige Leute. Sie ſind aus verſchiedenen Nationen gemiſcht, worunter es nicht wenig Juden giebt. Ueberhaupt kann man ihre Anzahl auf 40000 rechnen, wovon jedoch drey Viertheile Sklaven ſind.

Der Boden der Inſel iſt fruchtbar und liefert den Anbauern deſſelben, ſeine Produkte als: Indigo, Kakao,

Hirſe,

Hirſe, Mais, u. ſ. w. in Menge. Mit dieſen, und mit einigen Gartenfrüchten, welche ſo wie die Schildkröten, die man dort häufig, wohl von einem Gewicht von 3 Centnern fängt, und ſtatt des beſten Hühnerfleiſches zu eſſen pflegt, an die Schiffe verkauft werden, treiben die Inſulaner noch den vortheilhafteſten Handel, der im Allgemeinen ſehr ſchwach iſt. Das meiſte koſtet verhältnißmäßig das Waſſer; denn es iſt dort äußerſt rar, und, wie man ſagt, nur eine einzige Quelle auf der ganzen Inſel anzutreffen, daher es von den Fremden theuer bezahlt werden muß.

Die Stadt iſt nach holländiſcher Art ſchön gebaut, aber nicht groß. Sie hat eine leichte Batterie, die den Hafen gut beſtreichen und die Einfahrt den Schiffen leicht verwehren kann. Außerdem hat ſie die beſte natürliche Schutzwehr an den Klippen, die ſo nahe zuſammen ſtehen, daß gerade nur ein Schiff auf einmahl durchkommt, daher auch keins ohne Lootſen einlaufen kann.

Soviel Mühe wir uns auch gaben, unſre Verrichtungen bald zu beendigen, damit wir dieſe Inſel je eher je lieber verlaſſen könnten; ſo waren wir doch genöthigt, dieſen Monat vollends hier zuzubringen, während welcher Zeit wir noch acht Mann einbüßten, die an ihren Wunden ſtarben.

Den 1ſten May lichteten wir zwar die Anker, mußten ſie aber, weil wir konträren Wind bekamen, wieder fallen laſſen, und den andern Morgen erwarten, wo ſich der Wind auch wirklich drehte, ſo daß wir uns im Stande ſahen, zwiſchen ſechs und ſieben Uhr auszulaufen.

Wir hatten nun ſo günſtigen Wind, daß wir alle zwey Stunden drey Meilen zurücklegten, und daher ſchon am 6ten den Canal von Portorico paſſirten. Den 5ten bemerkten wir, daß uns ein Engliſcher Kutter nachſeegle. Wir glaubten zwar anfänglich, er ſey abgeſchickt, uns zu beobachten, allein, wie wir nachher muthmaßen konnten,

ten, hatte er keine Ordre, ſondern kreuzte bloß für ſich herum. Wir ſteckten, um ihn zu locken, eine engliſche Flagge auf, ließen ihn ſehr nahe kommen, und gaben ihm ſodann eine ganze Lage mit zwey Schiffen zugleich, um ihn in den Grund zu bohren. Er wurde wohl beſchädigt, aber nicht außer Stand geſetzt, wieder zurück zu gehen, wobey wir es bewenden laſſen mußten, da wir ihn nicht entern wollten.

Den 7ten kamen wir auf die Höhe von der Inſel Monique; den 8ten erreichten wir das Vorgebürge de Engamo, von wo aus man ungefähr 6 bis 7 Meilen bis an die Küſte von Domingo rechnet. Hier gerieth unſre Eſkadre wieder in keine geringe Verlegenheit, da uns ein Kriegsſchiff zu Geſichte kam. Zitternd, wie gewöhnlich, machte ſich Alles zu einem Angriffe bereit, und das Signal war ſchon gegeben, als wir auf einmahl entdeckten, daß es eins von den Unſrigen war. Es kam, um uns anzuzeigen, daß Admiral Hood des Tages vorher zwey Schiffe von unſrer Flotte weggenommen, und noch in der Nähe ſeyn müſſe; daß jene auf dem Cap François läge, und daß endlich leider Herr von Graſſe mit vier Schiffen in die Gefangenſchaft der Engländer gerathen ſey.

Den 10ten erblickten wir den Berg la Grange, der von Domingo oſtwärts funfzehn Meilen entfernt liegt, und gelangten den 11ten mit gutem Wind auf die Rhede des Cap François.

Man hat zwar eine Menge Beſchreibuugen dieſer, beſonders ſeit der Zeit, da über Sklaven und Sklavenhandel ſo heftig debattirt wird, ſo merkwürdig, oder vielmehr berüchtigt gewordenen Inſel; allein die mehreſten ſind von Franzoſen verfaßt, die ſich ein Wörtchen wider die Wahrheit geſprochen, gemeiniglich nicht ſo übel nehmen; daher unzuverläßig. Aus dieſem Grunde ſcheint mir es nicht überflüßig, dasjenige flüchtig, aber treu zu ſchildern und zu erzählen, wovon ich Augenzeuge geweſen bin.

Die

Die Stadt François iſt ſo ſtark bevölkert, daß man oft mit Mühe durch die Menge von Menſchen ſich drängen muß, von welchen die Straßen wimmeln. Dieſe ſind durchgängig ſehr ſchmutzig, obgleich ein ganzes Heer von Sklaven und Mulatten dazu beſtimmt iſt, ſie rein zu halten. Es geſchieht dieſes nur alle acht Tage; eine Beſchäftigung, wobey der fremde Deutſche ſchaudert, wegen des Elends, worin er die armen, dazu verdammten Menſchen erblickt, und von dem er ſich vorher gewiß keine genaue Vorſtellung gemacht hatte, weil kaum irgend etwas von Allem, was Entſetzen erregt, der Behandlung der hieſigen Sklaven gleich kömmt.

Dieſe Unglücklichen tragen einen 4 Zoll breiten und gegen 6 Pfund ſchweren eiſernen Ring um den Hals. Von dieſem Ringe geht auf die Bruſt eine Stange herab, an welcher eine Kette befeſtigt iſt, welche nicht weniger als 20 Pfund an Gewicht hat, und womit theils die rechte Hand, theils der linke Fuß gefeſſelt wird. In ſolchem Geſchmeide müſſen ſie an den heißeſten Tagen die ſchwerſte Arbeit verrichten. Meiſt bekommen ſie die Banden ſchon in der frühen Jugend, wo man ſie ihnen am Leibe anſchmiedet. Man findet daher nicht ſelten einen, dem das Fleiſch darüber gewachſen iſt, ja ſogar ſolche, die ſich in den Kinnladen und am Halſe Löcher gerieben haben, aus welchen bey ihrem ſauern Tagewerke das Blut hervorquillt. Ein Anblick, an den ihre unmenſchlichen Herrn ſo gewöhnt ſind, daß er nicht das geringſte Mitleid bey ihnen erweckt, und ihrer barbariſchen Strenge ganz keinen Einhalt thut.

Ich ſelbſt ſah ein Beiſpiel der Grauſamkeit, womit man gegen die armen Sklaven zu verfahren pflegt. Es war eine Weibsperſon, die ſich etliche Blätter um die Ringe gelegt hatte, damit das Eiſen die Wunden nicht immer wieder von neuen aufreiſſen ſollte. Auch dieß ward ihr nicht geſtattet. Man zwang ſie, die Blätter abzumachen,

und ließ ihr durch den Aufſeher etliche Hiebe dafür geben, daß ſie ihre Schmerzen lindern wollte.

Eben dieſe war, welches den dortigen Vorurtheilen nach für ein Verbrechen gilt, ſo unglücklich, unfruchtbar zu bleiben, und von mehreren Männern, bey welchen ſie geſchlafen hatte, kein Kind zu bekommen. Für dieſe Unfruchtbarkeit, welche gewöhnlich ihre eigennützigen tyranniſchen Herrn aufs äußerſte erbittert, da ſie nicht die gehofften Vortheile ziehen können, mußte ſie nun bey der kleinſten Gelegenheit büßen. So geht es mehreren, denen man ſchuld zu geben pflegt, daß ſie ihre Frucht abtrieben; welches freilich, ſo widrig es auch ſcheinen mag, nicht zu verwundern iſt, indem die Mutter den künftigen Jammer ihres Kindes leicht voraus ſehen kann, und ihm durch eine ſolche Unthat vorbeugen will.

Zum Glücke der Menſchheit iſt die Art, wie man mit den Sklaven umgeht, nicht überall ſo ſchrecklich. Hart verfährt man zwar auch in den holländiſchen und engliſchen Pflanzörtern mit ihnen, und ich glaubte oft, wenn ich dort von der ſtrengen Zucht Augenzeuge war, nichts Unmenſchlicheres ſehen zu können; allein Cap François hat mich von meinem Irrthum überzeugt; denn hier ſieht man gewiß das Non plus ultra der Unmenſchlichkeit.

Nicht viel beſſer, als den eigentlichen Sklaven, geht es dort den Mulatten. Sie heiſſen zwar frey, werden aber übrigens mit jenen in eine Klaſſe geſetzt, und empfangen auch bey den Arbeiten, die ſie für ihre Herren verrichten müſſen, die nehmlichen Strafen. Die mehrſten der Koloniſten haben Mulatten und Mulattinnen als Köche und Haushälterinnen in ihren Dienſten. Junge Mädchen müſſen zugleich die Stelle einer Bettgenoſſin bey ihrem Oberaufſeher verſehen, und werden, ſo wie die Sklavinnen, zu dieſem Behufe auch den einkehrenden Fremden präſentirt. Den Minnelohn behält die Hausfrau für ſich.

Auch ein ſolches Mädchen wird, wenn ſie nach halbjährigem Konkubinat dieſer Art kein Zeichen von Fruchtbarkeit giebt, unter die nichtsnützigen Dirnen gerechnet, und zu harten Arbeiten und Kettentragen verdammt *).

Mein Wirth le Val, ein Franzoſe, und wohlhabender Kaufmann, Vater zweier ſchönen Töchter von eilf und vierzehen Jahren, hatte ſelbſt eine Mulattin zur Frau, die aber bey aller ihrer Schönheit ein Teufel von einem Weibe war. Sie unterhielt einen ziemlich freien Umgang mit zweien ihrer Raçe, und ſpielte überhaupt ganz den Herrn im Hauſe. Jene waren die Aufſeher der Sklaven, die wie dort gewöhnlich, außen, bey den Plantagen, ihre Hütten hatten, wo ſie auch die Nacht über blieben, einen einzigen und etliche junge Sklavinnen ausgenommen, die der Herr Abends mit in ſeine Behauſung nimmt, erſtern, um ihn zu bedienen, letztere um ſeine Gäſte die Freuden der Nacht mit ihnen genießen zu laſſen. Jene Aufſeher aber hatten in dieſem Hauſe herriſche Autorität, und jeden Fehler den ſie begiengen ließ das böſe Weib nicht ſie, ſondern ihren Herrn entgelten, der denn, um den Hausfrieden nicht zu ſtören, ſeine Gebieterin jederzeit mit der freundlichſten, reumüthigſten Miene um Verzeihung bitten mußte.

Man gab mir einen Sklaven zu meiner Bedienung, der mich auch auf meinen Spatziergängen begleitete. Von dieſem ließ ich mich eines Tages zu den nicht weit von der Stadt entfernten Zuckerſiedereien führen. Hier hat man den Anblick einer Reihe ſchlechtgebauter, von Stroh und Lehm aufgeführter Hütten, deren Anzahl ſich auf etliche achtzig beläuft, und die den Sklaven zur Wohnung dienen. Daneben befinden ſich zwey maſſiv gebaute Häuſer. Das

*) Ich habe mich bey dieſer Erzählung noch der gegenwärtigen Zeit bedient, weil ich nicht weiß, wie viel in dieſem Punkte durch die Revolution verändert worden iſt.

Das erſte iſt ein Packhaus, und zu Aufbewahrung aller bey der Kolonie nöthigen Geräthſchaften beſtimmt, das zweite iſt zu einem Krankenhoſpital für die in der Kolonie arbeitenden eingerichtet, und zugleich der Ort, wo die Schwangern ihre Niederkunft abwarten müſſen.

Nur mit Mühe erhielt ich vom Aufſeher die Erlaubniß, hinein zu gehen. Es enthält dieſes Gebäude 4 Zimmer. Das erſte im Erdgeſchoß iſt die allgemeine Wochenſtube, worin acht, ſehr ſchlecht zuſammen genagelte Bettſtellen mit einer Matratze verſehen, ſtanden. Es befanden ſich gerade drey Mädchen darin. Eins war den Tag zuvor entbunden worden, und lag in einem äußerſt ſchmutzigen zerriſſenen Hemde *) auf ſeiner Matratze, neben ihr ein kleiner hübſcher halbſchwarzer Junge. Man ſah ſowohl an dieſer Perſon als auch überhaupt in der Stube noch die ekelhafteſten Spuren der gehaltenen Niederkunft; ein Beweiß, wie wenig auf Reinlichkeit geſehen wurde. Ich fragte dieſerhalb den Menſchen, der mich herumführte, ob denn niemand die Säuberung dieſer Stube zu beſorgen habe? Er ſahe mich auf dieſe Frage mit großen Augen an, und ich brachte endlich heraus, daß ſeine eigne Frau dieſes Amt über ſich hätte, und wegen ihrer jetzigen Unpäßlichkeit es nicht verſehen könnte, ſonſt würde ich wohl Alles in beßerer Ordnung getroffen haben. Er gab mir zugleich mit ziemlich unhöflichen Ausdrücken zu verſtehen, daß mich das nichts angienge, und er überhaupt nicht befugt wäre, jeden herum zu führen; blieb auch, als ich ihm ein Billet von meinem Admiral, deſſen Erlaubniß ich erhalten zu haben verſicherte, vorzeigen wollte, dabey: Es habe ihm Niemand hierin etwas zu befehlen. Ich ließ mich mit dem Grobian nicht weiter ein,

*) Es bekömmt eigentlich jeder Sklav und Sklavin alle Jahr zwey blau geſtreifte Hemden, und eine dergleichen Jacke oder Corſet; allein man giebt ihnen gewöhnlich bloße Lumpen, zu deren Ausbeſſerung ſie nicht einmahl Zeit haben.

ein, ſchenkte jedem der Mädchen einen Sous, und war eben im Begriff, weiter zu gehen, als der Arzt des Hoſpitals, ein artiger gefälliger Mann, eintrat, deſſen Charge ich ſogleich aus der Bewillkommung der Weibsperſonen, die ihm Monſieur le Docteur! zuriefen, erkannte. Er gieng unverzüglich zu einer derſelben hin, um zu hören, was ſie verlange. Von ihr erfuhr er nun, daß ich drey Sous unter ſie ausgetheilt, und daß der Aufwärter ſich ziemlich grob gegen mich betragen habe. Der Doktor, den meine Officieruniform und mein unfranzöſiſches Anſehen gleich beim Eintritt ſtutzig gemacht haben mochte, redete mich hierauf ſehr verbindlich an, und erkundigte ſich, auf welchem Schiffe ich diene? Ich befriedigte ihn hierüber, und er erbot ſich, auf mein geäußertes Verlangen, mir auch die übrigen Stuben ſelbſt zu zeigen, indem er dem Aufwärter die Schlüſſel aus der Hand riß, und mit mir hinauf gieng.

Eine der beyden oben befindlichen Stuben war für die veneriſchen, und eine für diejenigen Patienten, die mit irgend einer andern Krankheit behaftet ſind, beſtimmt; aber in keiner ſahe es um ein Haar beſſer aus, als in der unterſten. Es war weder ausgefegt noch geräuchert, und für die Kranken nicht einmahl friſches Waſſer da. So gewohnt ich auch — denn auf Schiffen gewöhnt man ſich bald an üble Ausdünſtungen, weil man immer unter einer Menge Menſchen ſich befindet — an ſchlechte verpeſtete Luft zu ſeyn glaubte; ſo hätte mir doch der Brodem, der mir bey Eröffnung der Thüre entgegen kam, faſt den Athem verſetzt. Mir ward übel, und ich verſuchte nur nach und nach einen Schritt vorwärts zu gehen, bis der Dunſt durch die offene Thür etwas verflogen war. Der Doktor ließ ſich von einem Sklaven, der eigentlich zur Pflege und Abwartung der Kranken und Herbeyſchaffung des Nöthigen beſtellt war, aber leider! von dem Aufſeher immer zu Gartenarbeit gebraucht wurde,

 das

das Waſſer reichen, gab jedem nach Erforderniß ein, und begab ſich ſodann in ſein Logis auf dem Packhauſe zurück, wohin ich ihn auf ſeine Einladung begleiten mußte. Hier erfuhr ich nun noch mancherley, die hieſigen Krankeninſtitute betreffend, wovon ich einiges der Mittheilung werth halte.

Sie werden, ſagte er unter andern zu mir, wohl ſchwerlich an einem Orte auf der Welt dergleichen Krankenhaus gefunden haben, das ſo ſchlecht eingerichtet, und wo die Kranken ſo erbärmlich verpflegt werden; aber, glauben Sie mir, lieber Mann, die Schuld liegt nicht an mir. Ich bin erſt ſeit ſechs Wochen als Arzt hier angeſtellt, und habe in dieſem Jahre ſchon ſieben Vorgänger gehabt. Auch ich würde ſogleich wieder meinen Abſchied nehmen, ſo bald ich nur Gelegenheit bekommen könnte, mich einzuſchiffen, denn lange halte ich es auf keinen Fall hier aus. Niemand will hier Oberhaupt ſeyn; man kann bey keinem klagen. Einer weißt mich immer an den andern, und ſo wird keiner Noth, keinem Bedürfniſſe abgeholfen. So eben komme ich aus der Stadt, und habe mir Arzeney geholt. Auch dieſe wird mir nicht im Ganzen anvertraut, ſondern ich muß, was ich für jeden Tag brauche, aus der Apotheke holen oder holen laſſen. Das ſchlimmſte aber iſt, daß die Menſchen, die ſo viel koſten, doch gehalten werden, wie das Vieh. Einen Hund ſchätzt man höher und wartet ihn beſſer. Ein Sklave wird ſo lange zur ſchwerſten Arbeit angehalten, bis er nicht mehr kriechen kann, und bekömmt dabey mehr Schläge als Eſſen. Seit ich hier bin haben ſie noch keinen hereingeführt, denn ſie waren alle ſo zugerichtet, daß ſie auf keinem Fuße mehr ſtehen konnten, und mußten hierher getragen werden.

Sobald ein kranker Sklav gebracht wird, kömmt ſein Aufſeher mit, und erkundigt ſich, ob die Krankheit wohl lange dauren möchte? erbietet ſich auch, nachdem ich ihm geſagt,

geſagt, was der Patient eſſen darf, zu deſſen täglicher Beköſtigung. Doch dieſe dauert leider nur bis auf den andern Tag. Den dritten bekömmt er ſchon ſtatt einer kräftigen Suppe ein wenig Reiß in Waſſer gekocht, ſtatt der Limonade Koffeeſatz — und das alles iſt noch obendrein ſehr unreinlich gemacht. Stirbt nun bey einer ſo elenden Koſt ein Kranker, ſo ſchiebt man die Schuld lediglich auf den Arzt, und deſſen vorgebliche Unwiſſenheit.

Sie ſelbſt haben geſehen, wie übel es um die Wartung der armen Menſchen ſteht, und welche ekelhafte Unſauberkeit in den Patientenſtuben herrſcht. Ich habe ſchon ſo vielen Verdruß dieſerhalb mit dem Aufſeher gehabt, habe ſelbſt eine Zeit lang alle Morgen und Abende geräuchert; vermochte aber auch dieſes nicht auszuführen, weil der Junge, der zu Bedienung der Kranken immer bey der Hand ſeyn ſollte, größtentheils in andern Geſchäften abweſend war, und ich daher oft nicht einmahl Kohlen bekommen konnte. Ich beſchwerte mich hierüber, und erhielt zur Antwort, daß, wenn die Medicin nicht anſchlüge, das Räuchern eben ſo wenig helfen würde. Nicht mehr richtete ich mit der Vorſtellung aus, daß die eingeſperrte Luft den Kranken äußerſt ſchädlich ſey, und daß man, weil die Fenſter vernagelt ſind, die Thüren wenigſtens öffnen, und der Sicherheit halben lieber eine Wache an die Hausthüre ſtellen möchte. Man erwiederte mir auf dieſen Antrag ziemlich ſpöttiſch: Es könne geſchehen, wenn ich die Wache bezahlen oder für das Entwiſchen eines Sklaven haften wollte.

Faſt noch ſchlechter, als für die andern Patienten iſt für die Wöchnerinnen geſorgt. Sie ſollen eigentlich vier bis ſechs Wochen hier bleiben, werden aber oft mit dem ſechsten Tage herausgeholt, und ihnen die Kinder weggenommen, damit die Arbeit nicht verſäumt wird; obgleich der Vortheil, den die Herren aus dem Handel mit dieſen Kindern ziehen ziemlich beträchtlich iſt, indem für ein

achttägiges geſundes Kind nicht ſelten 100 bis 150 Livres bezahlt werden. Den Dienſt der Hebamme verſieht die Frau des Aufſehers, eine Mulattin, welche, ihrer Vorſchrift nach, beſtändig zugegen ſeyn, oder wenn ſie ja ausgehet, eine Weibsperſon an ihrer Stelle bey den Kindbetterinnen laſſen muß, weil man immer argwöhnt, daß, wenn ein Kind geſtorben, ſolches von ſeiner Mutter auf irgend eine Art getödtet worden ſey. Mir ſelbſt ward es anfangs eingeſchärft, darauf zu ſehen, daß immer entweder die Frau des Aufſehers ſelbſt, oder eine Stellvertreterin bey der Hand wäre; und es anzuzeigen, ſobald jene ihre Pflicht nicht erfüllte. Ich glaubte, meinem Berufe treu ſeyn zu müſſen, um ſo mehr da ich weiß, welche ſchwere Strafe diejenige zu erwarten hat, deren Kind man todt findet: und habe, weil jene Frau zweymahl hinter einander den ihr anvertrauten Poſten verlaſſen hatte, es an die Behörde gemeldet. Wie übel mir mein Dienſteifer bekam, werden Sie gleich hören.

Noch in der nehmlichen Woche kam ein ſehr junges Mädchen mit einem ſchönen weiſſen Kinde nieder, welches aber nur zwey Tage am Leben blieb. Die Kindmutter war nicht von der Stelle gekommen, dieſe meldete es ihrem Mann, und dieſer, um ſich an mir zu rächen, gab vor, ich müſſe dem Kinde Gift gegeben haben, weil der ganze Unterleib blau wäre, wiewohl nichts, als ein heftiger Stickhuſten, den es mit auf die Welt brachte, ſeinen Tod verurſacht hatte.

Der Inſpektor, Herr de Faukle ließ mich rufen, nannte mich gleich bey meinem erſten Eintritte in ſeine Wohnung ein Ungeheuer, und drohte, mich als Kindermörder nach Frankreich zu ſchicken. Alle meine Betheurungen, daß ich unſchuldig ſey, halfen mir nichts. Ich blieb in ſeinen Augen der Böſewicht, der ein Kind vergiftet habe, und vermochte mich nicht von dem Verdachte zu reinigen. Bis jetzt habe ich immer noch die Folgen dieſes ungerech-

ten

ten Verdachtes gefürchtet, wiewohl ohne Grund. Man hat mich in Ruhe gelaſſen, und ich, der ich hier noch fremd, zu keinem meine Zuflucht nehmen kann, muß nun ſchon in Geduld den günſtigen Zeitpunkt erwarten, der mir eine Ausſicht zu einer beſſern Verſorgung eröffnet.

Hier endigte der gute Doktor. Ich bezeigte ihm meine herzlichſte Theilnahme, bat ihn aber zugleich, mit mir auf ein Viertelſtündchen nach der ſogenannten neuen Welt zu gehen, von der ich auf dem Schiffe hatte reden hören. Ich hatte ſie längſt zu ſehen gewünſcht, weil mir ſehr viel davon erzählt worden war, und den mir mitgegebenen Sklaven, der nichts als franzöſiſch ſprach, konnte ich oft gar nicht verſtehen. Der brave Mann war ſo gefällig, mich hinüber zu führen.

Die neue Welt heißt man die ſchon erwähnte Gegend außerhalb der Stadt, wo die Plantagen und Zuckerſiedereyen der Koloniſten beyſammen liegen. Ich wunderte mich nicht wenig, als ich die alten Hütten der Sklaven, die man hier zu Lande Caſes nennt, näher in Augenſchein nahm, über die Armſeligkeit derſelben. Eine alte Matte, ſchwarz wie der Erdboden, worauf ſie liegt, iſt alles, was man darin antrifft. Hin und wieder ſah ich einige trockene Fiſche vor denſelben hängen. Dieſe und ein wenig Reiß, oder ſo etwas ähnliches, was ſie in den vor den Hütten gegrabenen ſogenannten Kochlöchern zu kochen pflegen, machen ihre ganze Nahrung aus. Jedem wird zwar ein Stück Land zu ſeinem Eigenthum angewieſen, wo er ſich Küchengewächſe ziehen ſoll; allein auch dieſes wird ihnen geſchmälert. Da ihnen ihre Arbeit ſonſt keine Zeit übrig läßt, ſo müſſen ſie an den Sonntagen und dann und wann, wenn es nehmlich gerade Zeit zum Pflanzen oder Säen iſt, die Nacht über ihr Feld bearbeiten. Haben ſie nun durch ihren Fleiß ja etwas Gutes gezogen, ſo eignen es ſich die Aufſeher zu, die das Beſte davon ſehr theuer an die Schiffsfremden verkaufen,

kaufen, und nur das dem armen Sklaven zurückgeben, was jene nicht haben mögen. Und wehe dem, der ſcheel dazu ſieht, wenn er in ſeinem geringen Eigenthume noch beeinträchtigt wird. Er muß gewiß jede verdrüßliche Miene mit Schlägen büßen.

Hier und dort ſieht man etliche zwanzig am Zuckerrohre arbeiten, daß ihnen das Blut die Hände herabläuft. Ein barbariſcher Aufſeher ſteht hinter ihnen, der jeden, der ſich nur ein mahl umſieht, mit dem Stock über den bloßen Rücken haut, daß die Schwülen fingersdick auflaufen; eine Strenge, die er von ſeinem Herrn, der ihn oft ſelbſt kaum mehr, als einen andern Sklaven achtet, gewohnt iſt, und die er denn am meiſten ſehen läßt, wenn ein Fremder zugegen iſt; wahrſcheinlich um die Gewalt zu zeigen, die ihm ſein Herr über die andern gegeben hat. Auch würde ihm ſeine Gelindigkeit ſchlecht bekommen, und er von jenem deſto ſchlimmer behandelt werden, jemehr er die ihm Untergebenen ſchonen wollte, da er hingegen ſich um ſo mehr Verdienſt erwirbt, je grauſamer er mit ihnen umgeht, weil er ſich dadurch als ein guter Knecht ſeines Herrn zeigt, der deſſen Hunde, wie er ſie nennt, recht im Zaum hält.

Aus dem Angeführten kann nun jeder urtheilen, ob es den unglücklichen Geſchöpfen zu verargen war, daß ſie das Joch ihrer Unterdrücker einmahl abſchüttelten, rebelliſch wurden, und alle Europäer, die nicht durch die Flucht entkamen, ermordeten?

Mir war die Luſt, noch mehr Grauſamkeiten zu ſehen, vergangen, weshalb ich die ſieben Tage meines Aufenthalts auf der Inſel meiſt zu Hauſe blieb.

Am 19ten looſten wir, welches von den Schiffen kreuzen ſollte, und das Loos fiel auf das unſrige; worauf wir denn auch noch denſelben Abend die Rhede verließen, und bey nicht allzugünſtigem Winde lavirten, ohne die Rhede aus den Augen zu verlieren.

Am 20ſten geſellte ſich noch die Fregatte Petite zu uns, und brachte die Ordre, daß wir unſern Weg nach dem Canal von Portorico nehmen ſollten, um Nachricht von der in Curacao liegenden holländiſchen Kauffarteyflotte einzuziehen. Wir erreichten auch noch des Abends den la Grange, wo wir dann nach Oſten, die Fregatte nach Süden zu, die Nacht hindurch kreuzten. Die Fahrt gieng dasmahl ſehr geſchwind. Unſer Schiff war wieder in ſo guten Stand geſetzt, daß wir bey halbem Winde in drey Stunden ſieben Meilen zurücklegten. Nur fehlte es uns, was das Uebelſte war, an der gehörigen Mannſchaft, und dieß hatte für uns, wie man hören wird, unangenehme Folgen.

Gegen Tagesanbruch ſtießen unſre Fahrzeuge wieder zuſammen. Der Weg gieng nun nach dem Vorgebürge zu, weil wir bis hierher alles ſicher fanden. Wir machten an dieſem Tage zehn Meilen, kamen aber doch nicht an das Vorgebürge, und ſuchten daher die Nacht über die Höhe zu behalten. Allein, auch dieſes ſchlug uns fehl. Bis um zwey Uhr in der Nacht — wir hatten nehmlich die Fahrt gerade ſo eingetheilt, wie den Abend zuvor — blieb alles ruhig und ſicher. Aber ein viertel auf drey Uhr kam die Fregatte auf uns zu, mit der Kunde, daß etliche Schiffe hinter uns her ſeegelten; wieviel? ließe ſich nicht eher beſtimmen, bis es heller würde.

Dieſe Nachricht machte mich gleich anfangs beſtürzt, ich bekam ſie zuerſt, weil ich eben Wache hielt, und bat, die Fregatte möchte vorausſeegeln, weil ſie ein beſſerer Seegler wäre, und unterſuchen, ob vor uns noch alles richtig ſey; ich wolle indeſſen meinen Capitain wecken. Man lachte über meine Zaghaftigkeit, wie man es nannte, und meynte, es würde wohl nicht ſo viel zu befürchten ſeyn; ich ſolle ihn nur immer ruhen laſſen. Gegen drey Uhr konnte unſre Wache drey Schiffe unterſcheiden, die mit uns gleiche Fahrt nahmen. Nun weckte ich den Capitain,

pitain, welcher den Capitain der Fregatte abſchickte, um nähere Unterſuchung anzuſtellen. Dieſer blieb bey ſeiner Behauptung, daß es franzöſiſche Schiffe ſeyn müßten. Deſſen unerachtet ermahnte ich zur Vorſicht und traf meinerſeits die auf jeden Fall nöthigen Anſtalten. Kurz darauf rief die Wache vom Maſt, es ließen ſich vier Schiffe vor uns ſehen. Ob ich nun gleich in den Augen des Herrn La Paice — ſo hieß der Commandeur der Fregatte — ein furchtſamer Seefahrer war, ſchien ihm doch nun ſelbſt Vorſicht nöthig, und er gab auf mein Befragen den klügſten Rath auf die uns nacheilenden drey Schiffe los zu ſeegeln. Es geſchah und meine Aengſtlichkeit war bald gerechtfertigt. Wir ſahen in Kurzem, daß es wirklich Engländer waren. Sie hatten uns umſeegelt. Es blieb uns nichts übrig, als uns durchzuſchlagen. Wir hielten auch, im Verhältniß unſerer Schwäche ziemlich lange Stand; denn unſre ganze Mannſchaft beſtand aus 216, die eines jeden engliſchen Schiffs hingegen wohl aus 400 Köpfen. Doch fiel unſerm Capitain der Muth, als er ſich in den rechten Arm und in die Hüfte leicht verwundet fühlte, und die zu große Ueberlegenheit des Feindes, der durch Speckkugeln ſchon unſer Tauwerk zu Grunde gerichtet, ließ uns endlich, nach einer tapfern Gegenwehr, nichts übrig, als die Flagge zu ſtreichen. Wir hatten eilf Todte und ſechs Verwundete, den Capitain mit eingerechnet.

Ich wurde mit vierzig Mann auf ein engliſches Schiff übergeſetzt, fand aber zu meinem großen Troſt nicht einen meiner alten Bekannten darauf. Der Capitain ließ mich auf das Verdeck kommen, und fragte mich nach meinem Namen und Landsmannſchaft. Ich beantwortete ihm dieſes, und fügte die Bitte hinzu, mir meinen kleinen Koffer verabfolgen zu laſſen. Er verwies mich, unter dem Vorwande, daß ihn dieſer nichts angehe, an ſeinen Lieutenant, der auf dem franzöſiſchen Schiffe blieb, und in deſſen Kajüte man mich ſofort brachte. Er ſchlug mir

meine

meine Bitte ab, und ich machte mich traurig auf den Rückweg.

Nun war ich in der größten Verlegenheit. Baare hundert Thaler büßte ich ein, und war noch dazu Gefangener! Ein ſchlechter Ausgang meiner hoffnungsvollen Fahrt nach Amerika, die ich unternahm, um dort mein Glück zu ſuchen! Faſt drey Tage lang ſaß ich wie betäubt, für mich allein, ehe ich zum Vorſchein kam, doch gieng mir in Rückſicht des Unterhalts ſo wenig etwas ab, als auf dem Schiffe, wo ich gedient hatte. Den dritten Tag ließ ich den Capitain um mein Tagebuch bitten. Dieſes bekam ich zwar nicht, weil, wie er verſicherte, es ſich noch nicht in ſeinen Händen, ſondern auf unſerm Schiffe befinde, dafür aber die Erlaubniß, auf das halbe Verdeck zu kommen und mir irgend einen Zeitvertreib zu ſuchen, welche ich auch mit Freuden annahm. Hier traf ich meine Matroſen an, die ſichs ganz wohl ſeyn ließen, indem ſie mit den Engländern ſpielten und arbeiteten.

Zehn Tage brachte ich nun ſo zu, ohne mich zu bekümmern wohin die Reiſe gieng, und ohne zu wiſſen, wo wir uns befänden. Ich ſahe zwar, daß es in Allem nicht mehr als vier Schiffe waren, unterſtand mich aber nicht, zu fragen, wohin man unſre beiden transportirt hätte. Am eilften Tage hatten wir überaus guten Wind und ſehr ſchönes Wetter. Dieß bewog den Capitain, ſeine Tafel auf dem halben Verdeck zu halten, wozu ich das erſtemahl mitgezogen wurde. Dieſe gute Gelegenheit wollte ich benutzen; dem Capitain eine kurze Erzählung meiner Abenteuer geben, und dann mit meinem Anliegen, wegen Wiedererlangung meines Geldes allmählig hervorrücken: allein es ſchlug mir dießmahl ſowohl, als bey meinen künftigen Verſuchen fehl. Ich glaubte in dem Capitain den Mann gewinnen zu müſſen, der mir zu meinem Verluſte wieder verhelfen könnte; ich gieng, wenn er die Wache hatte, zu ihm auf das Verdeck, erwies ihm allerley kleine

Dienſte,

Dienſte, und kam allem zuvor, was ich ihm nur an den Augen abſehen konnte. Erreichte ich nun zwar vor der Hand meine wichtigſte Abſicht nicht, ſo trug ich doch manchen nicht unerheblichen Vortheil davon. Er gab mir freien Tiſch, bezeigte auch in allen andern Stücken ſich ſo gut und freundſchaftlich gegen mich, daß ich meine Gefangenſchaft ſehr erträglich fand, bis wir endlich nach einer Fahrt von 1 Monat, 19 Tagen, am 12ten Juli im Hafen von Plymouth glücklich einliefen.

Der Tag unſerer Ankunft war ein Jubeltag für die Einwohner. Alles freuete ſich über die kleine Priſe. Auch ich hätte gern Theil an dem allgemeinen Vergnügen genommen, wäre nur nicht mein Geld verloren geweſen.

Gegen zwey Uhr Nachmittags wurden die Sachen von unſern Schiffen, nach Angabe des Capitains, durch einen Commiſſair aufgenommen. Jeder Officier mußte eine Specialliſte einreichen, und genau angeben, was ſein eigen, und was königlich war. Die meinige hatte ich dem oft erwähnten Capitain, auf deſſen Schiff ich als Gefangner transportiret worden, ſchon einige Tage vorher übergeben, und ihn zugleich dringend gebeten, mir zu Wiedererlangung meiner hundert Thaler behülflich zu ſeyn, indem ich ja nicht lange, und nur durch Noth dazu gezwungen, gegen die Engländer gedient hätte. Wirklich lief meine Sache ſo ab, als ich kaum hoffen durfte.

Um vier Uhr kam Ordre, daß alle Gefangene ans Land gebracht werden ſollten. Wir wurden auf dem Schloßhofe alle in eine Reihe geſtellt. Alle Ober- und Unterofficiere mußten hervor treten. Der Commandant fragte jeden nach ſeinem Namen und Vaterlande. Den Ausländern bot er zugleich Dienſte zur See oder zu Lande an, in dem Range, wie ſie auf der Liſte ſtanden. Ich war, zu großem Verdruſſe meines ehemaligen Capitains und mehrerer Officiere der Einzige, der heraus trat, wobey ich aber zugleich wegen meines Tagebuches ſollicitirte,

und

und die Antwort erhielt, daß ich, da ich Dienſte nehmen wollte, gewiß meine Papiere, und alles was ich auf die Liſte geſetzt, wieder bekommen würde; nur müſſe zuvor genauere Unterſuchung dieſerhalb geſchehen, ehe die Sachen ans Land geſchafft würden. Die übrigen alle kamen hierauf auf ein Transportſchiff, ich aber blieb bis gegen 7 Uhr hier, wo ich alles das Meinige, wie ich es aufgeſetzt, wieder bekam, und ſodann mit einem Lieutenant nach der Stadt gebracht wurde. Hier wies man mir ein Logis bey einem Sammtfabrikanten an, mit dem Bedeuten, daß ich zu eſſen und zu trinken erhalten würde, was ich verlangte, nur dürfte ich nicht ohne Begleitung ausgehn.

Acht Tage verſtrichen mir bey einer ſo eingeſchränkten Lebensart, ehe ſich jemand um mich bekümmerte. Schon war ich Willens mich ſelbſt zu melden, als mich mein Wirth noch davon abhielt. Da er mir ſagte, daß ich nicht aus meinem Beutel zehre, ſondern, daß er Befehl habe, alles auf Rechnung zu ſetzen, ließ ich es mir auch gern gefallen. Ueberdieß entſchied ſich mein Schickſal bald; denn am 22ten Juli gegen Mittag kam ein Junge mit einem Zeddel, der nichts als meinen Namen enthielt, den er meinem Wirth einhändigte, und ſelbigem bedeutete, unverzüglich mit mir zu gehen. Ich kleidete mich ein wenig an, und wir wanderten den Weg nach der Admiralität. Hier examinirte man mich zuvörderſt, las mir ſodann vor, wie ich mich im engliſchen Dienſte zu verhalten hätte, wie viel ich Gage bekäme, und endlich, daß ich nach Bombay auf drey Jahr eine Reiſe mitmachen müſſe. Meine franzöſiſche Uniform tauſchte ich nun gegen die engliſche um, und erhielt meine völlige Ausrüſtung frey.

Den 29ſten mußte ich ſchwören, und gieng Tages darauf an Bord, um zum zweytenmahle mein Heil in Aſien zu verſuchen. Die Schiffsmannſchaft beſtand aus

270 Köpfen, mit Einſchluß der Ober- und Unterofficiere. Hierzu geſellten ſich noch 20 Soldatenweiber, die eigentlich im Lande bleiben ſollten.

Den 6ten Auguſt des Morgens verließen wir den Hafen von Plymouth, unter gutem Winde, der uns auf der ganzen Fahrt ſehr günſtig war. Die Matroſen hatten daher wenig Arbeit, und beſchäftigten ſich mit Fiſchfangen. Unter andern fiengen ſie mehrere ſogenannte Seevielfraße. Dieſes Thier ſahe ich hier zum erſtenmahle. Es hat eine anſehnliche Länge, und der kleinſte konnte leicht 13 ½ Ellen meſſen. Seiner Größe ungeachtet fand ich ſein Fleiſch, welches bey großen Seethieren ſelten der Fall iſt, ganz ſchmackhaft, obſchon etwas thranig. Seine Stärke iſt ſo groß, daß er Centnerſchwere Stücke mit dem Schwanze in die Höhe werfen kann. Seine Hand oder vielmehr ſeine Floſſe, die mit einer Menſchen-Hand einige entfernte Aehnlichkeit hat, brauchen die Holzarbeiter zur Raſpel, und ſie ſoll ſo ſcharf ſeyn, daß ſie Eiſen damit abfeilen können. Der Rachen des Seevielfraßes gleicht dem eines Haifiſches, und enthält, wie bey dieſem, drey Reihen, ſcharfer herzförmiger Zähne.

Den 7ten Septbr. erreichten wir die Inſel Johanna, wo wir gegen Mittag landeten. Kaum hatten wir die Anker in dem Grunde, als uns auch ſchon die Canots der Einwohner umgaben. Sie waren mit friſchen Früchten beladen, um dieſe gegen alte Kleidungsſtücke oder Meſſer, Scheeren, und dergleichen europäiſche Kleinigkeiten zu vertauſchen.

Die Inſel gehört zu den fünf Inſeln von Comoro, und wird auch von den Einwohnern mit dem Namen Klein-Comroo belegt. Groß-Comoro wird, wie auch Majotta, Mohilla, und Angazeja nicht ſtark von den Europäern beſucht. Sie liegen unter dem 20° mittägiger Breite, dem Afrikaniſchen Ufer gegen über, und ſind durch den Kanal Mozambique von Madagaſkar abgeſondert. Die

Stadt

Stadt Johanna iſt von dem Orte, wo die Schiffe vor Anker liegen, eine gute Meile entlegen, nicht groß, und ſehr einfach gebaut. Man findet nicht mehr als 30 gut aufgeführte Häuſer, und dieſe ſind nur ein Stock hoch. Die übrigen kann man höchſtens Hütten nennen. Unter allem, womit die Einwohner ihre Häuſer auszuputzen pflegen, werden die Spiegel am meiſten geſchätzt. Man findet oft in einem zwanzig bis dreyßig; daher auch der Handel mit Spiegeln der vortheilhafteſte iſt, weil man ſie ſehr theuer los werden kann.

Die Wohnung des ſogenannten Königs iſt zwar länger, aber eben ſo niedrig, als die andern, und enthält ſieben Zimmer, die ſo angelegt ſind, daß man nur durch das erſte in das zweyte, durch dieſes in das dritte u. ſ. w. kommen kann. Jeder Fremde darf ungehindert alles beſehen; des Königs Haus ſo gut wie ein andres. Man trift hier keine Wache, und überhaupt nichts Soldatenähnliches an. Bey drohender Gefahr greift Alles, Mann und Weib und Kind zu den Waffen.

Der König regiert als unumſchränkter Herr, ohne Unterbefehlshaber. Der damahlige hatte ſich aus dem gemeinen Stande durch ſeine im Krieg gegen ihre Nachbarn, die Inſulaner von Mohilla bewieſene Tapferkeit empor geſchwungen zur königlichen Würde, die ihm als Belohnung ſeiner Thaten, einſtimmig vom Volke angetragen worden war. Er iſt nicht groß von Perſon; die Farbe ſeines Geſichts fällt, wie unter dem dortigen Clima gewöhnlich, etwas ins Schwarzbraune; die Augen haben viel Feuer. Er kleidet ſich arabiſch, und hat wenig Auszeichnendes in ſeiner Tracht. Sein Charakter ſcheint gutmüthig zu ſeyn, und in ſeinem Betragen herrſcht viel Herablaſſung. Er ſpricht freundlich mit Jedem, und übt als der oberſte und einzige Richter im Lande ſo ſchnelle Juſtiz, daß, wenn einem Verbrecher der Tod zu-

erkannt wird, der ganze Proceß in einer Stunde geendigt iſt.

So wie ein Schiff Anker geworfen hat, macht er ſich in Perſon mit ungefähr funfzig ſeiner Leute, die mit Haſſagaien bewaffnet ſind, ans Ufer. Ein Officier des Schiffes muß ihm ſodann anzeigen, was für Waaren daſſelbe mitgebracht, und welche Lebensmittel es nöthig habe. Das letztere beſorgt er ſogleich, und weiſt den Officieren ein Logis in ſeinem Hauſe, für die Aufbewahrung ihrer Sachen aber mehrere andere Häuſer an, wohin ſie dieſelben ſchaffen, und ohne alle Abgaben nach Belieben umſetzen können. Sogar Eſſen und Trinken giebt er frey, wenn man ihm ein anſehnliches Geſchenk macht. Alte Gewehre mit Kugeln und Pulver, buntgemahlte Spiegel, mit ſchlechtvergoldeten Rahmen, und Scharlach, er ſey ſo grob als er wolle, nur recht brennend, ſind die Dinge, mit welchen man die Gnade dieſes Monarchen ſich am erſten erkaufen kann.

Seine Unterthanen ſind durchgängig ſtarke wohlgewachſene Leute, mit langen ſchwarzen Haaren, ſchwärzlich brauner Farbe der Haut, und ziemlich regelmäßigen Geſichtszügen. Ihre Kleidung beſteht in einem kurzen, bis an die Knie herab gehenden, fliegenden Mantel von verſchiedener Farbe. Bey den Weibsperſonen bedeckt er nur die Schenkel ein wenig. Ihre Kinder werden bis zu einem gewiſſen Alter ganz ihrem eigenen Willen überlaſſen, und haben keinen beſondern Unterricht, denn es giebt weder Lehrer noch Prieſter da. Ihr König verſieht alle dieſe Aemter, und ermahnt die Jugend in gewiſſen dazu beſtimmten Stunden, den Geſetzen des Landes, die er ihnen kund thut, gemäß zu leben, das heißt ſich friedſam unter einander zu betragen, und keinem Fremden etwas zu Leide zu thun.

Die Religion dieſer Inſulaner iſt weder die der Indier, noch der Afrikaner, ſondern ein Gemiſch von verſchiede-

ſchiedenen andern; doch ſcheint ſie, ſo wie ihre Sprache, das Meiſte den Arabern zu verdanken zu haben, welches vermuthlich daher rührt, weil ihr König, ſo wie deſſen ſechs Vorgänger arabiſcher Abkunft iſt. Ob ſie nun ſchon vom Gottesdienſte wenig wiſſen, ſo kann man ſich doch im Handel und Wandel auf ſie, als auf ehrliche Leute verlaſſen. Nur darf man auch nicht eine Miene machen, ſie betrügen zu wollen, ſonſt iſt man ſeines Lebens nicht ſicher. Die Lebensmittel ſind äußerſt wohlfeil. So bekamen wir z. B. für ein blau geſtreiftes Hemde, kaum 8 gr. am Werth, zwey fette Ziegen. Auffallend iſt es, daß die hieſigen Einwohner den Branntwein nicht lieben, der doch von den andern afrikaniſchen Nationen höher als Alles geſchätzt wird.

Der Boden dieſer Inſel iſt überaus fruchtbar und bringt, ohne daß die Einwohner durch Fleiß und Anbau viel dazu beytragen, alles im Ueberfluß hervor; ſowohl Garten- als Feldfrüchte. Auch am Federvieh, und vierfüßigem Wildpret iſt kein Mangel; im Gegentheile macht dieſes ihre hauptſächlichſte Nahrung aus, denn kein zahmes und aufgezogenes Thier darf gegeſſen werden. Die Fruchtbarkeit ihres Bodens kömmt den Inſulanern ſehr gut zu ſtatten. Sie ſind ſehr träge, verſtehen höchſtens Pfeile zu verfertigen, und vom Landbau ſehr wenig. Der Mann thut hierbey gar nichts, ſondern beſchäftigt ſich allein mit der Jagd.

Nach einem zehntägigen Aufenthalte lichteten wir am 13ten Septbr. die Anker, um unſre Reiſe nach Bombay fortzuſetzen, nachdem uns noch zuvor der König einige Körbe mit Früchten geſchickt, und uns gebeten hatte, ihn auf der Rückreiſe wieder zu beſuchen. Wir fanden zwar das erhaltene Obſt gut und ſchmackhaft; es verurſachte aber bey mehr als zwanzig unſrer Leute eine ſo heftige und anhaltende Diarrhöe, daß ſie acht Tage lang zu keiner Arbeit tauglich waren, wodurch unſre Fahrt verzögert

 wurde;

wurde; ſo daß wir auf einem Wege, den wir ſonſt bey halb gutem Winde in drey Wochen hätten zurücklegen können, vier Wochen und drey Tage zubrachten, und erſt am 12ten Oktobr. in Bombay vor Anker gehen konnten.

Dieſe Inſel liegt unter 18°41′ nördlicher Breite und 12°38′ Länge, nahe an der Küſte von Kunkan. Der Hafen iſt ſehr gut und bequem, und hat daher von den Portugieſen den Namen: Buon Babia (gute Bay) erhalten, weil bey dem größten Sturme die Schiffe geſichert ſind. Deſto gefährlicher iſt das Klima für die Geſundheit der dort ſich aufhaltenden Europäer. Nicht ſelten begraben die Engländer in einem Tage zwanzig bis dreißig ihrer Leute, die des Morgens friſch und munter aufſtehen, und des Abends tod gefunden werden. Das ganze Jahr hindurch graſſirt eine Art Fieber, welches, wenn es einen zu Anfang der Regenzeit überfällt, gewöhnlich die fünf Monate derſelben, vom May bis September anhält. Jeder, der ſich nur etliche Tage dort verweilt, wird ihm unterworfen, kann ihm auch durch kein Präſervativ vorbeugen,

Die Inſel iſt ganz mit Kokosbäumen bewachſen. Auch Reiß und Zwiebeln giebt es in Menge. Beſonders gedeiht eine Art der letztern ſo gut, daß ſie die Größe eines kleinen Speiſetellers erreicht. Vielleicht eine Folge der dortigen Landesgewohnheit das Feld mit Fiſchrogen zu düngen.

Die Einwohner ſind aus verſchiedenen Nationen gemiſcht; die herrſchende unter ihnen iſt aber die Engliſche, die unter einem Präſidenten ſteht, der von der Kaufmannſchaft zwar ſelbſt gewählt wird, jedoch von der Regierung zu Madras abhängt. Die neun Räthe von Indien haben hier ihren Sitz, und beſtehen aus Kaufleuten. Sie halten ein ſtarkes Militär, das ſie von der Regierung in London alle vierzehn Jahr miethen, und in Sold und Kleidung unterhalten müſſen. Auch ſteht ein Regiment

Topaſſen hier, zwar lauter zuſammengeleſene Leute, aber dabey tüchtige, brave Soldaten. Dieſe haben ihre Quartiere beſtändig außer der Stadt in der Gegend umher, um ſie vor Räubern zu ſichern, deren wohl nirgends in der Welt ſoviel, als hier herum hauſen. Daher liegen auch Jahr aus Jahr ein drey Kriegsſchiffe auf Rechnung der Kaufmannſchaft hier, damit die aus- und einlaufenden Schiffe nicht durch jene Banden gefährdet werden.

Die Religion der Einwohner iſt bey der Verſchiedenheit der Nationen natürlich auch ſehr verſchieden. Unter andern trift man noch eine kleine Anzahl Guebern an, die nach ihrer Väter Weiſe das Feuer anbeten.

Die Inſel hat acht engliſche Meilen in der Länge, zwanzig im Umfange, und, vorzüglich, was den Bezirk der Stadt betrift, viel Annehmlichkeiten. Gärten und Vorwerke erſtrecken ſich von dieſer auf drey Meilen weit in das Land, und ſind längs der ganzen bis nach dem Caſtell gehenden Straße, das in derſelben Entfernung liegt, zahlreich angelegt und mit den ſchönſten Fruchtbaumalleen beſetzt.

Die Stadt ſelbſt bietet nichts Merkwürdiges dar, als das Schloß, deſſen ſchon in unzähligen Reiſebeſchreibungen weitläuftig gedacht iſt, und der Damm außerhalb derſelben. Dieſer iſt $\frac{3}{4}$ Stunde lang und 45 Fuß breit. Man hat ihn zum Schutz gegen die Ueberſchwemmungen in der Regenzeit aufgeführt, die ehedem oft den ganzen ſüdlichen Theil der Inſel unter Waſſer ſetzten.

Die Kirche iſt dicht bey dem Schloſſe auf dem Boulingrin, zwar ſchön aber für eine ſolche Bevölkerung ſehr klein. Es wird darum täglich zweymahl Gottesdienſt gehalten, damit ihm jeder beywohnen könne. Rings herum ſtehen die Wohnungen aller Einwohner, die ſich Chriſten nennen. Die Stadtmauer iſt von Kieſeln und Erde ziemlich ſchlecht aufgeführt.

Das Sehenswürdigſte auf der Inſel iſt unſtreitig das Zimmermannswerft, wo Tag vor Tag dreyhundert Men-

ſchen arbeiten, und die Schiffe ſo dauerhaft und gut gebaut werden, wie in Europa, welches der Compagnie großen Vortheil bringt.

Bombay wird von vielen kleinen Inſeln umgeben. Die nächſte iſt die alte Fraueninſel, $2\frac{1}{2}$ Stunde lang und $\frac{3}{4}$ Stunde breit. Sie dient den Städtern an ſchönen warmen Tagen zum Trocknen und Bleichen ihrer Wäſche. Es wächſt da nichts als etwas Gras, ſonſt weder Frucht- noch andre Bäume. Drey Stunden weit von der Stadt liegt die Viehinſel, die darum ſo heißt, weil das Vieh für das ganze Comtoir hier geweidet und gezogen wird. Sie iſt ſehr unbeträchtlich, nur $1\frac{1}{4}$ Stunde lang, und $\frac{1}{2}$ Stunde breit. Die kleine Caranja, $2\frac{1}{2}$ deutſche Meilen von der Stadt, gehörte ſonſt den Portugieſen; jetzt haben ſie die Maratten im Beſitz. Ihre Länge beträgt 6, ihre Breite 4 Stunden. Ihre Produkte ſind vorzüglich Reiß und andres Gemüſe; Ziegen, Schaafe, Federvieh, u. d. g. Die Zahl der Einwohner rechnet man auf 3700. Eine gute Stunde weiter kommt man an die Elephanteninſel, einen bloßen Berg von $2\frac{1}{2}$ Stunden im Umkreis. Auf dieſem trift man eine Höle an, die einen alten verfallenen Tempel vorſtellt. Auf zwey Reihen ziemlich plump gehauener Säulen ruht der Felſen, als ein Dach. Das Ganze formirt ein längliches Quadrat, iſt 80 Fuß lang, 40 breit, und 10 hoch. Im Hintergrunde des Saals erblickt man die Trümmern einiger Statüen, an denen ſich nichts unterſcheiden läßt, als ein Schwerdt, welches eine derſelben in der Hand zu haben ſcheint. Dieſe Figuren, ſo wie überhaupt das Ganze, deſſen Aufführung mühſam geweſen ſeyn mag, ſind dem Augenſcheine nach Ueberbleibſel des graueſten Alterthums *).

Sei-

*) Der Geſchichte zu Folge ließ eine Perſiſche Königin dieſen Tempel im Jahre 1947 v. C. G. erbauen. Ich werde zu ſeiner Zeit mehr davon ſagen.

Seiner romantiſchen Lage wegen wird dieſer Ort häufig von Bombay aus beſucht. Man ißt und trinkt zu Mittage hier, und findet ſich für die drückendſte Hitze in dem kühlen Saale, der geräumig genug iſt, um vierzig Mann, die darin ſpeiſen wollen, zu faſſen, hinlänglich geſchützt. Man trift daher auch hier immer Geſellſchaft an. Schade nur, daß es, wegen der Düſterheit des Gewölbes, nicht länger als 4 Stunden des Tages licht bleibt.

Nordwärts 5 Stunden von der Stadt liegt Salvette, eine 6 Stunden lange und 2½ Stunden breite Inſel, deren ſich die Engländer bemächtigt haben. Sie bringt Garten- und Feldfrüchte im Ueberfluß hervor, und hat gute Viehzucht. Man ſieht hier noch die Ruinen von Canara, die vielleicht einem Mahler hübſchen Stoff zu Zeichnungen geben würden; mich intereſſirten ſie aber nicht ſehr.

Da es einmahl beſtimmt war, einige Monate in Bombay zu verweilen, ſo wollte ich die Gelegenheit nicht ungenutzt verſtreichen laſſen, ſondern mich auch in der Nachbarſchaft bey den Maratten umſehen. Ich wirkte mir von dem hieſigen Präſidenten einen Paß aus, und fuhr den 19ten Novbr. auf einem Fiſcherboote nach der Küſte von Kunkan, die eine Tagereiſe von hier entfernt iſt, und an das Königreich Viſapour gränzt. Dort ließ ich mich bey dem Dorfe Voska ausſetzen, und übernachtete daſelbſt. Es beſteht dieſes aus einigen zwanzig Hütten, deren Bewohner ſich vom Ackerbau nähren, und Corumbis (Ackerleute) genannt werden. Derjenige, der mich aufnahm, war ein junger Mann, von artigem Weſen. Er bewirthete mich mit einem nach daſiger Landesart ſehr gutem Abendeſſen und einem Trunk vortrefflicher Ziegenmilch; war auch ſo höflich, des andern Morgens 2 Stunden mit mir zu gehen, und mich auf dem Wege zurecht zu weiſen.

Mittags ſtieß ich auf etliche Hütten, fand ſie aber zu meinem Mißvergnügen alle leer. Vom Durſte geplagt wußte ich nicht, was ich anfangen ſollte, verweilte mich jedoch etwas, um auszuruhen. Es mochte ungefähr eine Stunde vergangen ſeyn, als ich zwey Frauenzimmer mit Gartenfrüchten auf mich zukommen ſah. Ich gab ihnen, ſo gut ich konnte, zu verſtehen, daß ich ſehr durſte, und Milch zu haben wünſche. Sie brachten mir welche, und ich würde mich gern mit ihnen unterhalten haben, wenn ich mich ihnen nur hätte verſtändlich machen können. Allein meine ganze Kenntniß von ihrer Sprache belief ſich bloß auf die Benennungen einiger Lebensmittel und Bedürfniſſe, welche ich mir in der Schreibtafel angemerkt hatte. Ich mußte daher meinen Stab allein weiter fortſetzen.

Eine Strecke war der Weg ziemlich angenehm; bald aber wurde er äußerſt ſchlüpfrig; und zum Theil wegen der kleinen Kieſel, womit er bedeckt iſt, ſehr beſchwerlich. Auf ſolchem mußte ich nun bis Abends fortwandern, wo ich glücklich und ungehindert Baſſaine erreichte.

Dieſe Stadt liegt unter dem 19° nördlicher Breite, und unter 92° 20′ Länge im Königreich Viſapur. Sie iſt ganz anſehnlich und gut gebaut. Die Bauart der Häuſer iſt aſiatiſch, obgleich die meiſten Gebäude von den Portugieſen errichtet worden ſind, welche ſie etwa 200 Jahr im Beſitz gehabt. Ihr General Nuhoda Cunha nahm ſie dem Könige Bailur im Jahre 1553 weg. Sie verloren ſie aber 1740 wieder an die Maratten, welche ſie mit Schanzen und Batterieen verſehen, mit einer rings herumlaufenden Mauer umgeben, und auf dieſe Art ziemlich befeſtigt haben. Vor Zeiten muß ſie eine ſtärkere Feſtung geweſen ſeyn, welches man an den alten, durch das Geſchütz der Maratten ſehr beſchädigten Bollwerken ſiehet.

Die

Die ſchönen Kirchen, welche von den Portugieſen erbauet worden, dienen leider! jetzt zu Pferdeſtällen. Das große Magazin auf der ſogenannten Königspläne iſt, ſo wie der große Garten, den General Nunho im Jahr 1536 anlegen laſſen, völlig ruinirt. Die Länge ſoll von Oſten nach Weſten $\frac{3}{4}$ Stunde, und die Breite von Süden nach Norden, $\frac{1}{2}$ Stunde betragen haben. Er iſt, wie man ſagt, nach den vier Welttheilen eingerichtet, und jede Partie mit den Gewächſen desjenigen Welttheils, wornach ſie benennt worden, verſehen geweſen.

Das Land, ſo weit es die Maratten inne haben, iſt nicht allzu ergiebig an Produkten, woran ihre Trägheit in Bearbeitung des Bodens am meiſten Schuld ſeyn mag. Sie legen ſich lieber auf Streifereyen und Seeräuberey, wovon ſie ſich nähren. Doch muß man ihnen nachſagen, daß ſie keinen Reiſenden plündern, ſondern ihn in Ruhe ziehen laſſen. Uebrigens ſind es die beſten Soldaten in ganz Indien. Ihrer Kriegsliſt und Tapferkeit wegen, haben die Europäer nicht gern mit ihnen etwas zu thun. Beides haben ſie beſonders gegen die Portugieſen und Holländer gezeigt; und ſelbſt die Engländer müſſen wegen der Nachbarſchaft dieſes mächtigen Stammes viele Einſchränkungen dulden.

Ihre Truppen beſtehen, außer dem Freykorps, welches nur in der Noth und bey Belagerungen gebraucht wird, aus 60000 Mann Reuterey, 90000 Mann zu Fuß, und einer ſtarken Artillerie. Die Hälfte der Infanterie iſt mit Flinten bewaffnet, und die Kavallerie gut beritten. Ihre Montirung aber iſt erbärmlich beſchaffen, und giebt der ſonſt kriegeriſchen Armee ein elendes Anſehen. Einige Lumpen machen ihre ganze Kleidung aus. Um den Leib tragen ſie gewöhnlich einen Schurz von bunter Leinwand, der ihnen bis an die Knie gehet, und um den Kopf ein Tuch, das einen Turban vorſtellt. Ein Mantel von ſchwarzer Leinwand, den ſie umhängen, und

und der ihnen bis an die Waden geht, dient ihnen zugleich ſtatt Zelt und Bette, indem ſie ſich darein zu hüllen, und ſo unter freyem Himmel, auf bloßem Erdboden zu ſchlafen pflegen. Von Feldgeräthſchaften und Küche wiſſen ſie gar nichts; und nehmen was ſie bedürfen weg, wo ſie hinkommen. Ihre Pferde ſind von kleinem Schlage, dauerhaft und muthig, wie die polniſche Race. Mit Steinſchleudern und dem Säbel in der Fauſt, wiſſen dieſe Reuter am beſten umzugehen.

Die Maratten ſind wild und rauh, aber dabey ehrlich und aufrichtig, ohne Falſchheit und Hinterliſt, und hegen nie unverſöhnlichen Haß; Vorzüge des Charakters, die ihnen jeder, der nur einigermaßen Umgang mit dieſer Nation gehabt, zugeſtehen muß. Eben ſo wenig ſind ſie grauſam und blutdürſtig, und morden nie, ohne daß ſie beleidigt, oder auf irgend eine Art dazu veranlaßt worden wären. Es läßt ſich freylich übel mit ihnen ſchlagen, indem ſie alles niederhauen, und nur die Officiere zu Gefangenen machen, daher die europäiſchen Soldaten ungern wider ſie ins Treffen gehen. Sie ſehen ſich zu einer ſolchen allgemeinen Niedermetzelung gezwungen, weil ſie alle ihre Lebensmittel durch das Plündern ſich verſchaffen müſſen.

Aus einem ähnlichen Grunde halten ſie auch den Diebſtahl für kein Verbrechen, wenn nehmlich der Raub an einem verübt wird, der reich genug iſt, etwas zu miſſen. Wir nehmen — ſagen ſie — nur dem, der es entbehren kann, von dem Armen verlangen wir nichts. Dieſe ſonderbare Großmuth und Billigkeit haben ſie oft bey ihren Seeräubereyen bewieſen. Es iſt der Fall geweſen, daß ſie der Mannſchaft eines Schiffes, welches ſie erobert, nicht das Geringſte zu Leide gethan; ja manchem Matroſen die Sachen, die er als ſein Eigenthum angegeben, nicht nur unberührt gelaſſen, ſondern ſogar etwas von der gemachten Beute zugetheilt haben, mit dem bedauern-

den

den Zuſatze: daß er, als ein Sklav, noch ärmer als ſie ſey, und es daher unbillig von ihnen wäre, wenn ſie ihn des Geringſten berauben wollten. Sie befolgen in dieſem Stücke genau einen Theil der Geſetze, und Vorſchriften ihres Oberhauptes, des Maurajah, der auf dem Schloſſe Naſi, in den Gebirgen von Dekan, reſidirt, wohin, ſeit er daſelbſt ſeinen Sitz hat, noch kein Europäer gedrungen iſt. Funfzehnhundert Mann, die den Weg bis dahin beſetzt halten, müſſen jedem, der nicht unmittelbar nach Hofe gehört, den Zugang wehren, und es würde dem, der es wagen wollte, hierin ſeine Neugierde zu befriedigen, ſicher das Leben koſten.

Die Männer ſind durchgängig ſtark und wohlgebaut, und ſelbſt ihre Phyſiognomie iſt ſelten häßlich. Man findet welche unter ihnen, die an Weiße den Europäern gleich kommen. Gewöhnlich fällt die Farbe ihrer Haut ins Braune und Schwärzliche. Ihre Haare tragen ſie, wie die Chineſer, nehmlich den Kopf ringsherum geſchoren, und nur auf dem Wirbel einen Büſchel Haare.

Unter dem weiblichen Geſchlechte giebt es viel ſchöne artige Figuren. Ihr Körperbau und ihr Teint iſt zart und fein; ihre Augen ſind groß und voll Feuer; ihre Zähne weiß wie Elfenbein; Reize, um welche manche unſerer Damen ſie beneiden müſſen. Ein ſolches marattiſches Mädchen würde, da es wirklich viel Einnehmendes hat, in Europäiſcher Tracht, — denn die ihrige iſt freylich nicht die zierlichſte, — die volle Bewunderung eines jeden jungen Mannes in Europa verdienen, und ihm durch ihr aufgewecktes Weſen gewiß ſo gefallen, daß er ihre Abſtammung von einer wilden Nation nie errathen würde. Schade nur, daß die Schönheit unter dieſem Himmelsſtriche ſo bald verblüht. Eine Frau von fünf bis ſechs und zwanzig Jahren rechnet man dort ſchon zu denen, die keine Kinder bekommen; und geſchieht dieß ja,

ſo iſt das ſo auffallend, wie in Europa, bey einer ſechzigjährigen.

In ihrer Kinderzucht und faſt in allen ihren Sitten und Gewohnheiten, ſtimmen die Maratten mit den Hindoſtanern überein. Sie halten die Braminen, wie dieſe für heilig und verehren ſie als göttliche Weſen.

Als ich in Baſſaun ankam, ward ich von zwey Soldaten, die mit blanken Säbeln Schildwache ſtanden, zu ihrem Officier geführt. Dieſer befragte mich um die Urſache meiner Herreiſe, und als ich ſie ihm berichtet, befahl er mir, meine Sachen abzulegen. Ich hatte mich nehmlich nach indiſcher Art gekleidet, mit einem langen Schlafrock von geſtreifter Leinwand, über welchen ein Gurt, worin zwey Piſtolen ſtecken, geſchnallt zu werden pflegt. Der Säbel hängt über die Schultern herab. An die Piſtolenkappen werden zwey bis drey paar Schuhe gebunden, und der Kopf mit einem weißen oder grünen Hute bedeckt. So ausſtaffirt kömmt man auf der Reiſe überall durch, da man hingegen, wenn man eine Uniform, ſie ſey welche ſie wolle, an ſich blicken läßt, das Leben riskiren muß.

Nachdem ich nun auf Ordre meine Armatur abgelegt, gab man mir einen Mann zur Begleitung mit. Wir entdeckten bald einen Ort, wo ich Eſſen und Nachtlager bekommen konnte, auf dem Blen Kavalla (Pferdemarkt) Hier fand d ich ie Speiſen, obgleich die Einwohner, in Vergleich gegen die Europäer, ſehr ſchlechte Köche ſind, doch ganz leidlich zugerichtet und ſchmackhaft. Die Natur kömmt ihnen hier ſehr zu Hülfe; denn die Wurzeln und Kräuter, die in den dortigen Gegenden wachſen, ſind ſehr gewürzhaft, und vertreten gewiſſermaßen die Stelle der Muſkatnüſſe, des Pfeffers, und anderer Kondimente, womit die Europäiſchen Gerichte zubereitet werden, wovon aber ein Marattiſcher Koch nichts wiſſen will, ob

hier

hier ſchon dieſe Gewürze ungleich wohlfeiler zu haben ſind, wie in Europa.

Mein Aufſeher blieb auch die Nacht über bey mir. Nachdem ich meine wenige Baarſchaft und die Uhr auf eine Art Stuhl gelegt, begab ich mich mit ihm auf eine Matte, die man uns auf die Erde gedeckt, zur Ruhe, und ſchlief ungeſtört. Als ich aufſtand, ſah ich Uhr und Geld unverſehrt auf dem Fleck, wo ich es aufgehoben, nahm ein Frühſtück ein, und gieng mit meinem Begleiter aus, die Stadt zu beſehen, deren Merkwürdigkeiten ich ſchon oben erwähnt habe.

Mittags rüſtete ich mich wieder zur Rückreiſe nach Bombay. Da aber ſelbigen Tag der wöchentliche Bote über Bombay nach Surate gieng, ſo bekam ich an ihm Geſellſchaft, und die erwünſchte Gelegenheit, mich auch in Surate umzuſehen, wohin ich nun wanderte.

Es war der 22ſte Septbr. als ich das Gebiet der Maratten verließ. Der erſte Ort, an den wir kamen, war der Flecken Kozet, der aus einigen achtzig Hütten beſteht, und mit 300 Soldaten beſetzt iſt. Er iſt merkwürdig geworden durch eine Aktion, die hier zwiſchen den Portugieſen und Maratten zum Nachtheil der erſtern vorgefallen. Man ſieht hier zwey von Sand und Steinen aufgeführte Batterieen Die hieſigen Soldaten müſſen ſich vom Landſtreichen ernähren, weil ſie in Friedenszeiten keinen Sold bekommen.

Nach einem Weg von 2½ Stunden erreichten wir das Dorf Vaykai von ungefähr zwanzig Hütten. Die Bewohner derſelben ſtehen eigentlich auch unter dem Militär, und gehören zu den oben erwähnten Freykorps, nähren ſich aber meiſt von Feldbau. Hier ließen wir uns etwas zu eſſen und trinken geben, und ſetzten mit einbrechender Nacht unſere Reiſe nach Bombay fort, wo wir des andern Tages um 10 Uhr eintrafen.

Ohne meine Ankunft zu melden, machte ich mich den Nachmittag mit meinem Begleiter, wieder auf den Weg, und kam mit Sonnenuntergang nach Canujau, einem Dorfe von mehr als 40 Häuſern, wo wir ein wenig ausruheten. Gegen zwey Uhr nach Mitternacht brachen wir wieder auf, und kehrten in dem, vier Stunden weiter gelegenen kleinen Dorfe Bårya ein, welches nicht mehr als acht Hütten enthält. Unſer Frühſtück beſtand aus Milch und gutem Käſe, den die wenigen Einwohner, da ſie ſehr viele Schaafe unterhalten, immer vorräthig haben. Von da giengen wir, einem Fluß entlang, 6½ Stunden nach dem Flecken Corfy. Hier ſieht man ſchon ganz hübſche Gebäude und Gärten, die wegen der angenehmen Gegend und der ſchönen Ausſicht über den Fluß den Sommer über von den Suratern beſucht werden. Jene Häuſer und Gärten ſind erſt von Kaufleuten angelegt worden. Zuvor ſtanden bloß einige armſelige Hütten da, und eine Caſe (Herberge für die Reiſenden.) Wir verweilten bis drey Uhr, und machten uns dann, in die noch fünf Stunden von hier entfernte Stadt Surate.

Dieſer Ort iſt auch aſiatiſch gebaut. Die Straßen ſind ſehr unregelmäßig, und laufen mehrentheils ſpitz zu. Bey einigen iſt der Eingang ſo weit und geräumig, daß drey Wagen bequem neben einander Platz haben, und der Ausgang ſo enge, daß die Bewohner der gegenüberſtehenden Häuſer ſich ohne Mühe die Hände reichen können. Die Häuſer ſelbſt haben zwey bis drey Etagen, die nicht weniger in großen Misverhältniſſen aufgeſetzt ſind. In den Kaufmannsläden ſieht es ſchlechter aus, als bey einem deutſchen Dorfkrämer. Oft hat ein Kaufmann, deſſen Vermögen auf mehrere hunderttauſende geſchätzt wird, kaum für funfzig Thaler Werths im Laden. Das iſt eine Folge der Vorſicht, die ſie aus Furcht vor Plünderung, anwenden müſſen. Was ſie im Laden führen, ſind nur die Proben, nach welchen man handelt. Die Waaren ſelbſt

ſelbſt verwahren ſie an irgend einem verborgenen Ort des Hauſes, welches gemeiniglich auch ſo feſt iſt, daß es einen Sturm aushält.

Die Zehrung fand ich hier ſehr wohlfeil, und glaube, daß an keinem Orte in Indien die Lebensmittel und andere Bedürfnißwaaren in ſolcher Menge und für einen ſo geringen Preis aufgebracht werden können. Von hier aus geht der Handel durch ganz Indien, weil es der einzige Hafen iſt, welchen der Mogul noch im Beſitz hat. Vor dieſem gehörte er den Engländern, die ihn in der Folge dem Mogul abtraten, und ihr Comtoir nach Bombay verlegten, weil dieſes für ihren Handel noch vortheilhafter liegt. Es wird zu Surate jährlich ein Markt gehalten, auf welchem die Kaufleute von ganz Indien zuſammenkommen. Der Handel wird durch 40 Fabriken befördert, wovon 13 Kaſimir, die übrigen Kattun, und andere ſeidene Zeuge liefern.

In Rückſicht der Religion iſt die Toleranz ſehr groß. Es werden alle Religionen geduldet, und auch alle Handthierungen erlaubt. Für ſechs Engliſche Schilling jährlicher Abgabe, iſt jedem verſtattet, nach eigenem Belieben, jedes ehrliche Gewerbe zu treiben. Unter dieſen Umſtänden würde daher für manchen der Aufenthalt in dieſer Stadt ſehr lockend ſeyn, wenn man nur auch auf der andern Seite von den Ueberfällen und Plünderungen der Maratten ſicher wäre. Hierzu kömmt, daß zu gewiſſen Zeiten ſchleunigſt außerordentliche Abgaben verlangt werden, die binnen fünf oder ſechs Stunden geſchafft werden müſſen, und durch deren Verzögerung man ſich eine ſchlimme Exekution auf den Hals zieht, die einen oft alles koſtet, was man im Hauſe hat.

Alle Streitigkeiten und gerichtlichen Händel ſchlichtet der Statthalter auf der Stelle, und diktirt entweder Geld-, oder Leibesſtrafe, doch in den mehrſten Fällen die erſtern.

Das

Das iſts, was ſich ungefähr über die politiſche Verfaſſung dieſer Stadt ſagen läßt. Was übrigens die Lebensart, Religion, u. ſ. w. betrift, ſo gilt hier das meiſte von dem, was ich bey der Beſchreibung von Madras erwähnt habe.

Noch bemerke ich hier beyläufig den Ort, wo der Sage nach der berühmte Foe im J. 1027 vor Chr. Geb. gebohren wurde. Es iſt ein elendes Dorf auf dem Gebürge Turkhin, ſechs gute Stunden von der Stadt.

Mein Aufenthalt in Surate hatte drey Tage gewährt, als ich mich auf den Rückmarſch nach Bombay machte.

Hier langte ich den 28. Novbr. glücklich wieder an, und zwar zeitig genug. Denn ſobald durften wir noch nicht hoffen, die Retour nach Europa antreten zu können. Es wurden noch zwey Kriegsſchiffe erwartet, die uns nebſt der Flotte von Madras begleiten ſollten. Auch war ein nach Perſien abgegangenes Fahrzeug ſchon ſieben und zwanzig Tage über die geſetzte Zeit ausgeblieben; und der Commandant fürchtete nicht ohne Grund, es möchte in die Hände der Seeräuber gefallen ſeyn.. Da wir nun die erſten der hier ankommenden geweſen waren, ſo trug er unſerm Capitain auf, mit einem Landſchiffe die Gegenden zu durchkreuzen. Die Vollſtreckung dieſes Auftrags war freylich mit vieler Gefahr verknüpft; daher die Freunde des Capitains, die dieſen nicht gerne eine ſo mißliche Fahrt machen laſſen wollten, mir durch die dritte Hand unter allerley Verſprechungen anlagen, die Reiſe für ihn zu übernehmen, weil es mit ſeinen Geſundheitsumſtänden übel ausſähe. Zugleich baten ſie mich, zu thun, als ſey dieß mein eigner, eifriger Betrieb, damit niemand merke, daß mir ein ſolcher Antrag heimlich gemacht worden ſey, und boten mir zwanzig Pfund aus Erkenntlichkeit dafür an.

Dieſes Anerbieten nahm ich ohne Bedenken an, und gieng, weil keine Zeit zu verſäumen, und die Zeit der

Ab-

Abfahrt ſchon auf den folgenden Tag angeſetzt war, unverzüglich zu dem Commandanten. Ich ſtellte ihm vor, daß ich von der Neigung, Perſien zu beſuchen, bewogen, die angeordnete Reiſe an meines Capitains Statt übernehmen zu dürfen wünſchte.

Er hatte nichts dagegen und händigte mir ſogleich einige Briefe an den Reſidenten Galley zu Abuſchär ein, die dieſem, falls eher keine Nachricht zu erhalten wäre, übergeben werden ſollten, und ließ mir die Wahl, ob ich ſie ſelbſt beſtellen, oder dem Capitain zur Beſtellung überliefern wollte.

Nach dieſer Abfertigung gieng ich ſogleich, um meinen Capitain in ſeiner Wohnung aufzuſuchen. Ihn traf ich nicht zu Hauſe, wohl aber einige ſeiner Freunde. Dieſe fragten mich, zu was ich mich entſchloſſen hätte? Ich zeigte ihnen die erhaltenen Briefe, und verſicherte ſie, es ſey alles richtig; nur müſſe ich noch zuvor mit dem Capitain ſelbſt ſprechen, um ſeine Einwilligung zu erhalten.

Mit Freuden bekam ich meine zwanzig Pfund, und noch obendrein das Verſprechen, daß man bey meiner Rückkehr auf das Beſte für mich ſorgen wolle. Es wurde noch verſchiedenes darüber unter uns verabredet, bis der Capitain erſchien, und ich ihm mein Vorhaben eröffnete, ihm die Briefe zeigte, die ich vom Präſidenten geſchickt bekommen zu haben vorgab, und ihn fragte, ob es ihm nicht zuwider ſey, wenn ich ſtatt ſeiner die Tour nach Perſien mache? Er hatte nichts dagegen, welches ich auch ſchon anfangs vermuthete.

Nun betrieb ich ſogleich die Anſtalten zu der bevorſtehenden Reiſe, kaufte das Nöthigſte ein, und fuhr noch denſelben Abend auf das Schiff, wo ich alles rüſten und in reiſefertigen Stand ſetzen lies, um den folgenden Tag durch nichts gehindert zu werden. Die Mannſchaft beſtand ohne mich und zwey Unterofficieren aus zwanzig

Mann,

Mann, das Geſchütz aus fünf Sechspfündern, die jedoch nur auf Hölzern lagen.

Alles, was ich hatte, ließ ich meinem Wirth, dem Kaufmann Jermers auf der Handelſtraße zur Aufbewahrung, und ſeegelte den 2. Decbr. mit meinem kleinen, aber wohl-konditionirten Schiffchen ab.

Am zweyten Tage unſerer Fahrt erblickten wir ein Fahrzeug, welches portugieſiſche Flagge zeigte. Ich that einen Signalſchuß und hielt, um mit ihm zuſammenzukommen, bey. Auf die Frage, ob es von keinem Engliſchen Schiffe etwas geſehen hätte, erhielten wir keine befriedigende Antwort. Weil man uns nun nicht hatte berichten können, ſetzten wir unſern Weg, ohne uns aufzuhalten, fort, bis nach dem Cap Caſalgat wo wir den 16ten Decbr. glücklich anlangten. Auch hier bekamen wir noch keine Nachricht, ſeegelten weiter, und liefen den 21ſten in den Hafen von Muskat ein. Daſelbſt mußten wir drey Tage verweilen, da unſer Waſſervorrath zu Ende war, und wir uns mit friſchem zu verſehen hatten. Dieſer Hafen iſt ſehr gut und ſicher, mit einer Reihe hoher Berge eingefaßt und ſo geräumig, daß auf 160 Schiffe darin vor Anker liegen können. Zwey in gutem Stand erhaltene Forts beſchützen ihm.

Die Stadt liegt unter dem 23°15′ nördl. Breite. Sie iſt ſchlecht gebaut; die Straßen, mehrentheils ſchmuzig und enge, werden das ganze Jahr durch nicht gereinigt. Die einzige Straße, welche ſich vortheilhaft von den andern auszeichnet, iſt der Bazar, wo die Kaufleute ihre Läden haben. Dieſe Läden ſind durchgängig mit Schwibbogen nach auſſen zu verſehen, ſo daß man bey dem größten Regen den Häuſern entlang trocken und bedeckt gehen kann.

Der Regent dieſer Stadt, ein Fürſt von Oman, reſidirt zwar in Perſon hier, läßt aber die Regierung durch einen Wåly (Commandanten) in ſeinem Namen verwalten.

ten. Der Handel iſt ausgebreitet, und erſtreckt ſich nach Arabien, Surate, Malabar, und der Küſte von Coromandel. Nachdem wir durch einen Mäkler auf Rechnung der Compagnie das Nöthige für uns beſorgt hatten, giengen wir den 25ſten wieder unter Seegel. Zehn Tage lang ſtieß uns auf unſrer Fahrt nichts erhebliches auf. Am 6ten Januar 1784 aber des Morgens um drey Uhr, zeigte ſich in der Entfernung ein nicht allzu kleines Schiff. Es hatte die Tour von Baſſora her, und ich war dieſerhalb ſchon froh, das Geſuchte in ihm gefunden zu haben. Ich wollte mir das Vergnügen machen, und ihnen ein kleines Schrecken einjagen, ſteckte daher keine Flagge auf, that aber doch einen Signalſchuß. Allein wie ſtutzte ich, da ich einen rothen Lappen, als Zeichen des Seeräubers, ſah! Meine und meiner Leute Furcht war zwar nicht ſo groß, daß wir uns durch dieſe unvermuthete Entdeckung in unſrer Fahrt hätten ſollen ſtören laſſen; doch brachte uns die Kürze der Zeit, die wir zu unſrer Rüſtung übrig hatten, etwas in Verlegenheit; denn der Seeräuber war keine halbe Stunde mehr von uns entfernt. Bey alle dem blieb ich dabey, ihm noch keine Flagge zu zeigen. Ich machte erſt in der Geſchwindigkeit alle Anſtalten zur Gegenwehr. Die Kanonen wurden mit Traubenkugeln geladen, und jeder meiner Leute mit einem Hieber verſehen. Sodann ließ ich die portugieſiſchen Wimpel wehen, und gieng auf ihn los.

Das Raubſchiff hatte zwanzig Mann am Bord, und drey kleine Kanonen, die zweypfündige Kugeln ſchoſſen. Sobald ich es erreichen konnte, feuerte ich vier Stück ab, ließ ihm aber meine Mannſchaft nicht ganz ſehen. Ihre kleinen Kanonen thaten uns nicht den mindeſten Schaden, wohl aber ihre verdammten Eiſengranaten *) wodurch ſechs

*) Dieſe Granaten haben die Form und Größe einer Coffeetrommel, worin man etwa ein halbes Pfund brennen kann. Auf einer

ſechs meiner Leute an den Füſſen verwundet, zwey getödtet, und ich ſelbſt an mein linkes Bein ſo geſtreift wurde, daß ich vier Tage lahm blieb. Endlich, nachdem der Streit etwa zwey Stunden gedauret haben mochte, mußten ſie ſich an uns ergeben. Wir hatten ihnen acht Mann getödtet und ſechs bleſſirt.

Ich ließ Alles, was ſich auf ihrem Schiffe fand, deſſen ganzer Werth ſich auf nicht mehr als 17 Pfund belief, auf das meinige ſchaffen, und die Gefangenen, je zwey und zwey an Händen und Füſſen zuſammengebunden, in den Schiffsraum bringen. Vorſichtigkeit zwang mich zu dieſer ſtrengen Behandlung; denn auf den Fall, daß wir noch einem Seeräuber begegnet wären, und die Gefangenen dieſem durch Zurufen die Schwäche meiner Mannſchaft hätten verrathen können, wären wir unſtreitig verloren geweſen. Ihr Schiff lies ich ſenken, die Todten in die See begraben, die Bleſſirten ſo gut als möglich, verbinden, und ſetzte dann ungehindert meine Reiſe fort bis Abuſchär, wo wir den 28ſten Januar auf die Rhede kamen.

Abuſchär iſt eine ſchöne, doch nicht allzugroße Stadt an der perſiſchen Küſte, mit einem guten und ſichern Seehafen. Sie wird von einem Schach regieret, der nach Schiras zinnsbar iſt. Von dort werden auch, durch häufige Caravanen, viel Kaufgüter hergebracht; ſodann

einer Seite iſt ein eiſerner Boden, auf der andern werden ſie mit Bambus feſt verwahrt, in welchem eine runde Oeffnung von einem halben Zoll im Durchſchnitt befindlich, die mit einem hölzernen Keil, und einem in Pulver geriebenen Stückchen Lunte verſtopft iſt. Dieſes wird angezündet, und wenn die Lunte bis an den Zapfen brennt, die Granate, oder wie man es ſonſt nennen will — unter den Feind geworfen. Sie fliegt mit ſolcher Geſchwindigkeit und Gewalt, daß ſie wohl drey bis ſechs Menſchen die Füße hinwegreißt; daher man in Indiſchen Invalidenhäuſern, beſonders viele findet, die ein, auch beyde Beine verloren haben.

ſodann weiter nach Indien, und von da auf europäiſchen Schiffen nach Holland und England verführt.

Mein erſter Gang war auf unſre Faktorey, wo ich meine Briefe übergab, aber die Nachricht erhielt, daß das erwähnte Fahrzeug ſchon ſeit viertehalb Monaten abgeſeegelt ſey. Man händigte mir zugleich ein Antwortſchreiben zur Beſtellung ein, und ich befand mich, nach Verlauf von einem Monat und zwölf Tagen, wieder in Bombay.

Noch war keine beſtimmte Nachricht hier, wenn wir unſere Retourreiſe antreten ſollten. Es hieß zwar, daß im Monat April der Gouverneur Makartney, welcher Commandant in Indien war, mit unſrer Flotte nach Europa fahren würde und wir alſo ſo lange hier bleiben müßten; dagegen kam unvermuthet den 25. März in einem Fahrzeug von Madras und mit ganz andern Abſichten der Gouverneur Makartney, begleitet vom General-Major Bourgogne, und dem Oberſten von Spangenberg. Sie wollten nach Perſien; ob in Verrichtungen der Compagnie oder auf ihre eigne Koſten, blieb mir unbekannt. Da der Oberſte von Spangenberg, ein Deutſcher von Geburt, aus dem Bayreuthiſchen war, ſo ſuchte ich Gelegenheit mit ihm zu ſprechen, erreichte auch noch den nehmlichen Tag meinen Zweck. Ich fragte ihn, ob ich dieſe Reiſe nicht für mein Geld mitmachen könnte, erhielt aber nicht ſogleich beſtimmte Antwort, weil er nicht von ſich allein abhienge, ſondern erſt mit den andern Herren davon ſprechen müßte. Des folgenden Tages ſagte er mir die Erfüllung meines Wunſches zu, unter der Bedingung, daß ich das Tagebuch halten, und bey unſrer Zurückkunft an den Gouverneur abgeben ſollte. *)

 Den

*) Denjenigen Leſern, die ſich vielleicht wundern möchten, eine ziemlich weitläuftige Reiſebeſchreibung hier zu finden, von welcher der Titel nichts erwähnt, glaube ich ſagen zu müſſen, daß ich

Den 2ten April reiſten wir ab, mit einer engliſchen Kaufmanns-Brigg von 12 Kanonen und in Begleitung einer Kriegsfregatte. Dieſe brachte uns bis auf die Höhe vom Cap Caſalgat, wo ſie uns verließ, und wir ruhig und ſicher unſre Fahrt bis Abuſchär fortſetzten, woſelbſt wir den 16. April die Anker fallen ließen.

Unſere Reiſe zu Schiffe war nun beendigt. Das Innere von Perſien zu beſehen, giengen wir den 21 April nach Schiras, mit einer Caravane, die aus 30 Perſonen beſtand, und eben in Bereitſchaft war, dahin zurück zu gehen. Zu mehrerer Bequemlichkeit rieth man meinen Herren an, einen Dollmetſcher anzunehmen, deren es hier in Menge giebt. Es geſchah, und wir brachen Morgens 4 Uhr mit der Caravane auf. Der Zug gieng etwas langſam; es war heiß, und die Frachtthiere trieben uns immer den Staub ins Geſicht. Unſere Reiſe war daher beſchwerlich, doch hielten uns unſre Begleiter dadurch ſchadlos, daß ſie uns über jeden uns aufſtoßenden Gegenſtand Auskunft ertheilten. Wir hatten dieſen Tag 3 Farſangs, deren 10 auf einen Grad gehen, zurückgelegt, und brachten die Nacht in einem Krahn (Wirthshauſe) zu.

Den 22ſten früh um 3 Uhr machten wir uns auf. Nach einem Marſch von 2 Meilen langten wir im Dorfe Beerzguhn an, wo wir unſer Frühſtück zu uns nahmen. Wir hatten bis hieher einen angenehmen Weg zurückgelegt. Beerzguhn hat 300 ſchöne Gebäude und 3 Moſcheen, iſt mit einer Mauer und vielen Thürmen umgeben, welche ſtark mit Wache beſetzt ſind. Es ſtehet unter Schiras, und ein alter Capitain iſt Befehlshaber daſelbſt. Dieſer behielt bis zu unſerer Abreiſe unſre Päſſe. Nachdem wir unſre Thiere getränkt und unſre Päſſe hatten abholen

ich anfänglich Willens war, ſie beſonders herauszugeben, mich aber nachher anders beſann, weil ich glaubte, es ſey beſſer, die Geſchichte meiner Reiſen in chronologiſcher Ordnung folgen zu laſſen.

holen laſſen, ſetzten wir unſre Reiſe fort, und kamen Nachmittags um 5 Uhr im Dorfe Jmlakil an, wo wir Nachtlager hielten. Wir hatten an dieſem Tage mit unausſtehlicher Hitze und vielem Sande zu kämpfen.

Den 23. früh um 2 Uhr ſetzten wir unſern Weg wieder fort, und erreichten nach $1\frac{1}{2}$ Farſang das Dorf Daulâkir, wo wir unſre Päſſe zeigen, Zoll abgeben und unſere Waaren viſitiren laſſen mußten. Das Dorf hat 30 Häuſer, die ſehr ſchlecht gebauet ſind. Man ſagte uns, daß wir von hier aus ſchlechten Weg hätten, daher mietheten meine Herren Pferde. Wir mußten durch einen ſo engen Paß, daß wir Noth hatten, mit den Pferden durchzukommen. Dieſer Paß führte uns an den Fuß eines Gebirges, wo wir bis Abends 11 Uhr liegen blieben. Nun erſtiegen wir unter Gefahren aller Art den Berg, der ſo locker war, daß uns große Stücken entgegen fielen, indem wir im Hinaufklimmen uns mit der Hand an ihn feſt halten wollten. Wir mußten von einem wankenden Stücke auf das andere überſteigen, hatten oft kaum das Vordere mit unſern Händen erreicht, als das Hintere unter unſern Füßen zerbrach, und wir ein Stückchen wieder hinabgleiteten. Unſre Begleiter erzählten uns, daß, wenn es zuvor geregnet hätte, und die Sonne auf den Berg ſchiene, würden die Steine ſo weich, daß über ſie reiſende Caravanen zuweilen gänzlich durch ſie verſchüttet würden, welches nur noch vor kurzem der Fall geweſen ſey. Dieſe Erzählung vermehrte unſre Angſt unbeſchreiblich. Dieſer Weg dauerte 3 Farſangs, und ſo lange hatten wir mit Gefahr gekämpft, und waren von Angſt gefoltert worden.

Auf dem Berge lagerten wir uns, um unſre Kräfte wieder zu ſammeln. Durch den Anblick der ſchönſten und fruchtbarſten Ebenen wurden wir für alles ausgeſtandene Ungemach reichlich belohnt.

Den 25. Morgens um 2 Uhr ſetzten wir unſere Reiſe über einen andern Berg fort, der viel höher, aber beſſer zu er-

erſteigen war, als der vorige. Die Füße meiner Herren hatten am vorigen Tage das ganze Ungemach der Reiſe empfunden. Sie dangen ſich daher von einem mit uns reiſenden Knechte auf 5 Tage ein lediges Pferd. So bald dieß der Tſcheharvadarch, das Oberhaupt der Kafila (Caravane) erfuhr, verbot er dem Knechte, ihnen das verſprochene Pferd zu erlauben, ob ſie ſich ſchon erboten, dem Oberhaupte ſo viel zu bezahlen, als dem Knechte. Die Nothwendigkeit gebot ihnen alſo, den Weg zu Fuße anzutreten. Sie zogen ihre Stiefeln ab, und Spuren von Blut bezeichneten den ganzen Weg über den Tritt ihrer Füße.

Wir hatten mit weniger Gefahr, aber doch mit Noth und Mühe den Berg erſtiegen, trennten uns nun von unſerer Kafila, verließen uns auf unſern Dollmetſcher, und kamen des Abends, um 8 Uhr, nach einem langen und beſchwerlichen Wege, nach Kommeritſch. Dieſes Dorf hat 250 Feuerſtellen, und ein Zollamt, in welchem jeder von uns 1 Rupie erlegen mußte. Der Rahdar (Zollbeamte) forderte uns unſere Päſſe ab; da er aber vom Dollmetſcher bedeutet wurde, daß wir uns einige Tage hier aufhalten würden, bekamen wir 2 Mann Wache. Unſre Kafila war ſchon einige Stunden vor unſerer Ankunft vorüber. Meine Gefährten brachten die Tage mit Heilung ihrer Füße zu, welches ihnen durch Hülfe des Wirths glücklich gelang. Der Wirth war mit nichts, als mit den gewöhnlichen Speiſen des Landes, das iſt Milch und Datteln verſehen; aber doch ſo gefällig gegen uns, daß er uns einen Boten beſorgte, der uns um ein geringes Lohn aus der nahe gelegenen Stadt Kafferuhn Hammelfleiſch herbeybrachte, das auf perſiſche Art, in Milch und Datteln gebraten, uns einige wohlſchmeckende Mahlzeiten gewährte.

Den 28. früh um 6 Uhr brachte uns die Wache einen Freyſchein von hier bis Schiras. Sie erhielt von uns

uns 2 Rupieen, und wir begaben uns ſogleich wieder auf die Reiſe. Ein guter Weg brachte uns ſchon um 11 Uhr Mittags in das Dorf Dofern, wo wir eine Stunde anhielten und die ſchöne Ebene beſahen. Hier lieferte Alexander den Perſern eine Schlacht, die 18 Stunden dauerte. Wir erreichten von hier gegen 6 Uhr Abends die Stadt Kaſſeruhn, nachdem wir an dieſem Tage einen Weg von 5¼ Farſangs zurückgelegt hatten.

Kaſſeruhn iſt eine hübſchgebaute Stadt, ganz offen, und 1½ Farſangs im Umfange. Sie liegt am Fuße des dritten Berges, welchen wir auch erſteigen mußten, hat einen guten Boden zu Gartenfrüchten, erzeugt aber wegen Faulheit der Einwohner nichts als Datteln und etwas Melis (Mais, türkiſcher Waizen). Sie hat wenig Einwohner und nach Verhältniß derſelben viel zu viel Moſcheen. Sie treibt ſchlechten Handel.

Den folgenden Tag brachen wir noch vor Tagesanbruch von hier auf, um in der Kühlung den vor uns liegenden Berg zu erſteigen. Wir hätten dieſer Sorge überhoben ſeyn können; denn die Kälte nahm bis an den Gipfel des Berges immer merklicher zu. Dieſer Berg iſt höher und ſteiler, als die beiden vorigen, und bis an die Hälfte der Höhe mit platten Steinen belegt, die ſo auf einander geſchichtet ſind, daß ſie den Hinanſteigenden zu Treppen dienen. Um die Hälfte der Höhe wendet ſich dieſe natürliche Treppe von Norden nach Weſten in einem Umſchweife, der den Weg um ein merkliches verlängert. Als wir dieſen Weg verließen, wurden wir in ein Gehölz geleitet, das 1 Farſang lang, und mit Eichen und grauen Birken beſetzt war. Aus demſelben traten wir in ein 1½ Farſang langes Thal, das ſo reizend war, daß es uns zur Ruhe einladete. Wir ſetzten uns eine Stunde nieder, nahmen etwas Speiſe zu uns und tranken, zum erſtenmahl in dieſem Lande, Waſſer aus einem hellen, klaren Bache, der ſich das Thal längs hinſchlängelte.

Wir hatten noch einen vierten Berg vor uns; da wir aber ſehr ermüdet waren, ſo beſchloſſen wir die bevorſtehende Nacht auszuruhen. Wir brachten ſie in einem auf der linken Seite des Thals liegenden Dorfe, Phalarad, zu, welches ſehr angenehm liegt und 18 Häuſer hat.

Den 1. May Morgens um 5 Uhr fiengen wir an, den Berg zu erſteigen, welches, die heftige Kälte abgerechnet, wovon wir auf der Hälfte des Weges ganz ſteif waren, ſehr gut gieng. Hier zeigte uns unſer Dollmetſcher eine Menſchenfigur, die aus Steinen und Lehm zuſammengeſetzt war, als Wahrzeichen dieſes Berges. Unſerer Straße ſeitwärts mußten wir in einen $1\frac{1}{2}$ Fuß hohen, hölzernen, und oben mit dickem Eiſenblech beſchlagenen Pfahl ein Opfer zur Ausbeſſerung des Weges legen. Die Einwohner nennen dieſen Pfahl Pira-Sun, die alte Frau. Nachdem wir $2\frac{1}{2}$ Meile zurückgelegt hatten, ſahen wir uns auf dem Gipfel des Berges, den wir mit tiefem Schnee bedeckt fanden. Eine unvergleichlichere Ausſicht hatten wir noch nie geſehen. Vor uns lagen fette Wieſen und blühende Dattelbäume; auf beiden Seiten fruchtbare Thäler, rückwärts der große See von Kaſſeruhn. Wir hätten hier gern noch einige Zeit verweilt und uns an dem Anblicke der ſchönen Gegenden gelabt, wenn uns nicht die Kälte unſern Weg fortzuſetzen geboten hätte. Wir erreichten noch dieſen Abend um 7 Uhr das aus 80 Häuſern beſtehende und in einer fruchtbaren Gegend liegende Dorf Deferdſchin, wo wir Nachtlager hielten.

Den 2ten frühſtückten wir im Dorfe Kuhnſchniruhn. Hier fließt der Fluß Khud-Kuna-Zieruh'n vorüber, und nimmt ſeinen Lauf nach Schiras. Er hat die Breite des Mayns, fließt aber weit ſchneller. Sein Bette iſt viel zu ſehr mit Felſen angefüllt, als daß man die Waaren, die mit vielen Unkoſten nach Schiras durch Kafila's übergebracht werden müſſen, auf ihm bis dahin

dahin transportiren laſſen könnte. Von hier kamen wir durch Zaudäſchin, einem Dorfe von 6 Hütten, deſſen arme Einwohner uns mit nichts als Milch bewirthen konnten. Nach einer Strecke von $1\frac{1}{2}$ Farſang kamen wir nach Tſchinar-Rehades einem ſchönen Dorfe, das 30 Häuſer zählt und deſſen fruchtbarer Boden und ſchönes Waſſer merkwürdig iſt. Wir brachten hier die Nacht unter Wachen zu, weil wir den folgenden Morgen ſehr früh aufbrechen und den nämlichen Tag Schiras noch erreichen wollten. Der Weg bis dahin kam uns ſehr lang vor. Wir ſahen den ganzen Tag die Stadt vor Augen, wurden aber in ſchneckenförmigen Gängen ſo lange herumgetrieben, daß wir die Stadt erſt Nachmittags gegen 3 Uhr erreichten.

Unter dem Thore wurden wir von der Stadtmiliz angehalten, uns unſere Päſſe abgefordert, und, weil wir uns deſſen weigerten, wurden wir zu dem Kaluhnter oder Stadtſchreiber geführt, der uns dieſelben abnahm, uns ſtatt derſelben einen Zettel gab, mit welchem wir durch eine Wache zu dem Dorogal, oder Polizeyrichter geführt wurden. Von dieſem erhielten wir wieder ein Blatt Papier mit dem Stadtwappen, das wir in dem Kerim-Khaniſchen Karavanſerey abgeben mußten. Dieſes vortreffliche Gebäude iſt ein vollkommenes Quadrat, welches auf jeder Seite 670 Fuß beträgt. In den 2 Stocken, womit es überbaut iſt, hat es 316 prächtige und bequeme Logis. Es ſteht in der Mitte des Marktes, daher auch der Erdſtock deſſelben zu lauter Kaufmannsläden angelegt iſt. In ſeinem geräumigen Hofe ſind Stallungen für Pferde, und Stuben für deren Wärter angebracht, die gewöhnlich mit Karavanen angefüllt ſind. Kerim Khan iſt der Erbauer deſſelben und der jedesmahlige Regent, jetzt Dſchanfar-Khan ziehet ſeine Einkünfte. Viermahl des Jahres werden die Kaufmannsgüter des Khan, die er aus Indien und andern Gegenden kommen

 läßt

läßt und ſeine erhaltenen Geſchenke in dieſem Gebäude zum Verkauf ausgeſtellt. Es wurden uns hier verſchiedene Zimmer gezeigt, und nachdem wir uns eins davon gewählt, mit Möbeln verſehen und ein Aufpaſſer zu unſerer Bedienung beſtellt. Wir zahlten am Ende für Stube und Kammer 3 und für den Bedienten ½ Rupie.

Schiras, die Hauptſtadt dieſer Provinz, hat 1¼ Farſang im Umfange, liegt unter dem 29°30′ nördlicher Breite, in einem reizenden und fruchtbaren Thale, das 11½ Farſangs in der Länge, und 5¼ in der Breite hat, und iſt mit einer 25 Fuß hohen und 9½ Fuß dicken Mauer umgeben, rundum mit Thürmen beſetzt, deren jeder in Kriegszeiten 20 Mann Soldaten einnimmt. Da die Stadt außer dieſer Mauer noch mit einem tiefen breiten, und ſtets mit Waſſer angefüllten Wallgraben umgeben iſt, ſo möchte es ſchwer werden, ihr beyzukommen. Sie wird in 6 Straßen abgetheilt, jede iſt mit 2 Thoren verſehen, und mit 100 Mann Wache beſetzt. Das Commando jedes Thores führt ein Khan (Officier) dem es bey Verluſt ſeines Kopfes nicht erlaubt iſt, einen Fremden das Thor ohne Paß paſſiren zu laſſen. Als wir den 2ten Tag unſers Aufenthaltes durch das Thor gehen wollten, wurden wir angehalten, und zum Stadtſchreiber gebracht, wo wir Päſſe erhielten, die uns die Erlaubniß verſchafften, vor das Thor zu gehen. Beym Eingange wurden uns unſre Päſſe wieder abgenommen; wir erhielten ſie aber den darauf folgenden Morgen mit dem abermahligen Stempel des Commandanten zurück. So wurden ſie alle Tage durch einen Soldaten eingehändiget, deſſen Mühe wir mit einem geringen Geſchenke vergalten.

Der Commandant wohnt in der Citadelle, einem großen Gebäude, das, von Kieſeln und Backſteinen aufgeführt, an dem obern Ende der Stadt liegt. Es bildet ein reguläres Quadrat, von 180 Fuß. Acht hohe runde Thürme und ein Graben, 20 Fuß breit, und 24 Fuß

tief machen es ſehr feſt. Es iſt mit in die Ringmauer der Stadt eingeſchloſſen. Nebſt dem Commandanten liegen auch noch alle Soldaten des Dſchanfar Kahns in dieſer Citadelle, eine Beſatzung, welche ſich auf 4500 Mann beläuft. Dem Caſtelle gegenüber hat es eine treffliche Gallerie, auf welcher täglich 100 Perſonen 4 Stunden lang für den Commandanten Muſik aufführen.

Dieſe Gallerie iſt ein Stock hoch, und im Quadrat 100 Fuß. Der Eingang geht durch eine offene Halle, die auf beyden Seiten mit Bäumen beſetzt iſt. Außer den Saal für die Muſik, begreift ſie auch noch, rechter Hand, den Audienz-Saal. Das ganze Gebäude iſt inwendig und auswendig bemahlt. Der Erdboden iſt mit weiſſem und rothgeſtreiftem Marmor belegt, woraus auch die Treppen, die eine halbe Schnecke bilden, beſtehen. Der Saal iſt mit Bildniſſen alter Kahns und anderer berühmter Männer behangen, die wir aber nicht ſehen konnten, weil ſie mit Tüchern behangen und dem Aufſeher bey Lebensſtrafe verboten wird, irgend eins derſelben zu enthüllen. Wir ſahen vier ſchöne große Spiegel, in goldene Rahmen gefaßt, von denen uns geſagt wurde, daß ſie ſo ſchwer Gold gekoſtet haben ſollten, als ſie ſelbſt ſchwer wären. Die Fenſter des Audienzſaals gehen nach der Stadt, die des Muſikſaals nach der Citadelle. Bey dem Eingange fanden wir 3 Springbrunnen, wovon aber nur einer ſpielte. Dieſes Gebäude hat dem Kerim Khan ſeinen Urſprung zu danken.

Die Straßen der Stadt ſind eine wie die andere, an beyden Seiten der Häuſer mit Mauerſteinen, 6 Fuß breit, für Fußgänger belegt. Der Fuhrweg, mit Kieſelſteinen gepflaſtert, iſt 45 Fuß breit. Die Häuſer ſind 1, auch 2 Stock hoch, nach morgenländiſcher Art gebauet. Aus ihren Brunnen fließt theils das Waſſer von ſelbſt, theils muß es aus einigen gezogen werden. In der Mitte einer jeden Straße befindet ſich ein eigenes Haus, in welchem die

die Werkzeuge zu Feueranſtalten verwahrt werden. Im Fall einer Feuersgefahr verlieret jeder männliche Einwohner der Stadt, wenn er in ſeinem Hauſe, und nicht bey den Löſchanſtalten getroffen wird, die Naſe; es wäre denn, daß das Feuer nahe an ſeinem Hauſe wäre. In und außer der Stadt zählt man 114 Moſcheen, die zum Theil ſehr prächtig gebauet ſind. Mit Ausſchluß der Juden, iſt es jedem Fremden erlaubt, das Innere derſelben zu beſehen. An dem obern Theile der Stadt auf der Zwohl-Straße liegt der ſogenannte Schaufe-Tempel, welcher ein Quadratgebäude von 150 Fuß iſt, das den Kerim-Khan zu ſeinem Erbauer hat. Es enthält 16 Zimmer, in welchen die Andacht verrichtet wird, an denen mit allerhand Farben, meiſt aber mit Gold bemahlten Wänden Reime und Sinnbilder angebracht ſind. Die Moſchee iſt, ſowohl, als alle Zimmer derſelben, mit weiſſem Marmor belegt, und an den Seiten Mannshoch mit porcellanenen Platten getäfelt.

In geringer Entfernung von dieſer Moſchee fanden wir ein kleines aber ſchönes Gebäude, das von 3 Mollah's oder Prieſtern bewohnt wurde. Seinen Urſprung hat es, ſo wie die Moſchee, zu der es gehört, dem Kerim-Khan zu verdanken. Als wir es ſahen, war es noch ganz neu.

Die nicht weit vom Marktplatz ſtehende Moſchidinuh oder neue Moſchee ſoll die erſte dieſer Stadt geweſen ſeyn. Ihre Wände ſind mit einer ſchönen Glaſur überzogen, und da ſie an einem Platze ſtehet, wo ſie der Rauhheit der Witterung nicht ausgeſetzt iſt, ſo iſt ſie noch ſo ſchön, daß mit ihrem äußern Anſehn das der neuen, von Kerim-Khan erbaueten in keine Vergleichung kömmt. Ihr Aeußeres bildet einen halben Cirkel, in deſſen Mitte ſich ein Thurm ſchon in weiter Entfernung zeiget. Sie hat, wie die erſtre, auf den Seiten Betzimmer, die bis auf 2, welche mit einer Halle und Gitter umgeben ſind,

ganz offen da ſtehen. Die Wände ſind mit alten Kufiſchen Charakteren bemahlt, die aber niemand mehr leſen kann, weil dieſe Sprache ausgeſtorben iſt. In der Mitte des Gebäudes iſt eine große Terraſſe für die Prieſter. Vor dem Eingange von der Marktſeite ſtehen 2 Cypreſſen, welche die älteſten des Landes ſeyn ſollen.

Ueber dieſer Moſchee ſteht ein altes, verfallenes Gebäude, 2 Stock hoch, und 30 Fuß lang, welches deswegen merkwürdig iſt, weil es ehedem die Schule war, in welcher alle Künſte und Wiſſenſchaften gelehrt wurden. Jetzt wohnt ein Silberſchmidt in demſelben, ob es ſchon noch den Namen Medreſſa Khan, Schule des Khans führt. Statt derſelben iſt ſchräg gegen über eine andere Schule errichtet, in welcher Jünglinge täglich 2 Stunden im Lanzenwerfen, Ringen und Fechten geübt werden. Das Gebäude wird von den Beiträgen der Scholaren, deren jeder Monats eine halbe Rupie an den Lehrmeiſter zahlen muß, unterhalten.

Merkwürdig iſt das, nicht weit davon liegende, Badehaus, welches bloß für den Khan und die Vornehmſten der Stadt iſt. Es iſt nur 1 Stock hoch, ſeine Länge aber beträgt 118 Fuß. Seine 18 Zimmer, wovon 10 im obern und 8 im Erdgeſchoß, ſind alle vortrefflich ausgemahlt und mit Marmorplatten belegt. Der Waſſerbehälter iſt von Marmor und ſtellt ein Achteck vor, welches 30 Fuß im Umfange hat. Im obern Stock iſt des Khans Badezimmer mit reichen Tapeten behangen. Von der Mitte der Decke reicht ein Arm herab, der eine große ſilberne Lampe in der Hand hält; die Decke ſelbſt ſtellt den blauen Himmel vor.

Einige Schritte weiter, auf der nämlichen Straße, befindet ſich ein Spital für Kranke und verarmte Perſonen, ein Gebäude, das 20 Schritte lang und 2 Stock hoch iſt. Es beſtehet aus 4 Zimmern. Die untern ſind bloß für arme Kranke, welche zu achtzigen in jedem Zim-

Zimmer rechts und links auf ſchönen Matten liegen. In der Mitte eines jeden Zimmers iſt eine Terraſſe, auf welcher der Prieſter 2 mahl des Tages Gottesdienſt für die Kranken halten muß. Ihre Pflege und Heilung iſt gut. Dreymahl des Tages beſucht ſie der Arzt und ſtattet Abends dem Khan den genaueſten Rapport von ihrem Befinden ab. In 2 Zimmern des obern Stocks wohnen Verarmte und unvermögende Alte. Erſtere vornämlich müſſen die Stuben der Kranken reinigen, und ihnen ſelbſt die nöthige Pflege gewähren. Sterben die Kranken, ſo haben jene die Pflicht auf ſich, ſie zu beerdigen. Bey dem Eingange, rechter Hand wohnt in einem kleinem Gebäudchen die Frau, welche die Wäſche der Kranken beſorgen muß, die ſie zum öftern weiß bekommen. In einem eben ſolchen gegenüberliegenden Gebäudchen wohnt der Aufſeher, der außer dem Arzte zur Herbeyſchaffung der Kräuter und Zubereitung dieſer und anderer für die Kranken nöthigen Dinge gehalten wird. In der Mitte des Hofes iſt ein 8 Fuß hohes und 18 Fuß langes Badehauß mit aller möglichen Bequemlichkeit für die Kranken angelegt. Ganz kranke Perſonen werden vermittelſt einer Winde, woran eine Art Lehnſtuhl befeſtiget iſt, ſanft in das Waſſer hinabgelaſſen. In eben dieſem Badezimmer befindet ſich ein kleiner Verſchlag, der geheizet werden kann und ſtatt der Schweißſtube gebraucht wird. Der daran gränzende Garten iſt mit Dattelbäumen, Buſchbirken und Gartenfruchtbäumen beſetzt. Man nannte dieſes Gebäude noch vor wenig Jahren die goldene Lampe, und hielt es ſehr heilig, weil es dem Bruder eines ihrer Seeten-Häupter zum Mauſoleum diente; da aber das Hoſpital abbrannte, ſo beſtimmte Kerim-Khan jenes Haus dazu und verwandete die Summen, die aus den Zimmern deſſelben, ſo wie die Abgaben, die von Fremden genommen werden, zu deſſen Unterhaltung.

Weiter

Weiter unter demſelben nach der Citadelle ſieht man das Taxhaus, ein altes großes Gebäude. Die 9 Poli-cey-Richter, die hier ihre Sitzung halten, beobachten in Anſehung des Ein- und Verkaufens die ſtrengſte Ordnung. Alle Waaren, welche in die Stadt gebracht werden, müſſen in dieſes Haus gebracht, und den Richtern zur Taxation vorgelegt werden. Montag und Donnerſtag ſind die beyden Markttage. Nachdem alle Waaren in gehörige Taxation genommen ſind, geht ein Ausrufer, in der einen Hand einen kupfernen Teller, in der andern einen Hammer, mit welchem er an den Teller ſchlägt, über die Marktplätze und macht mit lauter Stimme den Preis der Waaren öffentlich bekannt, und dann erſt iſt es erlaubt, zu verkaufen. Auch von den Einkäufern muß eine ſtrenge Ordnung beobachtet werden. Der vornehmere Bürger und Officier darf nicht eher als bis nach 9 oder 10 Uhr kaufen, damit ſich der Aermere vorher mit dem Nöthigen verſorgen kann. Damit kein feiles Gewerbe aus dem Handel mit Früchten oder Küchengewächſen entſtehe, ſo iſt es keinem erlaubt, damit zu handeln, als dem es ſelbſt zuwächſt. Ein Uebertreter der Taxe wird das erſtemahl mit 30 Stockſchlägen auf die Fußſohlen, das zweytemahl mit Abſchneiden der Ohren und Naſe und Infamie beſtraft. Das gelößte Geld und die noch vorhandenen Waaren fallen dem Hoſpital zu.

Auf der andern Seite der Stadt haben die Chriſten ein Bethaus, welches den armeniſchen Kaufleuten von dem Khan, Mahomed Gatray dem 2ten, gegen einen jährlichen erträglichen Zins zu errichten erlaubt worden iſt. Im Vorbeygehen kann ich nicht unangemerkt laſſen, daß zur Zeit meines daſigen Aufenthaltes allgemein behauptet wurde, daß dieſer Khan nicht nur ein Freund der Chriſten, ſondern auch ein Anhänger des Chriſtenthums ſelbſt ſey. Man verſicherte überdieß noch, daß, durch das Beyſpiel dieſes Khans bewogen, mehr als

20000 Menſchen dem Mahomedismus entſagt hätten, und heimliche Anhänger des Chriſtenthums wären. Nur die häufigen Revolutionen und ihre eigene Schwäche ſollen ſie noch abhalten, ſich öffentlich für daſſelbe zu erklären. Unter die unzuverläſſigen Sagen rechne ich Nachſtehendes: daß man ihnen von Seiten einer chriſtlichen Europäiſchen Nation habe antragen laſſen, man wolle ihnen zu ihrem Vorhaben Schutz und Beyſtand gewähren; und daß ſie dieſer zur Antwort gegeben hätten: die chriſtliche Religion predige ihnen Liebe, alſo wäre es ihnen nicht erlaubt, unter ihren Mitbürgern Mord und Todſchlag anzurichten; ließen ſie dieſe in Ruhe leben, ſo würden ſie ſelbſt ihnen nichts in Weg legen; ſollten ſie aber einmahl von ihnen gedrückt werden, ſo würden ſie ſich allein ſelbſt ſtark genug fühlen, ihnen zu widerſtehen. Ohne dieß weiter zu unterſuchen iſt es gewiß, daß man bey vielen Bibeln und chriſtliche Erbauungsbücher findet, die allerdings eine Vorliebe zum Chriſtenthume zeigen. Sollte der Khan in Schiras länger leben, ſo ließe ſich für das Chriſtenthum viel von ihm erwarten.

Die Stadt wird in 12 Quartiere eingetheilt; über jedes befiehlt ein Oberhaupt, das von allem, was vorgeht, dem Stadt-Regenten Nachricht giebt, jedes ſtrafbare Vergehn wird von dieſem ſogleich auf der Stelle beſtraft.

An keinem Orte der Welt können die Juden ſo ſchlecht behandelt werden als hier, und dennoch beläuft ſich ihre Menge auf 3000. Sie müſſen ausnehmend ſchwere Abgaben entrichten; der kleinſte Betrug, den ſie verüben, wird zum erſtenmahle mit ſchwerem Gelde, und das zweytemahl mit dem Verluſte der Naſe und Ohren beſtraft, und wegen wider ſie verübten Vergehungen, Criminal-Verbrechen ausgenommen, wird nicht einmahl eine Klage von ihnen angenommen. Der ſchlechteſte Winkel der Stadt gegen Nordweſt iſt ihnen zur Wohnung angewieſen.

Wir

Wir hatten uns bereits 14 Tage hier aufgehalten und waren immer mit dem Anſchauen der Merkwürdigkeiten der innern Stadt beſchäftiget geweſen. Jetzt fiel es uns ein, auch die Merkwürdigkeiten außer derſelben in Augenſchein zu nehmen. Es iſt bereits gemeldet worden, daß man ohne ausdrückliche Erlaubniß ſich nicht vor das Thor begeben dürfe. Wir ſchickten daher unſern Dollmetſcher mit dem Paſſe zu dem Richter, um ihn noch einmahl unterſiegeln zu laſſen. Dieſem war indeſſen Verdacht wider unſre Perſonen beygebracht worden, und man hatte ihm geſagt, daß wir keine Kaufleute, wohl aber Officiere eines fremden Monarchen wären. Er gieng alſo mit unſern Päſſen zu dem Dſchanfar Khan, und brachte ihm den Verdacht wider uns bey, den er ſelbſt hegte. Dieſer ſchickte uns einen Officier, der uns bedeuten mußte, daß uns zwar die Päſſe nicht vorenthalten werden ſollten, nur möchten wir ſo wohl thun, unſern wahren Stand aufzuſchreiben, indem er zweifele, daß wir das ſeyn möchten, wofür wir uns ausgegeben hätten. Ohne lange nachzuſinnen übergab der Gouverneur unſre Päſſe. Damit befriedigt gieng der Officier wieder zu ſeinem Commandanten zurück, von dem wir nach kurzer Zeit auf das höflichſte eingeladen wurden. Er nahm uns äußerſt artig auf, und verwies es uns freundſchaftlich, daß wir uns ihm nicht gleich anfänglich zu erkennen gegeben hätten. Er bewirthete uns nicht nur ſehr gut, ſondern zeigte uns auch alle ſeine Schätze und Koſtbarkeiten, nebſt ſeiner Bibliothek, die aus 4000 Bänden beſtand, unter welchen viele chriſtliche Werke waren. Auch führte er uns in eine kleine Moſchee, die an ſeinem Hauſe ſtand, von außen einer Moſchee, von innen aber einer Capelle gleich, mit vielem Geſchmacke angelegt, und mit Gemälden geziert war, die dem Innern ein ſchönes Anſehen gaben, deren Deutung wir aber nicht verſtanden. Beym Herausgehen fragte er, wie uns ſein Bethaus ge-

gefallen habe? Wir konnten nicht anders, als ihm unſern Beyfall bezeigen, den er mit Feinheit aufnahm, und uns zuletzt ſagte: Durch Hülfe des großen Gottes hoffe ich mit der Zeit alle übrigen darnach umzuformen. Nach einer langen freundſchaftlichen Unterhaltung reichte er uns beym Sonnenuntergang unſre Päſſe, gab uns 2 Mann zu unſrer Sicherheit, und entließ uns mit Güte und Wohlwollen.

Als wir am 5ten May auf dem Wege waren, das Grab des berühmten Dichters Hafizs zu beſehen, ſtieß uns auf der Hälfte deſſelben ein ſchönes Gebäude auf, und da wir erfuhren, daß es jedem, der einen Paß bey ſich hätte, frey ſtehe, es zu beſehen, ſo ermangelten wir nicht, uns die Gelegenheit zu Nutze zu machen. Wir fanden in demſelben 4 Zimmer, die ſehr einfach waren, aber in ihrer Bauart, Einrichtung und Mahlerey viel Geſchmack verriethen. Das Gemählde einer Decke ſtellt ein aufſteigendes Donnerwetter vor, bey welchem der Blitz neben einem Schlafenden in die Erde fährt; ſehr ſchön nach der Natur gezeichnet.

Wir erfuhren, daß dieſes Gebäude der verſtorbene Kerim Khan habe aufbauen, der jetzige erneuren laſſen, und daß er ſich deſſelben zum Sommeraufenthalt bediene.

Wir hatten von hier noch ¾ Stunden zu dem Grabmahle des Dichters Hafiz. Eine angenehme Fruchtbaumallee führt von hier zu demſelben, die ſo dicht iſt, daß kein Sonnenſtrahl durchbrechen kann. Bey damahliger großer Sonnenhitze befanden wir uns in dem Schatten ihrer Bäume ſehr wohl. Das Grab des berühmten Dichters iſt in der Mitte eines großen Gartens, den der verſtorbene Kerim-Khan erſt um die Grabſtätte deſſelben hat errichten laſſen. Die Gänge des Gartens ſind mit ſehr hohen Cypreſſen beſetzt und der Fußſteg mit rothgeſtreiftem Marmor belegt. In der Mitte des Gartens, ſtehet eine große Halle, welche regelmäßig aufgeführt, und

und woran Bildhauer und Mahler ihre Kunſt erſchöpft zu haben ſchienen. Sie hat 3 Zimmer, jedes von andrer Farbe, das eine roth, das andere blau, das dritte grün, die aber ganz von Möbeln entblößt ſind. Vor dem Eingange iſt ein Springbrunnen, der jedoch damahls nicht ſpielte. In einer Entfernung von 30 Schritten, unter 16 großen und dicken Cypreſſen befindet ſich das Grab des Dichters, das mit weiſſem Marmor überbauet iſt. Dieſes Monument hat 8½ Fuß in der Länge und 4½ in der Breite. An den Seiten ſind einzelne Buchſtaben eingehauen, die wir aber, weil ſie abbrevirt waren, nicht leſen konnten. Hinten an den Garten ſtößt der Fluß Rocknabad; ein beträchtlicher Fluß, der aber im Sommer ſo eintrocknet, daß man trockenes Fußes durchgehen kann.

Anderthalb Stunde von hier, an einem Buſche, ſahen wir den Grund zu einem Luſtſchloſſe angelegt. Es befand ſich auf einer ſchönen Anhöhe, von welcher man auf 2 Meilen im Umkreiſe eine reizende ſchöne Anſicht genießt. Auf dieſem Platze ſoll zuvor die ſchöne Laube Mosellöhes geſtanden haben.

Eine halbe Stunde von hier nordwärts liegt ein ſchönes Gebäude, 2 Stock hoch, 56 Fuß lang, und 20 breit. Es begreift 7 Zimmer in ſich. Die Sage iſt: Dieſes Gebäude haben 7 aus Armenien vertriebene Brüder erbauet, die, ohne die geringſte Gemeinſchaft mit andern zu haben, ihre Lebenszeit unter einander beſchloſſen; einer habe immer den andern begrabeu, und endlich ſey der Letzte zu den Gräbern ſeiner Brüder gegangen und habe allda ſein Leben beſchloſſen. Siebenzig Jahr hatte dieſes Haus bereits geſtanden, ohne daß ſich jemand ſonderlich darum bekümmerte, bis es endlich Kerim-Khan an ſich zog, es wieder ausbeſſern ließ, und über das Grab der langverſtorbenen Brüder eine Halle von 27 Fuß lang, 17 breit und 40 hoch aufbauen ließ. Sie

beſteht bis zur Hälfte aus weiſſem Marmor, und iſt auf allen Seiten mit ſchönen Gemählden gezieret. Das Gebäude umgeben Cypreſſen. Gleich hinter der Halle liegt ein angenehmer Garten, der 80 Fuß lang, und 20 breit iſt, und nur 2 Gänge hat. Am Ende des Gartens entſpringt eine Quelle, die von 7 Cypreſſen umſchattet wird. Man ſagt, daß jeder jener 7 Brüder eine dieſer Cypreſſen gepflanzt habe. Wir brachten die Nacht bey dem Aufſeher des beſchriebenen Hauſes zu.

Den 6ten begaben wir uns nach dem Garten dis Guſhair oder Verjüngung des Herzens, der anderthalb Stunde von hier entfernt iſt. Eine ſchöne Allee von niedrigen Birken führte uns zu demſelben. Der Garten ſelbſt liegt in einer ſehr angenehmen Gegend am Ende des Schuabsberges, aus dem eine Quelle entſpringt, die ſehr bald zu einem 5 Fuß breiten Fluſſe anwächſt. In der Mitte des Gartens, der $\frac{1}{4}$ Stunde lang iſt, ſtehet ein einfaches Sommerhaus. Nahe an demſelben wird das Flußwaſſer in ein ſteinernes Becken, und von da, in einem gemauerten Canal, durch den ganzen Garten geleitet. Divan Khan hat ihn anlegen laſſen und ein abgedankter Officier erhält ihn jedesmahl zu ſeiner Wohnung.

Dreyviertel Stunden von hier oſtwärts iſt des zweyten berühmten Dichters Haſchings Grab zu ſehen. Es iſt ein einfaches Gebäude ein Stock hoch, 50 Fuß lang und 16 breit. Einige Blumen und Sträucher machen hier die ganze Zierde aus. Nahe an demſelben ſieht man einige Grabeshügel, in welchen die Gebeine von Haſchings Freunden ruhn, die ſich ihm zu Liebe dieſe Ruheſtätten erwählt haben. Er ſelbſt erkohr ſich noch bey ſeinen Lebzeiten dieſen Ort zu ſeiner Beerdigung, ließ ſich auch ſchon ſeinen Sarg in Stein aushauen, der noch bis jetzt hier zu ſehen iſt.

Eine und $\frac{1}{4}$ Stunde von hier zur linken Hand trafen wir einen merkwürdigen Canal, der unter der Erde fort lief. Wir mußten 7 ſteinerne Stufen unter die Erde ſteigen, ehe wir in ein achteckigtes Gebäude kamen, welches 80 Fuß im Umfange hatte, durch welches der Canal geleitet wurde. Das Gebäude iſt maſſiv von Steinen aufgeführt, und dienet zu einem treflichen kalten Bade. Das nemliche Waſſer, in welchem viel Fiſche gefangen werden, verſorgt die ganze Gegend um Schiras. König Gemſchihd ſoll noch der Erbauer des Canals und des Hauſes geweſen ſeyn. Wir begaben uns dieſen Abend wieder nach der Stadt.

Den 8ten des Morgens wanderten wir nach dem Grabe des verſtorbenen Wäkihl, Kerim Khans zweyten Sohne, welches eine halbe Stunde von der Stadt liegt. Es iſt mit einem ſchönen Gebäude überbauet, das ein Stock hoch, 26 Fuß lang, und 12 breit iſt. In dem obern Theile ſind 2 Zimmer, die mit reichen Tapeten geziert und deren Decken ſehr ſtark vergoldet ſind. Der Boden derſelben iſt mit weiſſem Marmor belegt, welcher in viereckigten Tafeln von $1\frac{1}{2}$ Fuß in einander geſchichtet iſt. In dieſem lieſt man in goldenen Buchſtaben: Wäkihl Kerim Khan, Abdurrahim Khans 12 Jahr alt. In dem untern Theile des Gebäudes iſt das Grab des Prinzen, ganz von Marmor gebaut und ringsherum mit goldenen Buchſtaben und Characteren verziert. Es begreift 8 Fuß in der Länge und $7\frac{1}{2}$ in der Breite.

Noch dieſen Nachmittag beſahen wir auf dem Rückwege einige Gärten, welche nahe an der Stadt lagen, und zum Vergnügen der Einwohner angelegt ſind. Sie beſtehen aus langen ſchmalen Gängen, die mit Cypreſſen und Sykomor-Bäumen beſetzt ſind. Man findet in denſelben alle 30 Fuß eine Ruhebank; in der Mitte Fontainen mit lebendigem Waſſer, und zwiſchen den Bäumen hier und da einzelne Blumenſtücke. Man kann in allen Milch und Datteln bekommen.

Bey unſerer Ankunft zu Hauſe wurden wir durch unſern Aufpaſſer zum Commandanten auf den folgenden Morgen zu einem Frühſtück eingeladen. Da wir uns vorgenommen hatten, dieſen Tag noch mancherley zu beſehen, nahmen wir ſeine Einladung ungern an. Wir wurden von ihm mit der gewöhnlichen Güte aufgenommen. Sein vorzüglichſtes Anliegen beſtand diesmahl darinnen, daß er uns einige katholiſche Bücher zeigte, welches unſers Bedünkens Meßbücher waren, worüber er einige Erläuterung verlangte. Da keiner von uns der katholiſchen Religion zugethan war, ſo konnten wir ihm auch wenig Aufklärung geben; doch unterrichteten wir ihn von Chriſto und ſeiner Mutter, ſo gut wir konnten. In Religionsgeſprächen begriffen blieben wir bey ihm bis zum Mittage, und wurden nun auch von ihm zur Tafel genöthiget. Da wir uns endlich von ihm verabſchiedeten, fragte er uns, was wir den folgenden Morgen zu beſehen gedächten? Wir antworteten ihm, daß wir den berühmten Pallaſt in Augenſchein zu nehmen Willens wären, und er war ſo gefällig, ſich uns zum Geſellſchafter anzubieten.

Schon früh um 6 Uhr ſtanden 4 geſattelte Pferde vor unſrer Thür, ein Dollmetſcher ſtieg ab, und benachrichtigte uns, daß der Commandant unſrer bereits wartete. Wir ſtiegen auf und eilten zu ihm, wurden abermahls mit einem Frühſtück bewirthet und traten hierauf mit dem Commandanten, 6 Officieren, und 16 Mann Reitern, unſere Reiſe an. Wir wunderten uns nicht wenig über die ſtarke Bedeckung, erhielten aber von dem Commandanten zur Antwort, daß er ohne Bedeckung nie ausreite, und ſich ſeit 4 Jahren wohl keine Farſang weit von der Stadt entfernet habe. In dem Dorfe Zatleyte hielten wir Mittag und ließen die Pferde auf den Wieſen weiden. Es enthält 8 Häuſer, die alle gut gebauet ſind, liegt in einem ſchönen Thale zwiſchen 4 kleinen Bergen und iſt 6 Farſangs von der Stadt entfernt.

Wir

Wir ſetzten von hier unſere Reiſe über das kleine Gebirge fort, ließen Zarben zur Rechten liegen, und kamen gegen Abend in Burſchart an. Das Dorf beſtehet aus 20 Häuſern, hat einen Kalunter oder Oberrichter, der unter Schiras ſtehet, bey dem wir die Nacht über Herberge fanden. Wir wurden von dieſem Manne ſehr gut bewirthet, und brachten in ſeiner und ſeiner 2 Töchter Geſellſchaft bis 12 Uhr ſehr vergnügt zu. Wir waren jetzt 10 Farſangs von Schiras entfernt.

Wir trafen bey unſerer fortgeſetzten Reiſe einen felſigten und bergigten Weg; doch befanden wir uns in unſerer Geſellſchaft wohl dabey. Früh um 9 Uhr erreichten wir Kauzigia, ein Oertchen von 5 Häuſern, das in einem angenehmen Thale liegt, und deſſen Einwohner Wein und Obſt vortrefflich und in Menge bauen. Wir verſorgten uns mit letzterm hinlänglich, und ſetzten unſere Reiſe noch eine Farſang bis an den Fluß Emihr fort, wo wir uns zum Frühſtücke lagerten, und unſre Pferde im hohen Graſe weiden ließen. Dieß war die fruchtbarſte Gegend, die wir auf unſrer jetzigen Reiſe trafen. Der Acker iſt ausnehmend ergiebig, und würde es noch mehr ſeyn, wenn er von den Einwohnern gehörig behandelt würde. Hier ſoll König Darius, als er von dem Alexander geſchlagen wurde, von ſeinem Bedienten ermordet worden ſeyn. Wir ſahen noch eine ſteinerne Säule, womit die Einwohner den Ort ſeiner Ermordung bezeichnen wollen. Wir ſetzten nun über den Fluß, und nachdem wir von Burſchort aus 6 Farſangs zurückgelegt hatten, hielten wir in Neyduſy Nachtlager. Dieſes Dorf von 20 Feuerſtätten liegt ſüdlich von Schiras in einer fruchtbaren Gegend, in welcher vorzüglich viel rother Wein erzeugt wird, und hat einige ſchöne Gärten. Wir hatten von hier bis an die Ruinen des berühmten Pallaſtes noch 3 Farſangs. Hier ſchickte der Commandant Leute

mit Lebensmitteln voraus, auch war er ſchon ſo beſorgt geweſen von Schiras aus, Leute mit Zelten und Feldgeräthſchaften auf einem andern Wege dahin zu ſenden. Wir fanden bey unſerer Ankunft alles in Bereitſchaft; die Zelte waren auf dem Berge Rehumuth, aufgeſchlagen, von welchem die Ruinen des Pallaſtes umgeben werden. Sie ſelbſt ſind auf einer erhabenen geräumigen Fläche erbauet, welche Mordaſcht heißt, von welcher herab man die ganze umliegende Gegend überſehen kann. Eine 150 Stufen hohe Treppe von blauem Marmor führt zu den Säulen des Pallaſtes. Nachdem wir ſie erſtiegen hatten, befanden wir uns vor 2 ſteinernen Portalen, an deren Seiten zwey große ſchöne Sphinxe mit einer Menge von Korallen geziert lagen, und über welchen goldene Inſchriften in alt Perſiſcher Sprache eingegraben waren. *)

Sechzehn Fuß von dieſem Portal an erſtiegen wir eine zweyte 18 Stufen hohe Treppe, die uns zu der großen Säulenhalle führte. Sie iſt von blauen Marmor aufgeführt und mit vieler Bildhauerarbeit verziert. Die Figuren, welche davon noch erhalten ſind, ſtellen meiſt alte Völker vor, mit Gefäßen in den Händen und Kameele vor ſich her führend. Bevor wir an dieſe Halle kamen, ſahen wir auf der Oberfläche der Wand in hocherhabnen Figuren folgende Proceſſion. Voran drey Männer mit bekränzten Kameelen, mit Palmzweigen in den Händen; ihnen folgt eine Menge Menſchen, die eine Decke auf den Weg breiten, und ihn mit Palmſträuchern belegen; dieſen ein Triumphwagen, in welchem ein junger König ſitzt, der ſein Schwerdt über die Beine gelegt hält, in der Rechten einen Vogel, in der Linken einen blauen Straus hält. Dieſer ganze Zug, dem Pferde, Stiere, Widder, u. d. gl.

*) Dies iſt noch die alte aſſyriſche Schrift. In ganz Perſien gab es zur Zeit meiner Anweſenheit nur einen Prieſter, der ihrer mächtig war. Unten werde ich ſeiner weiter erwähnen.

gl. nachgeführt werden, ſoll vorſtellen, wie die Könige als Sieger aus ihren Kriegen zurückzukehren pflegten. *)

Als wir die Treppe erſtiegen, befanden wir uns wieder in einer prächtigen Halle, in welcher wir noch einige Säulen ſahen, die auf 60 Fuß hoch, und mit vieler Kunſt bearbeitet waren.

Zehn Schritte zur Rechten von derſelben iſt ein großes viereckigtes Gebäude, ein Stock hoch und mit der prächtigſten Bildhauer-Arbeit verziert. Vier Fuß hoch ruhet es auf blauem Marmor. Vor der Thüre des einen Zimmers ſtehen auf beiden Seiten 5 Fuß hohe in Stein ausgehauene Männer, welche in ihrer Rechten jeder einen Widder, und in der Linken ein Meſſer halten. Sie ſind noch ganz unbeſchädigt. Das Zimmer hält 16 Fuß im Quadrat und 10 in ſeiner Höhe, es iſt blau ausgemahlt und mit verſchiedenen Sinnbildern und bibliſchen Geſchichten verziert, unter welchen uns vorzüglich Kains Todſchlag und Abſalom an der Eiche ins Geſicht fiel. An der Seite linker Hand wird ein Berg vorgeſtellt, auf welchem ein Altar aufgerichtet iſt, um den viele Menſchen knieen; eine Hand reicht einen Kranz aus der Wolke, den ſie über

M 5 den

*) Dergleichen Proceſſionen waren ſonſt bey der Thronbeſteigung eines Königs ſehr gewöhnlich, und man ſahe bey denſelben Produkte von ſehr vielen Himmelsgegenden. Der Zug gieng in folgender Ordnung. Die 4 erſten Miniſter eröffneten ihn; dieſen folgten Kameele, mit allerley Koſtbarkeiten, Edelgeſteinen, Gold, Silber, u. d. g. beladen. Die begleitenden Sklaven waren in der Tracht des Landes gekleidet, deſſen Produkte ſie führten. Hierauf kamen Maulthiere, welche Weyhrauch, Safran, Zimmtrinde und mehrere koſtbare Gewürze trugen, und wie die Kameele von Sklaven geführt wurden. Ihnen folgten die Einwohner, deren jeder die Produkte ſeiner Kunſt in den Händen trug; dieſen allen endlich die Geſchenke, die der König bey der Thronbeſteigung erhielt. Man kann leicht erachten, daß ein ſolcher Zug aus etlichen tauſend Menſchen beſtehen mußte.

den Altar hält. Vor dem Zimmer des obern Stockes ſtehen ebenfalls zwey hohe in Stein ausgehauene Männer. Der eine hält in beiden, über den Kopf gehobenen, Händen einen Stein, den er wider den Erdboden zu werfen drohet; der andere ſtützt ſich mit dem rechten Arm auf eine Keule and hat ſeine Augen auf ſeinen Nachbar gerichtet. Beide haben lange Bärte, fliegende Haare und ſpitzige Mützen. Dieſes Gebäude hatte bereits ſein Dach verloren, daher das Zimmer der Witterung ſo ausgeſetzt war, daß wir nicht das geringſte von den ſonſt vorhandenen Gemählden der Wände erkennen konnten. Der Boden war mit Leiſten und Capitälern von Säulen angefüllt, ſo daß wir auch nicht ſehen konnten, woraus er beſtand. In der Mitte ſtanden 2 abgebrochene Säulen, ungefähr noch 3 Fuß hoch und 2 in der Rundung.

Dieſer Halle oſtwärts, am Fuße des Berges, ſahen wir ein meiſt in Schutt verfallenes viereckigtes Gebäude, welches, wie uns der Commandant verſicherte, ein Tempel geweſen ſeyn ſoll. Man ſiehet davon noch 4 Thürme, von denen 2 gegen Oſtnordoſt und 2 gegen Weſten ſtehen. An der äußern Seite ſind noch viele Sinnbilder und in Stein ausgehauene Figuren, die aber das Alter mehrentheils unkenntlich gemacht hat. Wir mußten wegen der vielen Trümmer, die von oben herabgeſtürzt ſind, vor dem Gebäude ſtehen bleiben, weshalb wir die Bildhauerarbeit, womit es inwendig verziert iſt, nur von weitem betrachten konnten. Zur Rechten des Einganges zeigten ſich große und kleine Menſchenfiguren, die in Proceſſion mit Körben und Sträußern in den Händen auf einen zueilten, der auf einem Stuhle ſitzend, die Füße auf einem Stiere vor ſich ausgeſtreckt hatte, in der Rechten ein Schwerd, in der Linken einen Kranz hielt. *) In der Mitte

*) Jeder Unterthan mußte dem Könige zur Erndtezeit von den eingeſammelten Früchten eine Abgabe in natura entrichten.

Mitte des Tempels ſaß eine andre Figur auf einem Stuhle, auf deſſen einer Seite Kinder, auf der andern Seite Kränze hiengen, die Figur ſelbſt hielt in der Rechten einen Strauß, in der Linken einen Becher, und auf dem Schooße hatte ſie ein Buch liegen. *) Auf der entgegengeſetzten Seite in einer mit ſchönem Granit ausgelegten Vertiefung der Wand befand ſich eine von weißem Marmor ausgehauene und 7 Fuß hohe Mannsfigur. An einer Säule ſitzend und die Füße auf einen Löwen geſtützt, iſt dieſe Figur mit einem langen Kleide umgeben, hat eine hohe Mütze auf dem Kopfe und einen Gürtel um den Leib gewunden. In ihrer rechten Hand hält ſie ein Gefäß, das einem Rauchfaſſe nicht unähnlich ſieht, in der Linken einen Adler. Bekanntlich bedeutet dieſes religiöſe Sinnbild die Feſtigkeit des Glaubens, wer dieſe beſitzt, tritt den Löwen, den Feind des Glaubens, unter ſeine Füße, und ſchwingt ſich mit dem Adler zu dem größten Weſen der alten Perſer, der Sonne, empor.

Eine halbe Farſang von dieſen Ruinen, nordwärts, liegt auf dem Berge Rehumuth Mudſchilis, oder der Könige Verſammlung, ein hohes Gebäude, das auf 3 Seiten in einer Höhe von ungefähr 16 Fuß hoch auf einer blauen marmornen Mauer ruhet. Auf dieſen 3 Seiten ſiehet man die ſchönſte Bildhauerarbeit. Das Gebäude ruhet auf 3 großen und ſtarken Pfeilern, welche oben mit Figuren reichlich verzieret waren. In einiger Entfernung von dieſen Pfeilern ſieht man eine Mannsfigur, welche in ihrer Rechten einen Bogen, in der Linken eine Kugel hält, welche ſie gegen den ihr überſtehenden Pfeiler zu werfen drohet. Ein Sinnbild der Könige, der Be-

*) Dieſes Bild ſtellt wahrſcheinlich eine Königin vor, die vor kurzem Mutter geworden iſt. Gebahr eine Königin einen Prinzen, ſo wurden 12 Knaben zu ihr gebracht; 12 Mädchen hingegen, wenn ſie von einer Prinzeſſin entbunden wurde.

Beſchützer der Religion, welche den Eidbrüchigen zerſchmettern werden, wie die Kugel, welche dieſe Figur in der Hand hält. Dieſer Figur zur Linken ſteht ein $3\frac{1}{2}$ Fuß hoher und von roth und weiß geſtreiftem Marmor errichteter Altar. Auf dieſem brennt ein Feuer, über welchem eine Kugel ſchwebend hängt. Bekanntlich verehrten die alten Perſer Feuer und Sonne. An den Wänden ſieht man viele treffliche Gemählde; die Vorſtellung, wie Moſes mit ſeinem Stabe wider den Felſen ſchlägt, aus welchem alsdann Waſſer ſpringt, und wo auf Joſua Gebot die Sonne ſtill ſtehet, waren uns davon die bekannteſten. In dieſem Gebäude verſammelten ſich in den alten Zeiten die Häupter des Landes; auch blieb es der Begräbnißort der Könige bis auf die Zeiten des Darius.

An der Südſeite des Gebäudes zeigt man die Oeffnung, die zu dem Orte führt, in welchem die Leichname der Könige liegen.

Die Mündung des Eingangs iſt in einen Felſen gehauen, $6\frac{1}{2}$ Fuß hoch, und 4 breit. Man hält ihn allgemein für unzugänglich; denn man fürchtet nicht nur den Einſturz großer Steine, womit er gewölbt iſt, und die, wie man glaubt, das Alterthum mürbe gemacht habe, ſondern glaubt auch, daß das Ungezieſer die Einfahrt jetzt unſicher mache; daher wagte es auch in mehrern hundert Jahren kein Menſch, ſich in die Tiefe dieſes Begräbnißortes zu begeben. Dieſe Gründe hielten mich deſſen ungeachtet nicht ab, daß in mir nicht das mächtigſte Verlangen hätte aufſteigen ſollen, mich in dieſen gefährlichen Ort zu wagen, um mich von ihm genauer zu unterrichten. Ich machte meinen Entſchluß meinen Reiſegefährten und dem Commandanten, von welchem ich nothwendig Erlaubniß haben mußte, bekannt. Alle, doch keiner ſo ſehr als der Commandant riethen mir ab; allein durch meine vielfältigen Bitten und ſichtbare Unerſchrokkenheit erhielt ich endlich die erbetene Erlaubniß.

Sie verlangen, — ſagte der Commandant — jetzt etwas von mir, was ich Ihnen von allen dem, was Sie von mir bitten könnten, am wenigſten gern zugeſtehe; denn das Volk dieſer ganzen Gegend hält dieſen Ort für den heiligſten in ganz Perſien, indem es zuverſichtlich glaubt, daß in demſelben ſein größtes Glück verborgen liege, das ihm zu ſeiner Zeit ein neuer Geſetzgeber, den es aus demſelben erwartet, entgegen bringen werde; doch da ich ſehe, daß Sie ſo feſt in ihrem Entſchluſſe ſind, ſo gebe ich mein Ja dazu und werde Sie mit Allem verſehen, was Sie nöthig haben möchten; nur rechne ich auf ihre tiefſte Verſchwiegenheit.

Ich bat alſo um eine Schnur, einige Wachslichter, einige Nägel, und einen Mann zu meiner Begleitung. Die erſtern Stücke wurden mir gewährt, das Letztre aber abgeſchlagen, weil zu beſorgen wäre, daß durch dieſen die ganze Sache an den Tag kommen könnte. Ich hatte nicht Luſt, mich allein der Gefahr eines ſolchen Wagſtükkes auszuſetzen; um aber doch meinen Entſchluß auszuführen, beredete ich endlich unſern Dollmetſcher für 4 Rupieen, mich zu begleiten. Den folgenden Morgen, halb 9 Uhr ſtanden wir unbemerkt von andern vor dem Eingange der Höhle, zündeten ein Licht an, ſchlugen einen Pfahl in die Erde, woran wir unſre Leine befeſtigten, die wir nach uns zogen, und fuhren getroſt hinab. Zwanzig Fuß lang blieb ſich die Breite des Eingangs gleich, aber dann wurde er um 2 Fuß verengt und dauerte in dieſer Breite noch 10 Fuß lang fort. Jetzt machten uns die vielen Dünſte, die uns entgegenzogen, und die Feuchtigkeit die Fahrt ſehr beſchwerlich. Der Gang war ſo ſchlüpfrig als wenn wir auf Eiſe giengen, auch hatten wir Mühe und Noth, die Lichter in den Dünſten brennend zu erhalten. Um den Schaden der Dünſte zu verhüten, hatten wir beide den Mund mit Tabak angefüllt. Jetzt mußten wir über ein Stück Felſen klimmen, das die ganze Breite

des Ganges einnahm, und von dem wir nachher entdeckten, daß es auf und nieder konnte geſchoben werden, und alſo zur Verwahrung des Eingangs gebraucht wurde. Von hier an wurde der Weg 3 Fuß breit und etwas trockner als der vorige. Auf dieſem giengen wir 26 Fuß vorwärts, und ſtießen nun auf einen ungeheuern Felſen, der unten eine 2 Fuß hohe Oeffnung hatte. Hier konnten wir nicht anders als auf den Bäuchen durchkriechen; um aber doch vor den Schlangen und andern giftigen Thieren geſichert zu ſeyn, zündete ich mein Schnupftuch an, warf es durch die Oeffnung und nun krochen wir unbeſchädigt nach. Jetzt befanden wir uns in einem Zimmer, welches 28 Fuß lang, 20 breit, und über 8 Fuß hoch war. In demſelben ſtanden 4 ſteinerne Särge, die den Pakkäſten nicht unähnlich waren. Sie ſind aus 2 Stücken zuſammengeſetzt, von denen eins auf dem andern liegt, das obere war 2 Fuß, 4 Zoll das untere 3 Fuß, 7 Zoll; die Breite des Sarges betrug 4, die Länge deſſelben 7 Fuß. Wir gaben uns alle Mühe, die ſteinernen Deckel der Särge zu heben, um zu ſehen, was in denſelben verborgen liege; fanden aber unſere Kräfte viel zu ſchwach dazu. Eben ſo vergeblich verſuchten wir auch einen Stein, der zur Linken auf dem Boden lag, und in deſſen Mitte ein eiſerner Ring befeſtiget war, mit Anſtrengung aller unſerer Kräfte, nur im Geringſten zum Wanken zu bringen. Wir waren alſo nicht im Stande mehr als das Beſchriebene wahrzunehmen, und giengen voll Verdruß über unſer nicht ganz gelungenes Unternehmen wieder zurück.

Der Commandant war bey meiner Rückkunft auf die Nachrichten, die er von mir zu vernehmen hoffte, ſehr begierig; aber ſeine Begierde wurde durch meine Erzählung wenig befriediget. So groß war bey ihm die Hoffnung, die ſeltſamſten Dinge von mir zu hören. Nun, ſagte er, da hier unſre Erwartung getäuſcht worden iſt, ſo zeige ich Ihnen eine Farſang weiter, eine andere Höle an; viel-

vielleicht, daß Sie daſelbſt wichtigere Entdeckungen machen. Er erzählte mir, daß die Höle, die er mich zu unterſuchen bat, ein reicher Kaufmann, Namens Techellis, habe bauen laſſen. Dieſer lebte unter der Regierung des Königs Hismael. Liederlich in ſeiner Jugend gieng er endlich in ſich, wurde in ſeinem vier und dreißigſten Jahre ein Heiliger und erſann eine neue Lehre, welche in geringer Zeit 1600 Anhänger fand. Jetzt wurde der König auf ihn aufmerkſam und ließ ihm die Wahl, entweder binnen 3 Monaten das Land zu räumen, oder der alten eingeführten Religion treu zu bleiben. Aus Liebe zum Vaterlande unterließ er, ſeine Sätze zu verbreiten, entſagte gänzlich der Welt, lebte von geringer Koſt, kleidete ſich ſchlecht und verbarg ſich in die Einſamkeit dieſer Höle. Hier lebte er 11 Jahre und ſtarb im neun und funfzigſten ſeines Lebens. Man hat nie erfahren, wo ſeine Schätze geblieben ſind.

Ob ich gleich die Beſchwerlichkeit meiner vorigen Hölenwanderung noch im friſchen Andenken hatte, war ich doch ſchnell entſchloſſen, den Willen des Commandanten zu erfüllen, und trat mit meinem vorigen Begleiter, den ich für den nehmlichen Preis erkaufte, meine unterirdiſche Wanderung an.

Dieſe Höle liegt an der Oſtſeite eines Buſches, einen Büchſenſchuß von dem Dörfchen Taymagu. Wir ſtiegen 6 Stufen hinab, ehe wir an den Eingang derſelben kamen. Dieſer iſt 6 Fuß hoch, 3 Fuß breit und, wie der vorige, in einen Felſen gehauen. Der 21 Fuß lange Gang krümmt ſich in einem Bogen, an deſſen Ende ſich ein Loch von 9 Fuß im Quadrat befindet, durch welches wir kriechend in ein ovalrundes Zimmer kamen, das 7 Fuß hoch war, und 30 in der Rundung betrug. Auf der rechten Seite fanden wir eine Bank und einen kleinen Tiſch, die mit dem Zimmer aus einem und dem nehmlichen Felſen gehauen waren. Beide waren ohne Füße und erhiel-

ten ihre Feſtigkeit bloß von der Wand, mit der ſie aus einem Stücke beſtanden. Auf der Rechten des Eingangs ſtand ein etwas größerer Tiſch von 6 Fuß in der Länge und 3½ in der Breite, auf die nehmliche Art ausgehauen, von dem wir vermutheten, daß er dem Einſiedler wegen des vielen auf dem Boden herumkriechenden Ungeziefers zum Nachtlager gedient habe. In der Mitte des Zimmers lag ein Stein von 4 Fuß im Quadrat, oben mit einem eiſernen Ringe verſehen. Ihn wegzuräumen, ſtrengten wir alle unſere Kräfte an, waren auch wirklich ſo mächtig, ihn aufzuheben, worauf wir eine Treppe entdeckten, die uns drey Stufen hinab in ein anderes Zimmer führte. Es maß 26 Fuß im Quadrat, war 4 Fuß hoch und nach hinten zu gewölbt. Auf dem Boden nahmen wir einige Knochen wahr, die ſchwarz, weich, wie Talg, und ganz ſchlüpfrig waren. Wir nahmen einige mit uns; konnten aber nicht erforſchen, ob ſie von Menſchen oder Thieren waren. Außer dieſen ſahen wir im ganzen Zimmer nichts, als die leeren Wände.

Wie ſchädlich die Ausdünſtung ſolcher lange verſchloſſener Hölen ſey, wurde ich mit meinem Gefährten nur allzuſehr gewahr. Kopf und Hals waren mir nach meiner Zurückkunft gewaltig geſchwollen, und es hatte ſich meiner ein Schwindel bemächtiget, der mich keine Minute auf den Füßen ſtehen ließ. Ich hatte den Mund ſtets mit Tabak und rohen Zwiebeln gefüllt, hielt erſtern auch oft ins Licht, damit durch denſelben die böſen Dünſte zertheilet würden; deſſen ungeachtet waren dieſe ſo ſtark, daß ſie uns oft Minuten lang den Odem verſetzten. Mein Dollmetſcher, weniger vorſichtig, wurde ſo krank, daß er ohne Zweifel verloren geweſen wäre, wenn ſich unter unſern perſiſchen Begleitern nicht einige befunden hätten, die ihn glücklich wieder herſtellten.

Vielleicht iſt es meinen Leſern nicht unangenehm, die perſiſche Curart bey ſolchen Gelegenheiten hier kürzlich ange-

angegeben zu ſehen. So bald ſie glauben, daß die Geſchwulſt von dem giftigen Biſſe eines Thieres herrühre, ſo ſtecken ſie hin und wieder in die Haut, welche die Geſchwulſt umgiebt, Stecknadeln, und wiederholen dieß ſo oft, bis das Blut darnach gehet; dann überlegen ſie die Geſchwulſt mit Zwiebelhäuten, und ſchlagen über dieſe friſche Erde. Wird jemand von einem tollen Hunde gebiſſen, ſo ſtechen ſie rund um die Wunde Löcher mit einem ſpitzigen Meſſer, reiben dann Zwiebeln und bereiten ſie zu einer Salbe; dieſe ſchlagen ſie um die Wunde, darüber ein mageres Stück Fleiſch von einem Rinde oder Schaafe, und über dieſes noch friſche Erde oder Schlamm aus Sümpfen. Dieſes wird alle Viertelſtunden friſch aufgelegt und damit bis zur völligen Heilung fortgefahren. Ich habe dieſe Curart ſehr oft und jederzeit mit glücklichem Erfolge anwenden ſehen; denn es können wohl in keinem Lande die Hunde ſo leicht toll werden, als in Perſien. Den Perſern iſt daher auch nicht einmahl vor dem Biſſe eines tollen Hundes bange, ſo gewiß ſind ſie ihrer Heilart. Jeder iſt in dieſem Falle ſein eigner Arzt; denn jeder hat beſtändig ein Gefäß mit zubereiteter Zwiebelſalbe, und ſelbſt auf Reiſen trägt er dieſelbe in einem kleinen blechernen Büchschen mit ſich, um bey vorfallender Gelegenheit Gebrauch davon zu machen. Da dieß ein ſo leichtes Mittel iſt, ſollte es ſich wohl der Mühe verlohnen, zu verſuchen, ob es nicht auch in unſern Gegenden anwendbar ſey?

Es war bereits Abend, als wir uns wieder bey den Zelten einfanden. Ich traf meine Herren zum Abendeſſen bey dem Commandanten, der mich ebenfalls dazu einlud; der Schmerz meines Kopfes und Halſes nöthigte mich aber, es auszuſchlagen. Ich gieng in mein Zelt, legte mich zum Schlafen nieder, und ſtand den andern Morgen friſch und geſund wieder auf.

Wir wurden noch dieſen Morgen vom Commandanten zum Frühſtück eingeladen, und mit ihm das letzte Ge-

bäude zu beſehen erſucht. Dieſes lag ungefähr 30 Schritte von dem erſterwähnten, in Quadrat gebaut, 46 Fuß lang und 26 breit. Allem Anſehen nach iſt es nur ein Stock hoch geweſen. Drey Thüren führen in daſſelbe, 2 auf der Nordſeite und 1 auf der Oſtſeite. Bis zur Höhe eines Mannes iſt die Außenſeite mit Schriftzügen verſehen und mit Figuren bemahlt. So viel man jetzt wahrnehmen kann, hatte es 3 Zimmer, die aber ganz von dem eingeſtürzten Dache verſchüttet worden ſind. Wir konnten ſie nicht anders als von außen durch die Fenſter beſehen. Sie diente einſt zum Schlafzimmer der Herren, wenn ſie hier zu den Sitzungstagen zuſammen kamen. Von hier nach Weſten zu war der Verſammlungshof, zu welchem man auf einer Treppe von 20 ſteinernen Stufen hinaufſteigt. Ein großer Thorweg führt in denſelben, deſſen beyde Flügel mit Sinnbildern und Innſchriften, wovon die erſten gebrochen gearbeitet ſind, gezieret iſt. Auf beyden Seiten ſtehen 2 in Lebensgröße ausgehauene ſteinerne Figuren, von denen die zur Rechten einen Mann mit fliegenden Haaren vorſtellt, der einen Stier zu Boden wirft, dem er den Rachen zuhält. Die zweyte hält einen Fiſch in der einen, und einen Vogel in der andern Hand, wodurch die Freyheit des Landes angedeutet werden ſollte.

Um dieſe Gegend herum fanden wir noch etliche 20 Säulen, die gleichfalls Spuren von voriger Schönheit zeigten; jetzt aber in Schutt und Sand bis zur Hälfte vergraben lagen, ſo daß wir nur noch einige Züge von Aufſchriften und Zierrathen zu ſehen bekamen. Einige ſind ganz umgefallen oder umgeworfen worden. In der Mitte des Hofes befindet ſich ein kleines Rondel, deſſen Umfang etwa 8 bis 10 Fuß betragen mag, auf welchem noch eine 2 Fuß hohe gemauerte kleinere runde Erhöhung zu ſehen iſt, welches der Altar war, vor welchem die Verſammlung ihren Eid ablegte, wenn ſie Sachen von

Wich-

Wichtigkeit beſchloſſen. Auf der Oberfläche des Altars bemerkten wir noch ſehr deutlich 2 Füße, woraus wir ſchloſſen, daß über demſelben eine Figur möchte geſtanden haben. Am Ende ſind noch Ueberbleibſel von 2 Portalen, die ſo alt und verfallen waren, daß wir nicht im Stande waren, ihre Beſtandtheile zu errathen. Auf der linken Seite dieſes Portals liegt ein 4 Fuß langer und 3 Fuß breiter Stein, unter welchem ein Gang unter der Erde bis zum großen Pallaſt fortführt. Hier wandelte mich die Luſt an, meine unterirdiſchen Entdeckungsreiſen noch weiter zu verfolgen, wozu ich aber nur nach langen Bitten und unter Verſprechung eines tiefen Stillſchweigens Erlaubniß erhielt. Nachmittags um 3 Uhr trat ich, ohne einige Begleitung, meinen Weg an.

Eine aus 4 Stufen beſtehende Treppe führte mich an den Eingang dieſes unterirdiſchen Ganges, welcher durchgehends 5 Fuß hoch und 3 Fuß breit iſt. Von vorn herein iſt er 24 Fuß lang in Felſen gehauen; dann geht er 20 Fuß lang im blauen Sande fort, von wo an er wieder durch Felſen gehauen iſt und ſo bis zum Ende fortgehet. Ehe er den Pallaſt erreicht, macht er drey Krümmungen. In ſeinem Innern iſt er äußerſt feucht und ungefähr bis zur Hälfte muß man bis an die Knöchel im Waſſer waden. Wunderbar war es, daß ich in dieſen 3 Gängen kein lebendes Ungezieſer antraf. Die Länge des Ganges betrug 148 Fuß; er war ganz leer und meine Neugier wurde durch nichts befriedigt. Der Ausgang war mit Schutt verworfen; ich mußte daher wieder zurück, und kam da heraus, wo ich hineingekommen war.

Wir verließen jetzt dieſen Platz, der vor Zeiten eine der berühmteſten Städte, Perſepolis, einnahm, die von dem beſchriebenen Pallaſte, auf der öſtlichen Seite, keine geringe Zierde erhielt. Dieſer Pallaſt, der von den Perſern Tſchehit Minar, oder die 40 Pfeiler, genannt wird, hat dem König Gemſchihd im Jahr 2341 vor unſrer

Zeitrechnung ſeinen Urſprung zu verdanken. Nach der Sage ſoll jeder Einwohner des Landes verbindlich geweſen ſeyn, einen Monat an der Erbauung deſſelben arbeiten zu helfen, und eine Menge von 16000 Menſchen, die täglich daran beſchäftigt war, ſoll denſelben in einer Zeit von 4 Jahren vollkommen hergeſtellt haben.

Wir kamen den 23. Juny wieder zur Stadt zurück, und nachdem wir von dem Commandanten das Verſprechen erhalten hatten, daß er uns einige vertraute Soldaten zu unſerer Sicherheit mit nach Iſpahan geben wolle, beſchloſſen wir den 25ſten d. M. unſere Reiſe dahin anzutreten.

Ehe dieſes noch geſchehen konnte, wurden wir von einem Kaufmann dieſer Stadt, der uns oft beſucht hatte, zur Hochzeit einer ſeiner Töchter eingeladen; da nun unſere Reiſe die Erforſchung ſowohl der Lage als der Gebräuche des Landes zur Abſicht hatte, ſo nahmen wir ſeine Einladung mit Dank an. Ich ermangle alſo auch nicht, die Leſer mit den Hochzeitgebräuchen der Perſer kürzlich bekannt zu machen.

Hat ſich eine Mannsperſon ein Mädchen auserwählt, ſo hält er nie ſelbſt um ihre Hand an; ſondern er macht ſogleich ſeinem Entſchluß ſeinen Aeltern und Verwandten bekannt. Erſtere ſtellen nun ein Gaſtmahl an, zu welchem ihre und des Mädchens Verwandte eingeladen werden. Hier beſpricht man ſich über die vorhabende Heyrath. Wird man unter einander einig, ſo wird von beyderſeitigen Verwandten ein Mann und eine Frau gewählt, zu des Mädchens Aeltern geſchickt um ihnen den Heyrathsantrag zu machen, zugleich aber auch die Geſchenke anzukündigen, welche der Bräutigam der Braut zu machen gedenke. Wird der Antrag mit Ja beantwortet, ſo ſtellen die Aeltern der Braut ein kleines, aus Caffee und Zuckergebackenem beſtehendes Mahl an, wozu die Aeltern des Bräutigams eingeladen werden. Hier wird

von

von beyden Seiten ein Contract geſchloſſen, welchen der Kadi oder Richter unterſchreiben muß. In dieſem wird alles aufgezeichnet, was die Braut dem Bräutigam und dieſer jener zubringen will. Das Mitzubringende wird Kavien oder Heyraths-Theil genannt. Nachdem dieſes in Ordnung gebracht, wird der Mollah oder Prieſter gerufen, ihm der Contrakt überreicht, und nachdem dieſer gefragt, ob jemand etwas dawider einzuwenden habe? von ihm unterſchrieben. Dieſes wird Akadbundil, oder Eheverbindung genannt. Jetzt iſt die Ehe ſo gut als geſchloſſen; aber noch iſt der Bräutigam nicht zugegen geweſen, darf auch ſeine Braut immer noch nicht ſehen. Seine Aeltern und Anverwandte übergeben ihm nun den Contrakt mit vielen Glückwünſchen.

Nach dreyen Tagen wird erſt das Feſt angeſtellt. Am Morgen dieſes Tages wird die Braut gebadet, mit wohlriechenden Kräutern geſchmückt, und ihre Glieder werden mit Balſam durchrieben. Das Badewaſſer wird hierauf dem Bräutigam überſchickt, der ſich ebenfalls darinnen badet. Nun werden beyde von ihren Verwandten mit vielen Ceremonien angekleidet und, nachdem dieſes geſchehen, die nächſten des Bräutigams nach der Wohnung der Braut abgeſchickt, um ihr anzukündigen, daß ſie vom Bräutigam erwartet werde. Nun hebt ſich ein langer Zug an: Die Geſchenke an die Braut werden von den Verwandten des Bräutigams unter einem Himmel, mit rothem Taffet überzogen, vorausgetragen; dieſem folgen die Geſchenke der Braut an den Bräutigam unter einem eben ſolchen Himmel von ihren Verwandtinnen getragen; An dieſe ſchließen ſich die Mannsperſonen, denen, wenn der Bräutigam vermögend iſt, Pferde, Maulthiere, und Kameele nachgeführt werden. Hierauf folgen die Muſikanten; die Sängerinnen; dann die Braut, welche auf einem ſchönen Pferde in ihrem Brautſchmucke ſitzet, auf beyden Seiten von ihren nächſten Verwandtinnen zu

 Pferde,

Pferde unter ſtetem Singen und mancherley Neckereien begleitet wird; zuletzt kommen Frauen von beyden Seiten, die den Zug bis zum Hauſe des Bräutigams begleiten, wo er von dieſem in der Hausthür empfangen wird.

In dieſem Hauſe wird nun von dem Prieſter und hernach von einem der Anverwandten eine Rede gehalten, während welcher das junge Paar auf einem Meydan oder Viereck ſitzt, welches beſonders im Zimmer dazu erbauet worden iſt. Nach geendigter Rede gehen die Mannsperſonen mit dem Bräutigam in ein andres Zimmer, indeſſen die Frauenzimmer mit der Braut in dieſem bleiben. Jetzt ſpeiſen beyde Parteien auf 2 Stunden und ſingen unter der Mahlzeit mehrere Geſänge, bis endlich nach aufgehobener Mahlzeit der Bräutigam ſeine Braut zum Tanze einladet, und alle übrige Mannsperſonen dem Beyſpiele des Bräutigams folgen, doch ſo, daß ſich jede immer zu dem Frauenzimmer hält, mit dem ſie einmahl zu tanzen angefangen hat. Dieſes Feſt dauert bey Aermern drey, bey Reichern wohl acht Tage.

Der Behauptung einiger Schriftſteller, daß die Töchter der Perſer kein Heyrathsgut bekämen, muß ich widerſprechen. Das älterliche Vermögen wird in 3 Theile getheilt; den einen bekömmt der Vater, den andern die Söhne, und den dritten die Mutter, welche verpflichtet iſt, das Ihrige mit den Töchtern zu theilen. Iſt kein Sohn vorhanden, ſo bekommt der Vater 2 Theile des ganzen Vermögens; ſtirbt der Vater, ſo beerben ihn die Söhne, ſollte aber kein Sohn vorhanden ſeyn, ſo vermacht er ſein Vermögen, wem er will. Die nehmlichen Fälle treten auch bey der Mutter ein. Am Hochzeittage muß dieſe auch für Muſik, Tänzerinnen, Matte oder Bettdecke, Caffee und Gebackenes und für die Geſchenke an den Bräutigam ſorgen.

Lebt der junge Mann mit ſeiner Frau nicht zufrieden, ſo erlauben ihm die Perſiſchen Geſetze, ſich den achten

Tag

Tag nach der Trauung wieder von ihr ſcheiden zu laſſen, und dieſes kann bis zum drittenmahle geſchehen. Doch müſſen, wenn er ſich von neuem wieder mit ihr verbinden will, Richter und Prieſter dazugezogen werden, welches ohne viele Geldkoſten nicht abgethan wird. Falſch iſt es, wenn einige behaupten, daß die Frau, ehe ſie ſich wieder zu ihrem vorigen Mann begäbe, erſt mit dem Richter einen Beyſchlaf halten müſſe. Es läßt ſich dies auch weder mit dem Naturell der Perſer, noch aller übrigen Aſiaten vereinigen, die die eiferſüchtigſten der Nationen ſind, und eine ſolche Frau um Alles in der Welt alsdann nicht für die ihrige erkennen würden. Sie laſſen ſich ſogar oft ſchon mit 5—8 jährigen Mädchen trauen, die ſie alsdenn ſo einſperren, daß ſie in reiferu Jahren ihrer noch unverletzten Jungfrauſchaft gewiß ſind. Eben wegen dieſer Eiferſucht der Perſer ſieht man äußerſt ſelten eine Witwe zur zweyten Ehe gelangen, ſie müßte denn noch ſehr jung und reich ſeyn; und auch dann bekommt ſie keinen andern als einen Wittwer.

Wir hatten uns zwar vorgenommen, unſere Reiſe nach Iſpahan den 25. Juny anzutreten, wurden aber durch die Hochzeit ſo lange aufgehalten, daß es erſt den 28ſten d. M. geſchehen konnte. Der Commandant von Schiras hielt Wort und gab uns 2 Vertraute von ſeinem Militär mit auf die Reiſe, die uns zur Sicherheit, als Dollmetſcher und Wegweiſer die wichtigſten Dienſte leiſteten. Wir nahmen von dieſem würdigen Manne, der uns ſo viele und wichtige Gefälligkeiten erwieſen hatte, mit dankbaren Geſinnungen Abſchied. Wir wurden von ihm nicht nur mit Wehmuth entlaſſen, ſondern erhielten auch eine Empfehlung an Akau Mahomed Khan in Iſpahan. Der Commandant und Akau Mahomed Khan waren nahe verwandt; denn der Sohn des erſtern hatte die Tochter des letztern zur Frau und die Commandantenſtelle zu Mazanderan zum Brautſchatz erhalten, er befand ſich ge-

genwärtig in Iſpahan, weil ſein Schwiegervater im Felde war, und er indeſſen die Geſchäfte deſſelben beſorgte. Es ließ ſich alſo hoffen, daß dieſe Empfehlung für uns von Nutzen ſeyn würde.

Des Morgens um 4 Uhr begaben wir uns auf den Weg und erreichten um 9 Uhr Kityna, ein Dorf, das 20 Häuſer und eine Seidenfabrick hat. Es ſtehet unter einem Richter und gehört zu Schiras. Wir ließen hier unſre Pferde weiden, und begaben uns ſelbſt zü dem Richter, einem ſehr guten Mann, der uns mit einem Frühſtücke bewirthete. Wir hatten bisher guten Weg gehabt, jetzt wurde er aber ſehr felſigt und bergigt. Die einzige Abwechſelung auf demſelben war ein Dattelwäldchen, 2 Farſangs lang und $\frac{3}{4}$ breit. An demſelben ſahen wir eine Stuterei von ungefähr 100 Stück und einem kleinen Thiergarten, beydes dem Luht Ali Khan zugehörig.

Nachmittags 3 Uhr kamen wir, nebſt unſern Pferden von dem übeln Wege ſehr ermattet in Maſihog an. Wir wurden hier für armeniſche Kaufleute angeſehen, daher man jedem von uns im Zollamte $1\frac{1}{2}$ Piaſter abforderte; als wir aber des Khans Empfehlungsſchreiben aufwieſen, durften wir frey paſſiren und bekamen ein Zeichen mit einem Stempel, welches wir in unſerm Nachtlager abgeben mußten. Wir fanden das Dorf, das ſchon zu Iſpahan gehört, ſehr ſchön, mit 2 Tempeln verſehen, deren einer erſt neuerlich von der Tochter des Akau Mahomed Khan erbauet wurde. Weil ſie hier ihren Vater aus der Gefangenſchaft von ihrem jetzigen Gemahl dem Luht Ali Khan löſete, und hier der Bund der Ehe und einer ewigen Freundſchaft zwiſchen beyden Parteien errichtet wurde, ſo ließ ſie zum Andenken dieſer Begebenheiten den zweyten Tempel erbauen. *)

Wir

*) Der Commandant zu Schiras, Dſchanfar Khan und der zu Iſpahan, Akau Mahomed Khan, waren ſo feindlich gegen einander

Wir waren kaum eine Stunde angelangt, als uns der Mollah zum Abendeſſen einladen ließ; eine Ehre, die wir nicht abſchlagen zu dürfen glaubten. Was wir ſchon von ihm wußten, daß er ein ſehr braver Mann, ohne Stolz und Religionsvorurtheile ſey, fanden wir beſtätigt. Er unterhielt ſich auf 2 Stunden von Dingen, die den Staat und das gemeine Beſte betrafen. Er ſchilderte uns insbeſondere die traurige Lage, in die Perſien durch die ſteten Revolutionen geſtürzt würde; und klagte, daß der Handel und alle Gewerbe darnieder lägen, und der Landmann ſein Feld nicht weiter bebauen wolle, als ſoferne es zu ſeiner eigenen Nothdurft diene. Kaum — ſagte er — kann man es ihm verdenken, denn was er heut erwirbt, wird vielleicht ſchon morgen zum Raube ſeiner Feinde, die ihn wohl ſelbſt ermorden oder wenigſtens mit ſich in die Gefangenſchaft ſchleppen.

Nach dem Eſſen mußte er in den neuen Tempel, um das Abendgebet zu verleſen, welches ſie **Numaz** nennen. Wir giengen mit ihm, und hatten alſo Gelegenheit, den Tempel zu beſehen, der noch nicht ganz fertig war; aber dem Anſcheine nach ſehr einfach wird.

ander geſinnt, daß ſie zwey und ein halb Jahr Krieg mit einander führten. Da Dſchanfar Khan gute Officiere hatte, und ſelbſt ſein älteſter Sohn, Lubt Ali Khan, den Dienſt ſehr gut verſtand, ſo blieb er zu Schiras in Ruhe ſitzen. Das Jahr vorher nahm dieſer junge Held die Stadt Lohe mit Sturm ein, ließ alles niederhauen, und ſetzte ſich 4 Monate lang in derſelben feſt. Akau Mahomed Khan ſuchte dieſe Gelegenheit zu nützen, zog ſeine Armee zuſammen und war Willens, **Schiras** zu überfallen. Lubt Ali Khan bekam davon noch zeitig genug Nachricht von ſeinem Vater; er machte ſich auf, überfiel ihn in ſeinem verſchanzten Lager bey Perſepolis, ſchlug ihn aufs Haupt und machte ihn ſelbſt zum Gefangenen. Er verlangte nichts weiter von ihm als ſeine Tochter zur Gemahlin und ewige Freundſchaft, welches Beides ihm auch gewährt wurde.

Früh, den 29. ſetzten wir von hier unſere Reiſe weiter fort, und nahmen, nachdem wir 3½ Farſangs zurückgelegt im Dörfchen Miſonor unſer Frühſtück ein. Hier trafen wir eine vortreffliche fruchtbare Gegend, die durch Waldungen und Ebenen ſehr verſchönert wird. Viehzucht ſcheint der Hauptnahrungszweig der Bewohner zu ſeyn. Das Dörfchen, ob es ſchon nur aus 16 Häuſern beſtehet, hat doch ſehr viele Weinberge, die den trefflichſten Wein geben. Wir ſetzten unſern Weg durch die angenehmſten Gegenden bis in den Flecken Koſpris fort, wo wir Nachmittags um 4 Uhr ankamen. Heute hatten wir 7 Farſangs zurückgelegt. Koſpris zählt über 118 Häuſer, hat viele Fabricken, die aber bey den damaligen Unruhen alle darnieder lagen. Der Handel war ſonſt ſehr blühend, und der Ort den Kaufleuten vorzüglich wegen der ſchönen Taffete bekannt. Hier iſt Zoll und wir mußten, trotz unſers Empfehlungsſchreibens der Mann einen Piaſter zahlen. Unſer Nachtlager war dießmahl ſehr ſchlecht; auch konnten wir nichts als Datteln und Milch bekommen, und mußten noch überdieß Ungeſchliffenheiten vom Wirth erdulden, ſo daß wir froh waren, die Nacht durchgebracht zu haben.

Den 30ſten ſetzten wir unſere Reiſe durch eine nicht allzuangenehme Gegend fort, ließen das Dorf Mopſchah links an einem Berge liegen, giengen rechts über einen Bach und langten früh um 9 Uhr in Arkomuja an. Die 20 Häuſer dieſes Orts gehörten ehedem zu einem Kupferhammer, der aber jetzt eingegangen iſt. Akau Mahomed Khan hat hier ein ſchönes Luſt- und Jagdſchloß erbauet, welches von weitem einen ſonderbaren Proſpect giebt, weil der obere Theil deſſelben mit vielen Hirſchköpfen gezieret iſt. Der ſchöne Garten, der ſich bey dieſem Schloſſe befindet, hat auf 1½ Stunde im Umfange, und iſt mit vielem gezähmten Wilde verſehen. Da uns das Wetter eben nicht günſtig war und wir glaubten,

daß

daß uns der Weg nach Jſpahan, welcher durch einen Wald gieng, ſehr beſchwerlich fallen würde, ſo verweilten wir hier bis zum Mittage.

Das Wetter heiterte ſich nun auf; aber der Weg, den wir nun betreten mußten, war ſehr übel. Von Arkomuja bis Maſoja, welches 3 Farſangs von einander entfernt iſt, paſſirten wir einen erhabenen Weg, der kaum die Breite eines Pferdes hatte, und an deſſen beiden Seiten eine Tiefe von ungefähr 3 Klaftern war. Er war durchgängig mit weiſſen Felsſteinen belegt, die, weil es ſo eben geregnet hatte, ſo glatt waren, daß wir uns kaum auf den Füßen erhalten konnten. Wir leiteten unſere Pferde an den Händen, hatten aber doch das Unglück, daß eins ein Bein zerbrach, und wir uns genöthiget ſahen, es zu erſchießen. Wir hatten uns zwar vorgenommen, heute noch Jſpahan zu erreichen; allein der ſchlechte Weg hielt uns in Maſoja, eine gute Strecke von der Stadt, zurück.

Maſoja, wo wir Nachtlager halten mußten, enthält 10 Häuſer, deren Einwohner vom Weinbau leben. Die hieſige Gegend iſt eine der ſchönſten, denn man kann eine ſehr große Ebene überſehen, und in einer Entfernung von $3\frac{1}{2}$ Farſang zeigte ſich die ſchöne und große Stadt mit ihren empor ragenden Thürmen, in ihrem ganzen Umfange. Der Strom Zemlerut, der ſich in der Ebene hinſchlängelt, und immer mit mehr als hundert Fahrzeugen bedeckt iſt, macht die Ausſicht noch reizender.

Wir brachen früh den 1 July von Maſoja auf, und langten um 10 Uhr, Vormitags in Jſpahan an. Der Weg bis dahin iſt höchſt angenehm. Er ſchlängelt ſich durch viele Dörfer, die einem den Anblick der Stadt ſehr oft entziehn, bis man auf einmahl unvermuthet vor derſelben ſteht, und von ihrem reizenden Anblicke überraſcht wird. Wir wurden von der äußern Wache angehalten, die unſere Sachen durchſah, und hierauf durch

die

die Vorſtadt Zulfa, bis an das innere Stadtthor brachte. Hier wurden wir von der Stadtwache empfangen, mußten von den Pferden ſteigen, unſere Begleiter bey den Pferden am Thore laſſen und uns ſelbſt durch 6 Mann und einen Officier zu dem Stadtrichter bringen laſſen, der unſere Päſſe beſah und uns bis auf weitere Ordre, in ein Logis bringen ließ, wo wir der Wache für ihre Bemühung zwey Piaſter zahlen mußten. Drey Mann mit dem Officier blieben bey uns; die andern giengen zurück und brachten in kurzer Zeit unſere Begleiter nebſt den Pferden. *)

Schon über eine Stunde mochten wir in einem ſchönen Zimmer geſeſſen haben, als wir uns nach einigen Nahrungsmitteln ſehnten, und noch kam niemand, der uns darum befragt hätte. Es war bereits 12 Uhr und wir hatten noch kein Frühſtück zu uns genommen. Jetzt gaben wir dem Officier unſer Befremden darüber zu erkennen, daß man ſich in dieſem Hauſe um die Fremden ſo wenig bekümmre und ſie nicht einmahl nach ihren Bedürfniſſen frage? Er ſagte uns, es ſey hier gewöhnlich, daß jeder Fremde ſich ſeine Bedürfniſſe ſelbſt holen laſſe, und erbot ſich, wenn wir was anſchaffen wollten, Sorge zu tragen, daß es augenblicklich zubereitet würde. Wir gaben ihm Geld zu Fiſchen, und in kurzer Zeit ſtanden ſie zu unſerm Genuſſe bereit.

Da wir den Officier näher kennen lernten, fanden wir in ihm einen ſehr menſchenfreundlichen Mann. Wir baten ihn daher um ſo zuverſichtlicher um die Beſtellung des Empfehlungsſchreibens, das wir von dem Dſchanfar Khan erhalten hatten. Mit ſichtbarem Dienſteifer nahm er es uns ab, und ließ es ſogleich von einem ſeiner Leute beſtellen.

*) Der Leſer wundert ſich vielleicht über den Umweg, den wir von Schiras nach Iſpahan nahmen; bey den obwaltenden Unruhen hielten wir es aber zu unſerer Sicherheit für nöthig, die Hauptſtraße zu verlaſſen und einen wenig beſuchten Weg zu wählen.

Es waren kaum 2 Stunden verfloſſen, als ſich ſchon die Wirkungen unſers Empfehlungsſchreibens zeigten; denn es kam jetzt der Stadtſchreiber zu uns, um uns zu fragen: was die Abſicht unſers Hierſeyns wäre, und wie lange es dauern würde? Als wir ihm geantwortet hatten, daß wir die Stadt in Augenſchein nehmen wollten, und unſer Aufenthalt nicht über 3 bis 4 Tage dauern könnte, ſo nahm er uns mit ſich auf den großen Brückenmarkt, und wieß uns in einem großen Hauſe 3 ſchöne Zimmer zu einem neuen Logis an. Wir mußten täglich 3 Piaſter dafür bezahlen. Des andern Morgens ſchickten wir unſere Begleiter wieder zurück, und erhielten an ihrer Stelle 2 Mann vom hieſigen Militär, für deren Ehrlichkeit unſer Officier gut ſagte, und die uns theils zur Sicherheit, theils zur Bedienung gegeben wurden. Durch einen Ordonanzofficier ließ uns Luht-Ali-Khan zum Abendeſſen bitten. An ſeinem Schloſſe wurden wir von der Wache, die aus 800 Mann beſtand und jetzt unſertwegen unters Gewehr trat, mit allen militäriſchen Ehrenbezeugungen empfangen. Wir hörten hernach von dem Khan, daß ihm ſein Vater den Stand meiner Herren geſchrieben hätte.

Luht-Ali-Khan war ein ſehr liebenswürdiger junger Mann. Er empfieng uns mit noch 9 ſeiner vertrauten Officiere vor dem Eingange ſeines Schloſſes mit vieler Höflichkeit, und führte uns in ſein Zimmer, wo bereits eine herrliche Mahlzeit bereitet war. Da wir ſehr von der Reiſe ermüdet waren, wollte er uns mit vielem Reden nicht beſchwerlich fallen, fragte daher nur nach ſeinem Vater, dem wir das gebührende Lob ertheilten; bat uns auf den kommenden Morgen wieder zu ſich, wo er ſich näher mit uns unterreden wollte, verſicherte, daß er für uns um einige bequeme Logis in ſeiner Nähe beſorgt ſeyn würde, und ließ uns durch 2 Officiere wieder nach unſerer Wohnung zurückbringen.

Als

Als wir uns des andern Morgens nach dem Schloſſe begaben, ſtand der Wachthabende Officier ſchon mit ſeinen Leuten in Bereitſchaft, uns mit militäriſchen Ehrenbezeugungen zu empfangen. Wir wurden in ein Zimmer gebracht, wo uns bald darauf Luht-Ali-Khan empfieng, und uns in ein andres Zimmer, in welchem das Frühſtück bereitet war, geleitete.

Nach eingenommenen Frühſtücke leitete er das Geſpräch auf ſeinen Vater und ſeine Gemahlin. Er erzählte uns kürzlich, wie er zu ſeiner Gemahlin gekommen ſey; ſagte uns hierauf, daß ſein Schwiegervater noch im Felde gegen den Schach Robh-Schach bey der Stadt Moſched ſtünde, dem er in 4 Monaten 11 Schlachten abgewonnen habe. Jetzt, fuhr er fort, ſind ſchon 6 Khans *) unter einander in Bündniſſe getreten, und bald wird es uns möglich ſeyn, dem Lande wieder ſeine vorige Freyheit zu verſchaffen. Während dieſer Geſpräche zog er ſich zum Ausgehen an, führte uns auf den Exercierplatz, wo ſeine Officiere unſrer warteten, und ließ uns einige Manövers ſehen, die wir von dieſer Nation nicht erwartet hätten. Als wir die guten Handgriffe und Geſchwindigkeit ſeiner Soldaten bewunderten, ſagte er, daß beides ſeiner ganzen Armee, die aus 90000 Mann beſtände, eigen wäre und daß ſie daſſelbe 2 Europäiſchen Officieren, den Herren von Schwanefeld und Rodenbach **), welche ſich auch im letzten

*) Khan Wahaber, Khan Dſchanfar und der erſte Sohn des Schach Robh Schach, Nuſſir Ulla Mirza hatten ſchon vor länger als 2 Jahren ein Bündniß geſchloſſen, und durch den gegenwärtigen Krieg wurden Akau Mahomed, deſſen zweyter Bruder, Nuſſir Ulla Mirza, Sulimann Schach und ein arabiſcher Emir, Schach Tweiny, aus dem Stamme Mont-Schiks, gezwungen, dem Bündniſſe beyzutreten.

**) Rodenbach iſt aus Wien gebürtig und hat ehemahls als Gemeiner in engliſchen Kriegsdienſten geſtanden. Im letzten Kriege ſchlich er ſich von Bombay auf ein perſiſches Schiff, wo

er

letzten Feldzuge ſehr ausgezeichnet hätten, zu verdanken habe. Unſre gegenwärtige Armee — fuhr er weiter fort — beſtehet aus 208000 Mann, die Armee der Unruhigen aber aus 193000. Werden ſich dieſe ergeben und unſerm Bunde beytreten, ſo erhalten wir eine Landarmee von 401000 Mann; rechnen Sie unſre Seemacht, die aus 500 Schiffen beſteht hinzu, ſo denk ich, ſollen wir jedem Feinde, der uns in der Handhabung unſerer vorigen Geſetze und Freyheit ſtören will, die Spitze bieten können.

Nach vollendeter Wachtparade führte er uns mit ſich zurück ins Schloß, wies uns hier unſere Logis an, gab uns einen Bedienten, der uns zugleich als Dollmetſcher dienen konnte, und zeigte uns das Sehenswürdige des ganzen Schloſſes.

Das alte Schloß liegt an dem großen Maydan oder Marktplatz, iſt 184 Schritte lang, 140 breit, 4 Stock hoch, und hat 210 Zimmer. An der Oſtſeite, wo es an den Garten, und an der Nordſeite, wo es an den Maydan ſtößt, iſt es mit 2 großen und feſten Batterieen verſehen, deren jede 40 Kanonen führt. Die übrigen beiden Seiten des Schloſſes ſind mit einer 18 Fuß hohen und

er Matroſendienſte that, nahm 1781 Dienſte bey den Landtruppen und war ſchon bis zum Major geſtiegen. Von Schwanefeld iſt von Geburt ein Deutſcher und diente im einjährigen Kriege als Lieutenant bey einem Freybataillon der Preußiſchen Armee. Nach dem Kriege gieng er in holländiſche Dienſte, kam als Fähndrich nach Bantam, und erwarb ſich in Batavia viele Bekanntſchaft. Er gieng von da mit einem Gelehrten, den Dſchanfar Khan verſchrieben hatte, und war ſo glücklich, durch deſſen Fürſprache Dienſte zu bekommen. Er wohnte dem letzten ganzen Feldzug als ein braver Officier bey und machte ſich durch ſeine guten Manövers, die er bey der Armee einführte, den Dſchanfar Khan vorzüglich geneigt. Zur Zeit meines dortigen Aufenthaltes war er bereits Befehlshaber eines Korps von 15000 Mann.

und 5 Fuß dicken Mauer umgeben, zwiſchen welcher und dem Schloſſe eine Citadelle im Viereck errichtet iſt, die in Friedenszeiten 3000, in Kriegszeiten aber 9000 Mann Beſatzung führt. Zwiſchen dem Schloſſe und der Citadelle ſind 3 Canäle aus dem Fluſſe Zemlerut geleitet, die das Waſſer in das Schloß und in den dabey befindlichen Garten bringen, in welchem es aus einer Waſſerkunſt hervorſpringt. Ein in der Nähe des Schloſſes gelegener Tempel enthält nichts Merkwürdiges, als die Begräbniſſe der beiden Könige, Abas I. und Abas II. deren Grabſteine man nur noch in ihren Trümmern ſieht. Tempel und Schloß ſind äußerſt baufällig und möchten auch wohl ſchwerlich bey Lebzeiten des Schwiegervaters Luht Ali Khans eine Ausbeſſerung erhalten; weil es ihm ſeine Feinde zu Grunde gerichtet haben, und er eine Ehre darin ſucht, den ihm zugefügten Schaden zur Schau zu ſtellen. Der alte Schloßgarten iſt einer der ſchönſten, die ich geſehen habe. Seine vierfache Abtheilung wird nach den vier Theilen der Erde benennt und in jedem Theile findet man Früchte und Blumen, die in dem Theile, wovon er den Namen hat, zu Hauſe ſind. Man trift in dieſem Garten 50 Gänge, davon 20 offen, und 30 durch die Zweige der Bäume beſchattet werden. Alle Hecken ſind von wohlriechenden Bäumen und Sträuchern angelegt. Eine Roſenhecke, in die man gleich bey dem Eingange tritt, ſchneidet den Garten in einem Kreuz durch. Auch iſt er mit vielen Canälen durchſchnitten, über welche 14 aus blauem Marmor in Aſiatiſchem Geſchmacke ſehr ſchön angelegte Brücken führen. Alle Canäle ſtoßen endlich im Hinter-Grunde des Gartens wieder zuſammen, laufen dann unter der Erde in ein unterirdiſches viereckigtes Gebäude, welchem ſie ihr Waſſer zu einem daſelbſt befindlichen Bade geben. Auf 10 Stufen ſteigt man hinab zu dieſem Gebäude, in welchem man in einem nicht allzugroßen Zimmer einen großen kupfernen Keſſel findet, der durch 2 Röh-

ren aus dieſen Canälen ſein Waſſer erhält. Aus dieſem Keſſel gehet ein Krahn in ein ſteinernes Becken, das 4 Fuß tief in blauem Marmor ausgehauen, und in deſſen Mitte eine Springröhre iſt, die das Waſſer auf 6 Fuß in die Höhe treibt. In der Hölung des Beckens ſind Stufen angelegt, ſo daß der Badende ſo tief hinein gehen kann, als es ihm beliebt. Geht Jemand ins Bad, ſo wird das Waſſer im Keſſel durch eine Nebenröhre abgeſchraubt, und durch Feuer unter dem Keſſel ſo warm gemacht, als es dem Badenden behaglich iſt. Aus dem Badezimmer geht man durch einen verborgenen Gang aufwärts in ein prächtiges mit 3 Zimmern verſehenes Luſthaus. Der Erbauer der Stadt Iſpahan ſoll auch dieſen Garten angelegt haben.

Das neue Schloß, in welchem Luht Ali Khan reſidirt, iſt 160 Fuß lang, und 110 breit, mit 3 Stock überſetzt, und hat ein mit 2 Thürmen verziertes, nach morgenländiſcher Art angelegtes Dach. Es iſt mit einer ſtarken Mauer umgeben, welche mit 700 Soldaten beſetzt iſt. Dieſe Mauer umſchließt noch überdies ein Caſtell auf der weſtlichen Seite, welches mit 3 Bollwerken verſehen, und 2300 Mann Beſatzung zählt. An der einen Seite des Caſtells iſt in einem großen achteckigten Hofe der Exercierplatz angelegt, und an der andern oder öſtlichen Seite das Zeughaus, vor welchem 16 Zwölfpfünder aufgepflanzt ſind. Dieſem gegenüber iſt Stallung für 400 Pferde, nebſt Wache und Wohnung für die Aufſeher derſelben.

Das Schloß ſelbſt hat 42 Zimmer, worunter ein ſehr großes zur Bibliothek eingerichtet iſt, welche unſtreitig die ſtärkſte im Lande iſt; denn der Khan iſt ein großer Freund von Büchern, und läßt alle, ſowohl chriſtliche als andere die ihm vorkommen, aufkaufen, daher ſich die Anzahl ſeiner Bücher mit jedem Tage vermehrt. Nicht minder ein Freund von Gelehrten, iſt er beſtändig von ihnen umgeben, läßt ſie reiſen, und durch ſie die ältere Geſchichte

verbeſſern und erweitern. An Geſchichtswerken ſeiner Gelehrten beſitzt ſeine Bibliothek einen großen Schatz.

Am Eingange des Schloſſes, rechter Hand, befindet ſich die Alies oder das Zollamt. Dieſes hat 3 Officianten und iſt immer mit einer Schildwache verſehen. An der andern Seite ſtehet ein Tempel, der 30 Fuß breit und 24 lang, ſonſt ſehr einfach gebauet iſt. Am Eingange deſſelben befindet ſich zur Rechten eine Statůe, die den Kŏnig Rufans darſtellt, zur Linken eine andre von weißem Marmor, welche in der Rechten ein Schwerd, in der Linken einen Globus hălt. Der in der Mitte des Tempels ſtehende Altar iſt von Bildhauerarbeit aber ohne alle Zierrathen und ſehr einfach.

Der Garten, der an die weſtliche Seite des Schloſſes ſtŏßt, iſt 86 Fuß lang und 67 breit, mit Kůchengewächſen und allerhand Obſtbăumen beſetzt. Die Mitte deſſelben ziert ein Sommerhăuschen, das mit Roſenſtŏcken umgeben iſt.

Der große Marſtall, der jetzt ganz in Ruinen liegt, war eins der grŏßten Gebăude dieſer Stadt, 278 Fuß lang, 210 breit, und mit 2 Stocken ůberbaut. Das obere Stock wurde von 3000 Reitern bewohnt, deren und des Kŏnigs Pferde in dem Erdſtocke ſtanden. Kŏnig Oligaſus erbauete daſſelbe, und Schach Rocks zerſtŏrte es 1781.

Auf der Straße nach dem Maydan von hier rechter Hand ſieht man das berůhmte Ringhaus, in welchem ſich die Perſiſche Jugend im Lanzenwerfen und allerley kriegeriſchen Handgriffen wŏchentlich 4 Stunden ůbt. Es iſt eines der ſchŏnſten Gebăude, die man von hier bis zum Maydan findet. Es liegt in einer Entfernung vom Schloſſe von $\frac{3}{4}$ Farſangs.

Auf eben dieſer Straße, Kauka, oder Eiſenſtraße genannt, befindet ſich die große Moſchee, Hoſchings. Sie iſt ſehr alt und außer ihrer Grŏße auch deswegen merk-

merkwürdig, weil ſie ohne Dach iſt. Die Armeniſchen Kaufleute erkauften ſie für 6000 Piaſter. In dem obenerwähnten Ueberfalle wurde ſie mit zerſtört.

Der Hauptmaydan iſt ein 1600 Fuß langer und 1000 Fuß breiter Platz. Die daran ſtehende Börſe iſt ein ſehr großes, 4 Stock hohes Gebäude, an deſſen 4 Seiten 440 Gewölber und Hallen angelegt ſind, in welchen die hieſigen Kaufleute wöchentlich zweymahl ihre Waaren zum Verkaufe ausſetzen. Mitten auf dem Maydan ſtehet das Rathhaus, ein ſchlechtes, mit einem Stock überſetztes Gebäude, in welchem 3 Policeyherrn ihre Wohnung haben, und das mit 60 Mann Wache beſetzt iſt.

Nicht weit von hier nach der Tempelſtraße zu befindet ſich das Magazin. Es iſt ein Quadrat von 200 Fuß, mit einer Mauer umgeben, die aus kleinen Felſenſtücken beſtehet. Dieſes Gebäude wurde im letzten Ueberfalle nicht verdorben, aber ganz ausgeplündert, und ſpäterhin die Mauer an der Nordſeite eingeriſſen.

Die Tempelſtraße iſt die zweyte Hauptſtraße dieſer Stadt. Man findet in derſelben 8 der ſchönſten Tempel, die aber alle zerſtört ſind. In der ganzen Stadt zählt man überhaupt 400 Tempel, die aber auch größtentheils in Ruinen liegen. Die Armeniſche Kirche, welche auf dem Prieſterplatze ſteht, iſt ein überaus ſchönes Gebäude, deſſen Rundung über 700 Fuß ausmacht. Die Armenier mußten dem Feinde 20000 Piaſter zahlen, damit ſie von ihrer Zerſtörung geſichert blieb. Eben dieſes mußten auch die Altgläubigen thun, die hier 2 ähnliche Tempel haben, die von minderer Größe ſind, als jener der Armenier.

Das Armeniſche Kloſter, welches in der alten Schloßgaſſe liegt, iſt unſtreitig das ſchönſte Gebäude des Landes. Es liegt innerhalb eines großen Gartens, der in 2 Theile getheilt iſt. Die eine Hälfte, 600 Fuß lang und 460 breit, ſtößt von der Schloßſeite bis an die Zulfa-

 ſtraße,

ſtraße, und iſt mit den ſchönſten Küchengewächſen bepflanzt. Der zweyte Theil hat alle Arten von ſchönen Blumen und Bäumen. Jeder Theil iſt mit 4 Kanälen durchſchnitten, deren Waſſer durch Röhren aus dem Fluſſe Zemlerut geleitet wird. Das Kloſter, der Mittelpunkt dieſer beyden Gärten, iſt ein Gebäude, welches 400 Fuß im Quadrat hat, 2 Stock hoch, und bis über das erſte Stock von fleiſchfarbenem Marmor aufgeführt iſt. Es begreift 50 Zellen und eine ſchöne Kirche, welche ihren Eingang unter der Erde hat.

Die römiſchen oder katholiſchen Klöſter, welche am Ende der Vorſtadt Zulfa liegen, ſind ebenfalls mit Gärten verſehen, und haben ſehr ſchöne, aber kleine Kirchen. Sie ſelbſt zu beſehen, wurde uns nicht erlaubt.

Auf dem Rennmarkte ſteht die Schule der Armenier. Sie iſt 2 Stock hoch, einige 80 Fuß lang und 40 breit. Die Hälfte des Erdſtocks iſt für Kinder von 6 bis 12 Jahren beſtimmt, welche in 4 Claſſen getheilt ſind. Wöchentlich viermahl kommen ſie täglich 2 Stunden zum Unterricht, und zwar werden die Mädchen im Chriſtenthum, Tanzen und Singen; die Knaben im Chriſtenthum, Fechten, Ringen, Ringſtechen und dergleichen unterrichtet. Zu dieſen körperlichen Uebungen der Knaben iſt die andere Hälfte des Erdſtockes beſtimmt, welches 2 geräumige Zimmer begreift. Die obere Etage, wie die untere in zwey Theile abgetheilt, wird bloß jungen Mannsperſonen von 12 bis 24 Jahren, auch wohl etwas darüber, eingegeben.

Die katholiſche Schule in der Vorſtadt Zulfa, iſt ein Eckgebäude nahe am Stadtthore. Ihre Länge beträgt 60 und die Breite 24 Fuß. Sie iſt ein Stock hoch und begreift 5 Zimmer in ſich, in welchen wöchentlich 5 Tage, des Tages 4 Stunden, Unterricht ertheilt wird. Die Katholiken müſſen für Kloſter und Schule jährlich 42000

Piaſter

Piaſter zahlen, ohne dabey die Freiheit zu genießen, außer ihrem Kloſter eine Proceſſion anſtellen zu können.

Die Hauptkirche aller chriſtlichen Kirchen, die zugleich die älteſte der Kirchen iſt, gehört den Georgiſchen Chriſten und heißt Abuelkhires Kirche. Sie liegt in der Gelehrtenſtraße an der rechten Seite der Zemlerutbrücke. 200 Fuß im Umfange prangt ſie mit zwey ſchönen Thürmen und iſt mit einer 6 Fuß hohen und 4 Fuß dicken Mauer umgeben. Zwey Thore, eins gegen Oſten, das andere gegen Norden, führen in das Innere derſelben, das mit vieler Bildhauerarbeit in altem Geſchmack ausgezieret iſt. Wir konnten die Bedeutung dieſer Bildhauerſtücke nicht errathen. Da die Georgiſchen Chriſten hier ſehr arm ſind und meiſt als Dienſtboten leben, ſo können ſie nicht herſtellen, was das Alter ſehr baufällig macht, daher auch dieſe Kirche unter den hieſigen chriſtlichen die am wenigſten erhaltene iſt. Im Jahr 1781. wurde zwar zur Wiederherſtellung derſelben eine Collecte geſammelt; da aber zu der Zeit die kriegeriſchen Unruhen ausbrachen, ſo gerieth die ganze zuſammengebrachte Summe in Feindeshände und die Ausbeſſerung der Kirche mußte unterbleiben. Eben dieſe Chriſten haben auf der Sinaſtraße ein Bethaus, in welchem ſie wöchentlich 2 mahl Betſtunde halten, es iſt aber ſehr klein und ebenfalls alt und baufällig.

Der ſchönſte und größte Tempel der Stadt befindet ſich auf der Palmſtraße. Man ſagt von ihm, daß er auch der älteſte ſey, denn Khosrau Behran IV. ein Tartariſcher König ſoll ihn im Jahr 1922 vor unſrer Zeitrechnung erbauet haben. Sein Name iſt auch über dem Eingange in Stein ausgehauen. Man findet außer den Grabmählern verſchiedener Könige nichts Merkwürdiges darin, und er hat im letzten Kriege ebenfalls ſehr viel gelitten.

Der berühmte Garten Sophy, welchen eine Königin Sophia angelegt haben ſoll, iſt jedem Fremden ſehens- und merkwürdig. Seine Länge beträgt $\frac{1}{2}$ Farſang und ſeine Breite $\frac{3}{4}$. Er iſt mit allerhand aſiatiſchen Früchten und Blumen beſetzt. 240 mit Limonienhecken beſetzte Gänge durchkreuzen die zur Rechten liegende Fläche deſſelben, und eben ſo viel Gänge zur Linken ſind mit Roſenſträuchern beſetzt. Der Fluß Zemlerut beſpült die obere Seite des Gartens und ergießt einen Theil ſeines Waſſers in 24 Canäle, die den Garten durchſchneiden. Jeder dieſer Canäle iſt 2 Fuß tief und eben ſo breit, und eine Mauer von roth und blau geſtreiftem Marmor, an beiden Seiten der Ufer, ſchränkt das Waſſer derſelben ein. Vier in chineſiſchem Geſchmack angelegte Sommerhäuſer, die zugleich zum Baden dienen, geben dem Garten keine geringe Zierde. Man gelangt dahin auf marmornen, auf 3 Bogen ruhenden Brücken, deren jede über 3 Canäle hinwegführt. Im ganzen Garten zählt man 8 ſolcher Brücken, die über 70000 Piaſter gekoſtet haben ſollen, und an den Seiten mit 15 eiſernen, ſtark vergoldeten Säulen geziert ſind. Die erſte Brücke hat $4\frac{1}{2}$ Fuß und ſo ſteigen ſie verhältnißmäßig bis zur achten, von welcher ſie wieder bis auf $4\frac{1}{2}$ Fuß abfallen.

Das Wohnhaus iſt ein großes, 3 Stock hohes, ganz maſſives Gebäude. Es hat 12 der ſchönſten Wohnzimmer, die alle mit Bildhauerarbeit und Mahlerey reichlich aufgeputzt ſind, von deren Werthe oder Nichtwerthe man aber wenig ſagen kann, weil ſie mehrentheils verwiſcht, oder zerſtümmelt ſind. Wir ſahen hin und wieder Löcher in den Wänden, die allem Vermuthen nach mit dem Bogen durchgeſchoſſen waren. Seit langer Zeit wurde dieſes Gebäude von niemanden unterhalten und einem armen Georgier zugleich mit dem Garten in Pacht gegeben.

Es werden zwar in der Stadt und den Vorſtädten 16 Kirchen gezählt. Man kann aber nicht über 6 annehmen,

in welchen Gottesdienſt gehalten wird. Drey derſelben ſind von den Feinden in einen Schutthaufen verwandelt worden, vier ſind ihrer Dächer beraubt, von denen die Hamaykirche das Haupt war, und den Griechen gehörte. Sie ſtehet auf der Policeyſtraße und begreift 200 Fuß in der Rundung. Eine Mauer, die ſonſt dieſe Kirche einſchloß, iſt jetzt ganz verfallen. Die übrigen ſind von geringerer Bedeutung und können nur Capellen genannt werden. Die eine liegt auf dem Fleiſchmarkte, die andere auf dem Sultaninnenplatze, und die übrigen auf dem Chriſtenplatze.

Die Stadt iſt im Ganzen genommen nichts weniger als ſchön, die mehreſten Häuſer ſind 2 Stock hoch, und von ſchlechter Bauart; die Marktplätze geräumig und nach dem Verhältniſſe der Straßen und Häuſer viel zu ſchön. Die 4 Brücken über den Strom Zemlerut waren ehemahls ſchön, jetzt aber ganz baufällig, und 2 derſelben, die nach der Palmſtraße und die nach dem Fiſchmarkte zu, ſind bereits an beiden Seiten abgefallen. Die Vorſtädte haben durch den Einfall der Feinde ebenfalls ſehr gelitten, ſo daß man nur allein in Zulfa über 200 Häuſer im Schutte liegen ſieht. Die Stadtmauer, die zugleich dieſe Vorſtadt von der Oſtſeite einſchloß, zeigt kaum noch eine Spur von ihrem vorigen Daſeyn. Hingegen iſt die Gegend um die Stadt und auch in der Vorſtadt weit reizender, als die um Schiras. Zur Annehmlichkeit derſelben trägt der königliche Garten nicht wenig bey; nur Schade, daß es jedem Fremden unterſagt iſt, denſelben in Augenſchein zu nehmen. Er liegt $1\frac{1}{2}$ Farſang von Zulfa an der Südſeite einer kleinen Anhöhe, und iſt mit einer Mauer umgeben, welche 1 Farſang in der Rundung hat. In demſelben ſtehet ein ſchönes, 3 Stock hohes Haus, mit einem hohen Thurme geziert. König Xerxes ſoll ihn für ſich haben bauen laſſen, hernach aber dem berühmten Tiſſaphernes geſchenkt haben. Es befinden ſich einige Grab-

mähler darin, wir konnten aber nicht erfahren, wem ſie errichtet waren.

Die Stadt befindet ſich gegenwärtig in der traurigſten Lage. Die bekannten ſchönen Filz- und Teppichfabriken ſind durch den Krieg zerſtört, der Handel, und aller Betrieb der Profeſſioniſten liegt darnieder. Die mehreſten Männer von 16 bis 40 Jahren ſind unter das Militär geſteckt und ein großer Theil derſelben hat ſchon ſeinen Tod gefunden. Weiber und Kinder ſuchen auf alle mögliche Art ihren Lebensunterhalt, daher man ſich oft auf den Straßen von einer Menge Geſindel umgeben ſieht, das man nicht wieder los zu werden im Stande iſt. Die Policey hat zwar ein wachſames Auge darauf, aber ihre Wachſamkeit war in einer ſo großen Stadt und bey den damaligen Kriegsunruhen noch immer von zu geringer Wirkung. Wir wurden, wenn wir vom Schloß in die Stadt giengen, jederzeit von 2 Mann Militär begleitet, aber dieſe waren noch bey weitem nicht hinreichend zu unſerer Sicherheit. Wir ſahen uns ſehr bald von einer Menge Leute umringt, unter die wir, um ſie einige Augenblicke los zu werden, Geld werfen mußten. Kaum hatten ſie es aufgeſucht, ſo rannten ſie uns mit noch mehrern dazu gekommnen ſchon wieder nach, und umringten uns, wie zuvor. Unſre Spaziergänge wurden uns daher ſehr erſchwert, weshalb wir öfters zu Hauſe blieben, oder uns durch allerley Umwege an den beabſichteten Ort zu ſchleichen ſuchten. Die Noth dieſer Leute iſt ſo groß, daß ſie oft, wenn wir ſie nicht gleich befriedigten, zu den fürchterlichſten Drohungen ihre Zuflucht nahmen. Es umringten uns nicht ſelten 100 und mehrere.

Da wir Erlaubniß hatten, uns in der Bibliothek Luht Ali Khans frey umzuſehen, ſo kam mir einſt ein Buch in der alten Pehliri-Sprache geſchrieben zu Geſicht. Der Mollah, der dieſe Sprache verſtand, und uns täglich beſuchte, wurde daher von mir gebeten, mir aus dieſem

Buche

Buche etwas zu überſetzen. Er war ſogleich geneigt hierzu. Ich ſchrieb es mir auf und theile es hier meinen Leſern mit. *)

Im Jahr 2217 vor Chriſti Geburt ließ der König Gemſchihd den erſten Grund zu den Tſchahit Minar oder 40 Pfeilern legen. Zu dieſem Pallaſt wurden täglich 16000 Arbeiter herbeygeſchaft: denn aus dem ganzen Königreiche mußte jeder Einwohner einen ganzen Monat daran arbeiten und erſt nach Verfluß dieſes Monats konnte er wieder nach Hauſe gehen. Alle mußten ſich mit Eſſen und Trinken verſorgen. Dieſer Bau wurde in Zeit von 4 Jahren beendigt. Der König genoß die Freude, den Bau dieſes ſchönen Pallaſtes beendigt zu ſehen, nur 3 Jahr und wurde vom Blitz erſchlagen. Er regierte 17 Jahr und ſtarb im Jahr 2208. Sein Leichnam war der erſte, der in dieſem Pallaſte beygeſetzt wurde. Seine Wittwe, welcher er einen zwölfjährigen Sohn und 2 Töchter hinterließ, regierte mit Beyhülfe des berühmten Miniſters Alaxinshi, noch 10 Jahr, und übergab dann den

 Scep-

*) Abſichtlich habe ich bey Städten und Provinzen die jetzt gewöhnlichen Namen beybehalten und ihre vormahligen Benennungen nur zum Theil in Anmerkungen beygefügt. Perſien war, wie bekannt, die erſte Monarchie, und ſchon zu den Zeiten Abrahams als ein großes Reich bekannt. Es führte den Namen Elam, von einem Fürſten gleiches Namens, der deſſen erſtes Oberhaupt war. Es ſcheint, als ob zwiſchen dem Elam und Gemſchihd einige Könige fehlten; die Perſer behaupten aber, daß ſie nur die Geſchichte des Elam nicht gehörig wüßten. Gemſchihd wäre aber gewiß ſein Nachfolger geweſen. — Noch muß ich erinnern, daß ein widriger Zufall, deſſen nähere Erwähnung hier zu weitläufig wäre Urſache iſt, daß ich etliche der vorkommenden Fürſten nicht namentlich aufführen kann. Da ihrer jedoch nur wenige ſind, glaubte ich deſſen ungeachtet dieſe kurze Geſchichte mittheilen, und dafür auf den Beyfall der Leſer rechnen zu dürfen.

Scepter ihrem Sohne *). Das Land war mit ſeiner Regierung nicht zufrieden, weil er ſeine Unterthanen zu ſehr drückte. Er legte auf Alles die ſchwerſten Abgaben; brachte eine Kopfſteuer auf, die das Land ſehr beſchwerte, rüſtete von dem erpreßten Gelde eine Flotte aus, und wollte ſich mit andern Nationen in Handel einlaſſen. Siebzig Schiffe, die er nach China ſchicken wollte, beſetzte er mit Mannſchaft, die vom Seeweſen nicht die geringſte Erfahrung hatte. Im Jahre 2197 ſchiffte ſich der König ſelbſt mit ein und gieng unter Seegel. Es vergiengen wohl 2 Jahr, ehe man in ſeinem Lande von ihm und ſeiner Flotte einige Nachricht bekam. Endlich erfuhr man im dritten Jahr nach ſeiner Abfahrt, daß die ganze Flotte verunglückt ſey, und daß die, welche nicht in der See umgekommen, von dem Könige von So-le **) zu Gefangenen gemacht worden wären, worunter ſich auch der König befände. Das Land mußte eine ſehr große Summe zur Auslöſung geben, und die ganze Flotte mit 9120 Mann gieng verloren. Ein Miniſter, Puktar mit Namen, der in des Königs Abweſenheit regiert hatte, mußte auch jetzt die Regierung fortführen. Jener bekam eine Summe Geldes ***) wovon er als Privatmann ſehr gut leben konnte. Er ſtarb aber vor Gram bald nachher; Puktar herrſchte nicht lange in Frieden. Ein Prinz aus einer weſtlichen Provinz, Namens Aſpahm, fiel mit einer Armee ins Land und ließ ſich zum König ausrufen. Da das Volk auf

*) Ihr Name iſt Schun, eine Tochter des chineſiſchen Kaiſers Schao-hao, deſſen Familie ſich 900 Jahr bis zum Jahr 1630 v. Ch. G. auf die glänzendſte Art auf dem Throne erhielt.

**) Dieſes war ein kleines Königreich in China. Der König deſſelben hatte die Tochter des benachbarten Königs Tzin, deſſen Reich die jetzigen nördlichen Provinzen ausmachte.

***) Es iſt zu bezweifeln, daß damahls ſchon geprägtes Geld vorhanden geweſen ſey. Ich habe es ſo nachgeſchrieben, wie es mir der Mollah vorſagte.

auf Puktar nicht wohl zu ſprechen war, ſo koſtete es Aſpahm wenig Mühe, daß er im Jahre 2189 auf den Thron geſetzt wurde. Der abgeſetzte König, ein Herr von 36 Jahren lebte noch 6 Jahr als Commandant zu Schiras.

Aſpahm war ein noch junger, aber ſehr gütiger und weiſer Fürſt. Im 2ten Jahre ſeiner Regierung vermählte er ſich mit der älteſten Tochter des verſtorbenen Königs, und gab der Wittwe deſſelben auf Lebenszeit einen freyen Sitz im Pallaſte der 40 Pfeiler. Er erzeugte mit ſeiner Gemahlin vier Töchter und einen Sohn; nahm ſich des Landes als Vater an, und half den Armen aus allen Kräften. Er ſoll viele Städte erbauet haben, unter welchen man Tabris *) und Iſpahan nennt. Seine Truppen übte er fleißig, wendete auch auf den Dienſt zur See beſondre Sorgfalt. Als im Jahr 2185 die Tatarn in ſein Land fielen, und bereits viele Städte verwüſtet hatten, rückte er mit ſeiner Armee gegen ſie an, trieb ſie zurück und erhielt einen völligen Sieg über ſie; wurde aber ſelbſt ſchwer verwundet und ſtarb im Jahre 2183 zu Tabris, wo er auch begraben liegt.

Ein Vetter des Verſtorbenen, Namens Oſia Gutſay, der ſich als Feldherr berühmt gemacht hatte, übernahm ſtatt des fünfjährigen Prinzen, welcher mit ſeiner Mutter zu Schiras reſidirte, die Herrſchaft. Die nördliche Provinz Schirwan **) beſaß er eigenthümlich als ein Geſchenk von dem verſtorbenen Könige. Er regierte drey Jahr ſo gut und zu ſo großer Zufriedenheit des Volks, daß,

*) Tabris, das er ſeiner Gemahlin Andarie zu Ehren bauete, hat ſeitdem verſchiedene Namen gehabt und iſt auch ſchon zum drittenmahl wieder aufgebauet worden. Bey den Aſſyriſchen Königen hieß es Sine. Auch Iſpahan hat ſeinen Namen verändert; denn es wurde ſonſt Iſpahm Aſar genannt.

**) Sie hieß Sandopal und war dem kleinen Königreich Nimrods einverleibt geweſen.

daß, als ihm nach Verfluß derſelben die Ermordung des jungen Thronfolgers, an der er auch allem Vermuthen nach, nicht ohne Schuld war, zur Laſt gelegt wurde, er deſſen ungeachtet 2179 auf den Thron gehoben wurde. Er bezog mit ſeiner Familie den Pallaſt der 40 Pfeiler, deſſen bisheriger Bewohnerin er das Schloß zu Drobent, (ſonſt Tiboſa,) anwies.

Jetzt trat er plötzlich in einer ganz andern Geſtalt auf. Aus dem Menſchenfreunde wurde ein Wüthrich, aus dem gutherzigen Könige ein Tyrann. Er ließ ſehr viel bauen, erpreßte aber das Geld dazu von armen Leuten, die oft ſelbſt nichts hatten, und überdieß noch gezwungen wurden, wöchentlich 3 Tage für ihn umſonſt zu arbeiten. So trieb er ſeine Grauſamkeiten ſechs Jahr, während welcher Zeit über 60000 Menſchen das Land verließen. Endlich im neunten Jahre ſeiner Regierung bekam er ſeinen Lohn. Man fand ihn im Jahre 2170 des Morgens in ſeinem Bette erdroſſelt. Seine Familie ſetzte ſeinen Leichnam im Pallaſte bey; allein das Volk bemächtigte ſich deſſelben, hieb ihn in Stücken, und niemand weis, wo dieſe geblieben ſind.

Nach ihm beſtieg den Thron der berühmte König Klatkhan, der in ganz Perſien als ein Heiliger verehrt wurde. Er war ein großer Liebhaber des Soldatenſtandes und brachte ſeine Armee auf 400000 Mann, ohne die Seemacht, die ſich auf 60000 Mann belief. Im Jahr 2167 ſchickte er eine Flotte nach China und Indien, um mit dieſen Ländern Handel zu treiben; ſie kam aber, ohne etwas bewirkt zu haben, wieder zurück. Der König, der ſich dadurch ſehr beleidigt fand, kündigte dem Könige von Siam *) den Krieg an; aber dieſer, beſorgt, er möchte ihm

*) Er hieß Siam Li-Tai und war ein mächtiger König. Von ihm ſtammte der Kaiſer Jeu-wam, der mit den Chineſen viele Kriege geführt und ſich ihnen durch ſeine Tapferkeit ſehr furchtbar gemacht hat.

ihm mit ſeiner Seemacht ins Land fallen, wartete ſeine Ankunft nicht ab, ſondern überzog ihn mit ſeiner Armee, nahm Sableſtan, *) Buſt und Weichend weg, beſetzte die ganze öſtliche Provinz Schudahar über $1\frac{1}{2}$ Jahr und ſuchte mit ſeiner Macht in das Innere des Landes einzudringen. König Klatkhau, in der Kriegskunſt erfahren, ſammelte im Stillen ſeine See- und Landtruppen, zog mit einer Armee von 100000 Mann gegen ihn an, nahm das Eroberte wieder in Beſitz, lieferte 2 glückliche Schlachten, erzwang einen freyen Handel, und ſchloß dann einen hundertjährigen Frieden. Er ſtarb im Jahre 2141, im neun und zwanzigſten ſeiner Regierung, und im 75ſten ſeines Lebens und hinterließ 3 Söhne und 4 Töchter, welche nach ſeinem Tode den Pallaſt der 40 Pfeiler bewohnten. Er liegt in der Stadt Ardabil begraben, die er nebſt ihrem ſchönen Schloſſe erbauete. Auch haben ihm 22 Tempel ihre Entſtehung zu danken.

Nach Klat-Khans Tode kam die Regierung an deſſen älteſten Sohn, der in die Fußtapfen ſeines Vaters trat. Bey Lebzeiten ſeines Vaters hatte er bereits die weſtlichen Provinzen verwaltet, und von den Einkünften der Stadt Suſter **) gelebt, die ihm ſein Vater, nebſt einem ſchönen Pallaſte, bey der Feyer des Friedensfeſtes ſchenkte. Er regierte ſehr glücklich, ließ in der Stadt Schiras ***) die hohe Schule erbauen und in Perſepolis den Pallaſt der 40 Pfeiler verſchönern. Er vermählte ſich im ſechsten Jahre

*) Dieſer Diſtrikt hieß Volba und war, von einem unbedeutenden armen Völkchen angebaut. Dieſe genannten Städte ſind hier nur deshalb angegeben, damit der Platz bemerklich würde, wo die Feinde eingefallen ſind.

**) Dieſe Stadt, oder vielmehr eine ältere, eine halbe Stunde davon gelegene, hieß Lakam, das aber längſt in einen Schutthaufen verwandelt worden iſt.

***) Dieſe war ſonſt nur ein offener Ort, wurde aber nach und nach angebauet und Klein-Perſepolis genannt.

Jahre ſeiner Regierung mit der jüngſten Tochter des Kö-nigs Aſpahm, zeugte aber keine Kinder, und ſtarb im Jahre 2118 im 65ſten Jahre ſeines Alters.

Ihm folgte ſein zweyter Bruder, welcher als Vicekönig die Provinz Mekan *) regiert hatte. Er war ein gro-ßer Freund der Künſtler und Manufakturiſten, zog daher viele Indianer, ſonderlich Seiden- und Cattunfabrikan-ten ins Land. Iſpahan vergrößerte er durch eine Vor-ſtadt, und verſchönerte es mit einem Schloſſe. In Schi-ras ließ er noch etliche hundert Häuſer bauen, und brachte den Seehandel mit den Chineſen ſo weit zu Stande, daß jährlich etliche 40 Schiffe dahin abgiengen. Er ſtarb unvermählt im Jahre 2101.

Ihm ſollte der dritte Bruder folgen, da er aber nie geſund, ſondern mit einer Art von Epilepſie behaftet war, ſo übergab er, mit Bewilligung des Reichs, die Regie-rung dem Feldherrn Obligahus. Dieſer war ein gebohr-ner Tartar und bey ſeiner Ankunft ins Reich ein ganz ge-meiner Menſch, hatte ſich aber durch ſeine Kenntniſſe bey dem verſtorbenen König ſo in Gunſt geſetzt, daß er ſich in kurzer Zeit zu der oberſten Feldherrnſtelle emporſchwang. Er war ein wilder Herr; regierte aber doch das Land ſehr gut. Auf der Inſel Ormus **) bauete er eine große und ſchöne Stadt, zierte ſie mit einem Sommerpallaſte und brachte die Hälfte ſeiner Regierung daſelbſt zu. Im Jahre 2097 ließ er die Städte Karzarom, Dizek,

Leme-

*) Seine Reſidenz hieß Oſtran. Woher ſie ihren Namen, und wer ſie gebauet hat, iſt unbekannt.

**) Von dem Volke, das ſie bewohnte, führte ſie den Namen Iſtrak. Die Bewohner, welche andere Sitten hatten als die Perſer, waren lange unabhängig, mußten ſich aber endlich den Perſern unterwerfen, die ihnen alle Jahre ein neues Oberhaupt zuſchickten.

Lemeaſir, und Aſtara *) von Grund aus bauen. Als er einmal kränklich war, fielen ihm die Tatarn ins Land; dennoch ſtellte er ſich an die Spitze ſeiner Armee, zog ſeinen Landsleuten, die ſchon die Provinz Schirwan, das ganze Turkomannien **) nebſt einem Theil von Georgien weggenommen hatten, mit einer Armee von 40000 Mann entgegen, wurde aber bey dem erſten Angriffe erſchlagen. Seine Gemahlin ließ ihm zu Ehren einen Tempel an dem nehmlichen Orte, wo er geblieben war, an einer Anhöhe nahe bey der Stadt Lahdjan ***) errichten; ſeinen Leichnam aber nach Perſepolis bringen und daſelbſt beerdigen. Sie regierte nach ſeinem Tode noch 6 Jahr ſehr glücklich und ſtarb im Jahre 2090 in Iſpahan ohne Erben.

Ein Etmadoulet, (Miniſter) Namens Feridunes, der ſchon im letzten Regierungsjahre der Königin, mehr als ſie geherrſcht hatte, ließ ſich zum Könige ausrufen; weil er aber nicht Geiſt genug hatte, ſo beredete ſich das Volk, wie es ihn des Thrones berauben und einen Andern darauf ſetzen wollte. Hierzu warf ſich ein Feldherr, Namens Huydus auf, und weil das Volk auf ſeiner Seite und die Soldaten bereits durch viele Geſchenke beſtochen waren, beſtieg er bald den Thron. Von dieſer Regierungsveränderung weis man folgende nähere Umſtände.

Feridunes, bereits ein Mann von 60 Jahren, hatte ſeine Gemahlin ſchon 16 Jahre gehabt und vergnügt mit ihr gelebt; da er aber von ihr keinen Erben erhielt, ließ er

*) Dieſe Städte ſcheinen ihre gegenwärtigen Namen ſchon lange gehabt zu haben, da ich ſie in der Perſiſchen Beſchreibung eben ſo gefunden habe.

**) Dieſer ganze Diſtrikt war damahls noch nicht allzuſtark bewohnt. Die Einwohner fielen von ihrem Fürſten Adalhamana ab, und begaben ſich unter den Schutz der Elamer.

***) Eine große und zugleich die Hauptſtadt des ganzen Diſtrikts, die in frühern Zeiten den Namen ihres Fürſten Adalhamana führte.

er ihr ein Schloß in der Jkaujay *) erbauen und nahm zur Gemahlin die Tochter eines Kaufmanns aus der Stadt Kaybiz, die 19 Jahr alt, ſchön und tugendhaft war. Auch ſie hatte ihn nach 6 Jahren noch mit keinem Erben beſchenkt. Ein Officier, Namens Pariſch, der oft in ſeinem Hauſe aus und ein gieng, und mit ſeiner Gemahlin, doch nicht auf eine unerlaubte Art, vertraut war, wurde vorzüglich von dem Huydus zur Ausführung ſeines Plans gebraucht. Mit dem Verſprechen der höchſten Ehrenſtellen, wurde ihm der Auftrag gegeben, zu verſuchen, ob er ſeinem Umgange mit der Gemahlin des Feridunes nicht noch einen höhern Grad von Traulichkeit zu geben vermöchte, was ihm, als einem ſchönen Jünglinge bald gelang. Er verſicherte ſie mit vielen Schwüren, daß ſich ihr Gemahl gegen ihn habe verlauten laſſen, wenn er mit ihr in einem Jahre keinen Erben bekäme, wolle er ſie, gleich ſeiner erſten Gemahlin, verſtoßen. Sie war ſchwach genug ſeinen Verſicherungen Glauben beyzumeſſen und befolgte ſeine Rathſchläge ſo unbeſchränkt, daß ſie während einer $\frac{5}{4}$ jährigen Abweſenheit ihres Gemahls in das Wochenbett kam. Feridunes befand ſich in den weſtlichen Provinzen, wo er die Vorſtadt Tuliga an der Stadt Auliskeran **) erbauen ließ, und hatte kaum Nachricht, was ſich in ſeiner Abweſenheit begeben hatte, erhalten, als er ſeinem Nebenbuhler Tod und ſeiner Gemahlin ewige Landesverweiſung ſchwur. Um ſeine Rache auszuführen, gab er dem General Huydus, von dem er noch nicht wußte, daß er ſich ſelbſt

*) Eine Wüſte, in welcher ſich ein Berg befindet, von dem das Schloß verſchüttet worden iſt. Sie liegt 2 und eine halbe Stunde von Tauris oſtwärts in einem Buſche. Auf den Ruinen des Schloſſes iſt ein Dorf, Namens Hamjahga, von einem der Oberhäupter der Königin Semiramis erbauet, der es nach dem Namen ihrer Tocher benannte,

**) Jetzt iſt es ein Ort von etwa 30 Häuſern. Er liegt auf den Trümmern der ehemahligen Stadt Tugabary.

ſelbſt zum Könige hatte ausrufen laſſen, Befehl, ſeinen Nebenbuhler in Verhaft zu nehmen und ſeine Gemahlin genau zu beobachten, damit ſie ſeinem Plane nicht entgegen handeln könnte. Pariſch und Huydus hatten ſich indeſſen ſchon an des Königs Kammerdiener gewendet, und ihn unter Verſprechung eines hohen Ranges beredet, den König aus dem Wege zu räumen. Dieſe Verſprechungen fanden Eingang, der Kammerdiener brachte dem alten und redlichen Feridunes Gift bey, woran er in 3 Tagen ſtarb. Huydus ſah ſich nun auf dem Throne befeſtigt, und belohnte das Bubenſtück des treuloſen Pariſch, der die Gemahlin des Ermordeten ehelichte, mit der Stadt Raſſuſy. *) Doch beyder Glück währte nicht lange, denn in Zeit von einigen Wochen verfiel die nunmehrige Gemahlin des Pariſch in eine tiefe Melancholie, und als ſie vernommen, daß Feridunes wirklich mit Gift vergeben ſey, ſo ſoll ſie ſelbſt welches zu ſich genommen haben. Ihr Kind von dem Pariſch ſoll durch die Bruſt der Mutter zu viel Gifttheilchen in ſich geſogen haben, und daher am 2ten Tage, die Mutter aber erſt den neunten Tag nach dem Empfange des Giftes geſtorben ſeyn.

Huydus trat ſeine königliche Regierung 2088 an, und ihm wurde ein Vicekönig Namens Güthama, zur Seite geſetzt. Seine Regierung war untadelhaft, ob er ſich gleich durch Verbrechen auf den Thron geſchwungen hatte. Er liebte ſeine Unterthanen und brachte beſonders das Land durch den Seehandel in Flor. Er verſtärkte ſeine Seemacht bis zu 100 Schiffen, die zweymahl des Jahres eine Fahrt nach Indien und China unternahmen, eröffnete auch einen Handel mit Griechenland und Egypten

*) Man weiß jetzt die Lage dieſer Stadt nicht mehr anzugeben. So viel iſt gewiß, daß ſie in der weſtlichen Provinz Kuſiſtan lag, und daß ſie ein gewiſſer Heerführer, Ranus, auf deſſen Grabe in Suſa noch gegenwärtig eine Säule zu ſehen iſt, erbauen ließ.

ten, unternahm mit ſeiner Flotte eine Reiſe nach Egypten und brachte von da viele Künſtler und Gelehrte zurück. In Iſpahan und Perſepolis ließ er Gelehrtenſchulen anlegen, und in der letzten Stadt insbeſondere eine Sternwarte, die durch Gelehrte aus Egypten verſehen wurde. Das Land hat ihm 32 Tempel zu verdanken; die Stadt Nimſcha ließ er von Grund aus bauen; mit den Tartarn ſchloß er einen Friedenstraktat auf hundert Jahr. Kurz das Land kam unter ſeiner Regierung in den blühendſten Zuſtand. Er regierte 37 Jahr, ohne in ſeinen glücklichen Unternehmungen von irgend etwas geſtört worden zu ſeyn; er ſtarb im Pallaſte zu Tauris im Jahr 2051 und hinterließ 4 männliche und 3 weibliche Erben. Er liegt im einer von Iſpahans Tempeln begraben.

Ihm folgte ſein älteſter Sohn Guſtdala, der ſich den ſchändlichſten Lüſten ergab und ſeinem Vater in keinem Stücke ähnlich war. Er war der erſte unter den Königen, der unverheyrathet blieb, aber eine Menge von Kebsweibern beybehielt, mit welchen er ſchon vorher gelebt hatte. Von ihm weiß die Geſchichte nichts weiter zu erzählen, als daß er ſeinen Mätreſſen viele Schlöſſer erbauen ließ, und mit ihnen in Zeit von 16 Jahren 20 Kinder erzeugte, wovon aber keins das Jünglingsalter erreicht haben ſoll. Er ſtarb zu Ormus, wo er unter ſeinen Mätreſſen lebte, im Jahre 2045 und liegt in der Stadt Diarbekir begraben, wo er ſich noch bey Lebzeiten ſein Begräbniß erbauen ließ.

Dieſem folgte der zweyte Bruder, der durch Liebe ſich jedermann geneigt machte. Er brachte den Seehandel zu einer größern Vollkommenheit, ſo daß unter ſeiner Regierung die Perſer zuerſt nach Indien, und von da wieder glücklich zurück in ſeine Staaten ſeegelten. Er unternahm ſogar einen Seekrieg wider den indiſchen König Seſoſtro, und führte ihn mit glücklichem Erfolge.

Im ganzen Reiche hat er hin und wieder einige 50 Tempel erbauet, und überhaupt durch das ganze Land

blühen-

blühenden Wohlſtand verbreitet. Er lebte mit ſeiner Gemahlin in voller Eintracht, genoß aber nicht die Freude, von ihr einen Erben zu ſehen, welches ihm einen Theil ſeiner Lebensfreuden verbitterte. Betrauert von allen ſeinen Unterthanen ſtarb er im Jahre 2017 und fand ſeine Ruheſtätte an der Seite ſeines Vaters.

Der dritte Bruder, der bey dem Abſterben des Vorigen ſchon ein etwas hohes Alter erreicht hatte, liebte die Einſamkeit und ein ruhiges Leben zu ſehr, als daß er ſich nach einem Throne ſehnen ſollte, wo er beides nicht zu erwarten hatte. Er überließ daher freywillig die Regierung ſeinem jüngſten Bruder und lebte, wie zuvor unter einigen ihm verwandten Frauenzimmern auf dem Pallaſt zu Tauris mit weniger Bedienung zufrieden ein ſtilles Leben, das er im 62ſten Jahre beſchloß.

Der Jüngſte führte als der würdigſte Nachfolger ſeines zweyten Bruders die guten Unternehmungen deſſelben glücklich fort. Die Flotte erhielt unter ihm einen beträchtlichen Anwachs. Er errichtete einen Vertrag mit dem Könige Seſoſtro, und dem Könige Han von China, erneuerte auch die Schiffahrt nach Egypten, die ſchon lange darnieder gelegen hatte. Man wußte zuvor in Perſien nichts vom Getraidebau; er war der erſte, der ihn aus Egypten dahin verpflanzte. Er glaubte, daß er dann erſt getreue, gute und glückliche Unterthanen haben würde, wenn ſich Sittlichkeit allgemein unter ihnen verbreitete, war daher um gute moraliſche Schriften beſorgt, und brachte viele dergleichen aus Egypten in ſein Land. Auch zog er viele ausländiſche Gelehrte in ſein Reich und ließ in jeder Hauptſtadt ein Collegium anlegen. Sechs und zwanzig Jahr regierte er unter ſteten Bemühungen ſeine Unterthanen zu beglücken und ſtarb im 83ſten Jahre ſeines Lebens, im Jahre 1991. Er wurde in dem Pallaſte der 40 Pfeiler begraben.

Dieſem folgte in der Regierung Abuelkhires, ein Verwandter weiblicher Linie, der mit vorzüglichen Regierungsgaben auch die eines Philoſophen verband. Er ſchrieb eine Theologie unter dem Titel: Monaki, in welcher er nur ein höchſtes Weſen annahm, das Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt ſey. Zu Corabat errichtete er eine neue Schule und ſtiftete eine neue Sekte, die in Zeit von 5 Jahren 70000 Anhänger bekam. Als er mit den Tartarn in einen Krieg verwickelt wurde, zeigte er ſich auch als ein tapfrer und erfahrner Heerführer und trieb die Feinde mit vielem Verluſte weit über die Gränze zurück. Unter ſeiner Regierung erhob ſich ein prächtiges Schloß in Schiras, ſo wie ihm auch die beiden Städte Boxſam und Marette ihren Urſprung zu verdanken haben. Er ſtarb im Jahr 1952, im 87ſten Jahre ſeines Alters, im 39ſten ſeiner Regierung ohne Kinder. Sein Leichnam wurde einer Grabſtätte anvertraut, die er ſich, ehe er König war, in einem Garten der Stadt Tuberan bereiten ließ. Seine Gemahlin regierte unter Beyhülfe des Hamair noch 6 Jahr nach ſeinem Tode; da ſie aber nach Verfluß derſelben mit einem Sohne niederkam, ſo wurde ihr dieſer abgenommen, ihr aber ſelbſt auferlegt, binnen 2 Monaten das Land zu räumen. Sie beſchloß hierauf ihr Leben in einem unterirdiſchen Tempel, den ſie ſich auf erhaltene Erlaubniß eines indiſchen Königs bey Surate auf ihre Koſten hatte erbauen laſſen *).

Jetzt trat in Hamair, der ſich als König, Behram I. nennen ließ, einer der blutdürſtigſten Tyrannen, den Perſien je ſah, auf den Thron. Er wollte ſein ganzes Reich umſchaffen und die halbe Welt gewinnen, weshalb er mit den Chineſen einen neunjährigen Krieg führte, in welchem ſeine ganze Flotte vernichtet und der Handel des ganzen Reichs gehemmt wurde. Viele Gelehrte, die von ſeinen

Vor-

*) Es iſt dieſes der Tempel von welchem die Leſer weiter oben eine Beſchreibung erhalten haben.

Vorfahren ins Reich gezogen worden, verjagte er wieder aus demſelben, und ließ eine Menge Gefängniſſe zur Peinigung ſeiner Unterthanen erbauen. Er hatte 3 Gemahlinnen, mit deren erſter er nur 3 Jahr lebte. Sie ſtarb, als ſie eben von einer Prinzeſſin entbunden worden war, und man ſagt, daß der Vater bald nach ihrem Tode das Kind umgebracht habe. Mit der zweyten, einer Indianerin, lebte er 9 Jahre. Sie gebahr ihm 2 Söhne und 3 Töchter. Die dritte war die Tochter eines griechiſchen Philoſophen, ein frommes, tugendhaftes Weib. So wie ihre Geſinnungen von einander verſchieden waren, ſo konnten ſie auch kein Behagen an einander finden. Sie lebten in einer kinderloſen Ehe getrennt, ſie in Iſpahan, er auf einem der Palläſte der Stadt Bahrein, den er ſich hatte erbauen laſſen. Er ſtarb 1925 im 21ſten Jahre ſeiner Regierung. Sein Grab findet ſich im Tempel zu Koraſan. Er hinterließ 1 Tochter und 2 Söhne, welche ſich unter der Aufſicht ihrer Stiefmutter im Pallaſte der 40 Pfeiler befanden.

Die hinterlaßne Wittwe regierte nun ſtatt ihres älteſten Stiefſohnes und war bemüht, wieder gut zu machen, was ihr Gemahl verdorben hatte. Sie zog die, die von ihm waren vertrieben worden, wieder ins Reich zurück; rüſtete eine Flotte aus, die ſie nach China und Egypten ſchickte; vergrößerte den Pallaſt der 40 Pfeiler; bauete eine Stadt, die ſie nach ihrem verſtorbenen Gemahl Hamair nannte, und viele Tempel, die ihren Namen führten. Sie ſtarb im Jahre 1920.

Die beiden Söhne theilten das Reich unter ſich und regierten unter dem Namen Behram II. und III. Sie folgten dem Beyſpiele ihrer guten Mutter; wurden aber mitten in dem glücklichen Fortgange ihrer Regierung von einem Tartariſchen Fürſten vom Throne geworfen, nachdem ihre Regierung kaum 5 Jahre gedauert hatte. Sie ver-

verließen ihr Vaterland und begaben ſich nach China, von wannen man nie wieder etwas von ihnen erfahren hat.

Dieſer Tartariſche Fürſt trat unter dem Namen Kasrau Behram IV. die Regierung 1915 an. Er war ein Tyrann gegen ſeine Unterthanen, aber ein ſehr guter Feldherr. Er machte viele Eroberungen in Indien und ſicherte die Gränzen ſeines Reichs wider ſeine eignen Landsleute ſo gut, daß ſich keiner derſelben über dieſelben wagte. Er brachte die Anzahl ſeiner Schiffe bis auf 40 und trieb mit den Griechen einen ſtarken Handel. Nachdem ſeine Gemahlin 3 Jahre vor ihm geſtorben war, ſtarb auch er im Jahre 1894 im 21 Jahre ſeiner Regierung. Sein Grab erhielt er in dem Tempel der Stadt Aderbiyana, welchen der König Hamair hatte erbauen laſſen. Er hinterließ einen Sohn und 3 Töchter.

Der 19jährige Sohn des Verſtorbenen erhielt das Reich, und folgte den Fußtapfen ſeines Vaters in allem. Da er ſich 7 Jahr in Indien aufgehalten, hatte er daſelbſt die Manichäiſche Religion angenommen, und bemühte ſich, aus Vorliebe zu derſelben, ſie dem ganzen Lande aufzudringen, wodurch aber ein allgemeiner Aufruhr veranlaßt wurde, in welchem eine Menge Menſchen das Reich verließen. Kaum hatten dieſes die Tartarn bemerkt, als ſie mit einer unzählbaren Armee ins Land einfielen, und durch Verſprechungen der Freyheit im Handel und der Religion die Einwohner auf ihre Seite zu ziehen ſuchten; allein das Volk, von 2 tartariſchen Königen hinter einander nicht wenig gedrückt, traute den Worten ihrer Landsleute nicht, ſondern ergriff vielmehr mit Weibern und Kindern die Waffen und jagte die Tartarn wieder zum Lande hinaus. Die Sieger wollten zwar ihren König behalten, ließen ſich aber von ihm ſchwören, daß er ſie bey ihrer vorigen Freyheit in der Religion laſſen, dem Handel wieder freyen Gang zur See verſchaffen, und das, was die Tartarn bey ihrem jetzigen Einfalle verwüſtet hatten wie-

der

der herſtellen wolle. Er mußte ſich auch gefallen laſſen, daß ſie ihm noch einen Andern an die Seite ſetzten. Nach dieſen Vorfällen verheyrathete er ſich mit der Tochter des verſtorbenen Königs Hamair und regierte von dieſer Zeit an über ſeine Unterthanen ſanft und glücklich. Er ſtarb im Jahre 1841 nachdem er 53 Jahre regiert hatte, und wurde im Pallaſte der 40 Pfeiler begraben. Er hinterließ 4 weibliche Erben.

Nach ſeinem Tode behielt ſeine Gemahlin die Regierung; ernannte aber ſogleich einen gewiſſen Pallertes zum Vicekönig, der von ſeiner erſten Jugend auf am königlichen Hofe erzogen und alle Schulen durchgegangen war. Schon im erſten Jahr wurde er zum wirklichen König ausgerufen, indem er die zweyte königliche Prinzeſſin heyrathete und die Mutter ſich des Königreichs freywillig begab, und ſich dagegen bloß die 40 Pfeiler zu ihrem Wittwenſitze vorbehielt. Pallertes ließ ſich in der Stadt Kospazin, in der Mitte des Reichs einen prächtigen Pallaſt erbauen, wo er ſein Hoflager hielt. Er regierte überaus glücklich und ſuchte vorzüglich mit allen Völkern in Freundſchaft zu leben. In jeder Stadt ſeines Reichs ließ er 2 Schulen errichten. In der einen wurde die Jugend in den Sitten und Gebräuchen ihrer Religion unterrichtet, und in der andern erhielt ſie Unterricht in Allem, was zum Soldatenſtande gehörte. Er ſelbſt war ein kluger und tapfrer Soldat und bewieß ſolches in einem Kriege, den er im achten Jahre ſeiner Regierung mit den Indianern und Chineſern zugleich führte. Dieſe beiden Nationen hatten ihm verſchiedene Schiffe weggenommen, und gaben nicht undeutlich zu verſtehen, daß ſie Willens ſeyen, ſeine Seemacht zu ſchwächen. Allein dieſe war bereits auf 300 Schiffe angewachſen, ſämmtlich mit Truppen beſetzt, die den See- und Landdienſt ſehr gut verſtanden. Der König führte daher einen 5 jährigen Krieg wider beide Nationen, in welchem er viele Vortheile über

 ſie

ſie erlangte und ſie endlich zwang, einen Frieden anzunehmen, wie er ihnen denſelben vorlegte. Er kam im Jahre 1828 ſiegreich zurück, und bezog den Pallaſt der 40 Pfeiler, wo ſeine Schwiegermutter während ſeiner Abweſenheit verſtorben war. Da ihn zu eben der Zeit ſeine Gemahlin mit einem Prinzen beſchenkt hatte, ſo bauete er dieſem zu Ehren eine Stadt und nannte ſie nach ſeinem Namen Ecback. Den Pallaſt der 40 Pfeiler ließ er um vieles verbeſſern und erweitern, und zog vorzüglich die Canäle in demſelben. Er regierte 27 Jahr und ſtarb 1814. In Tabris hatte er ſich eine Tempel-Halle erbauen laſſen, in welcher er mit ſeiner Familie ruhen wollte; und er war der erſte, der in derſelben beygeſetzt wurde. Er hinterließ 2 männliche und 1 weiblichen Erben.

Nach ſeinem Tode übernahm die Wittwe mit ihrem älteſten 19 jährigen Sohne Palertes II. die Regierung. Sie herrſchten in ununterbrochener Ruhe, bis nach Verfluß von 9 Jahren ein allgemeiner Bürgerkrieg ausbrach. Ein arabiſcher Emir hatte ſich mit der Prinzeſſin des Khasrau Behram IV. verheyrathet und Söhne mit ihr gezeugt. Er machte jetzt Anſprüche an das Land und verlangte den Brautſchatz, den es ſeiner Gemahlin zu geben ſchuldig ſey. Ohne ſich zuvor in Traktaten einzulaſſen, brachte er in dem nördlichen Theile des Landes eine Armee von 40000 Mann zuſammen und drohete, den König damit vom Throne zu werfen. Viele Provinzen hatten ihn ſchon als König erkannt, als ihm der tapfre perſiſche König mit ſeinem eben ſo tapfern 22 jährigen Bruder entgegen zog, ihn in zwey Schlachten ſchlug, und zum Rückzuge nöthigte. Der Bruder des Königs wurde dabey unglücklich verwundet.

Der König, ob er gleich den Emir weiter nicht zu fürchten hatte, bewilligte ihm dennoch eine große Summe Geldes nebſt der Provinz Kilan zur Ausſteuer für ſeine Gemahlin. Nach Beendigung des Krieges vermählte ſich

der

der König mit einer Nichte weiblicher Linie des Königs Hamair, deren Vater, Latmazur, ein Mann von groſſen mediciniſchen Kenntniſſen, Gouverneur der öſtlichen Provinz Segeſtan war. Der König lebte mit ſeiner Gemahlin einträchtig und zufrieden und zeugte 9 Söhne und 5 Töchter. Seinen jüngſten Bruder ſetzte er ſich als Mitregent an die Seite und regierte mit dieſem das Land ſo gut und glücklich, daß es zu einem Wohlſtand erhoben wurde, den es in etlichen hundert Jahren nicht wieder genoß. Er ſtarb 1764 im 69ſten Jahre ſeines Alters.

Sein jüngerer Bruder, der bereits ein Herr von 59 Jahren war, regierte nun mit der Wittwe gemeinſchaftlich fort. Er war bereits mit der Stabzipoſia, der Prinzeſſin eines Georgiſchen Fürſten, die zu der Zeit für die ſchönſte im Lande galt, vermählt und hatte mit ihr 7 Kinder erzeugt. Der Wittwe ſeines Bruders überließ er den Pallaſt der 40 Pfeiler, nebſt der Stadt Schiras als Wittwenſitz; er ſelbſt aber reſidirte in ſeinem Pallaſte zu Tabris. Schon im erſten Jahre ſeiner Regierung theilte er das ganze Reich in 12 Provinzen, gab jedem der Söhne ſeines Bruders eine, und behielt die übrigen 3 für ſeine 3 Prinzen; ſich ſelbſt aber behielt er vor, die Oberherrſchaft über das ganze Reich zu führen. Der Wittwe und den Prinzeſſinnen überließ er die Einkünfte von den Landſchaften Aſturia und Turkomannien, und führte für die noch unmündigen Prinzeſſinnen die Vormundſchaft. Im fünften Jahre ſeiner Regierung wurde das Land mit einer Peſt heimgeſucht, von der in Zeit von 4 Monaten 200000 Menſchen weggeraft wurden. Die Familie ſeines Bruders verlor 3 Söhne und 2 Töchter, er ſelbſt 2 Söhne, 4 Töchter und ſeine Gemahlin. Nach Verfluß eines Jahres büßte er auch ſeinen noch übrigen älteſten Sohn ein, der, als das Schloß zu Suſa in Feuer aufgieng, ſich nicht aus demſelben retten konnte und alſo auf die elendeſte Art mit verbrannte. Dem Vater zogen Schmerz und Kum-

mer über dieſen Verluſt ein verzehrendes Fieber zu, an welchem er 1751 im 13ten Jahre ſeiner Regierung und im 72ſten ſeines Alters den Geiſt aufgab.

Nach ihm übernahm der älteſte Sohn des vorletzten Königs die Regierung. Er bezog gleich anfangs die Provinz Schirwan, und erbauete daſelbſt eine ſchöne Stadt, die er nach ſeiner Gemahlin Hirkania nannte. Dieſe Dame war eine gebohrne Griechin, deren Vater, der am Hofe des Königs als Gelehrter lebte von einem der Heerführer mit Gift aus dem Wege geräumt wurde. Die Großen des Reichs kamen ſogleich auf die Vermuthung, daß dieſe Ermordung nicht ohne Veranlaſſung des Königs möchte geſchehen ſeyn und warfen dieſerwegen einen ſo groſſen Haß auf den König, daß ſie ihn mit aller Gewalt vom Throne geſtoßen, und den noch jungen, nur 18 jährigen Prinzen Frakto auf denſelben geſetzt wiſſen wollten. Allein das Volk erregte wider die Großen einen Aufſtand, in welchem von beiden Seiten verſchiedene ihr Leben verloren. Damit würde die Sache noch nicht beendigt worden ſeyn, wenn nicht der König, der nun mit ſeinem Militär einige Ruhe ſtiftete, dem Volke und den Großen einen gütlichen Vergleich vorgeſchlagen hätte. Er ließ nehmlich von ſeinem Feldherrn Sabmant die Stimmen unter dem Volke und den Großen ſammeln, woraus ſich ergab, daß bey weitem der größere Theil ſeinen alten König behalten wollte. Jetzt da er auf ſeinem Throne wieder feſt geſetzet worden war, erklärte er ſelbſt den Prinzen Frakto zum Vicekönig und gab ihm die beiden Landſchaften, Farſiſtan und Schirwan, die er von ſeinem Bruder ererbt hatte, zum Erb- und Eigenthume. Seine Regierung war eine der rühmlichſten. Er übte Gerechtigkeit und belohnte das Gute. An Gelehrte und Künſtler wandte er ungemein viel. Vom Kriege war er ein Feind, er zeigte aber doch, daß er ihn zu führen verſtand, wenn er dazu gezwungen wurde. So hatten ihm die Griechen und Antineſen ei-

nige Schiffe weggenommen, wollten ihm auch die Fahrt nach Egypten ſtreitig machen. Mit beiden ließ er ſich daher in eine Seeſchlacht ein, verlor aber darin über 80 Schiffe. Größeres Zutrauen hatte er auf ſeine Landtruppen geſetzt; womit er auch ſeinen Feinden innerhalb 5 Jahren 8 Schlachten abgewann, und damit allen Schaden wieder gut machte. Er ſchloß im 6ten Jahre mit ihnen Frieden, mußte aber geſtatten, daß ſeinen nach Egypten gehenden Schiffen ſchwerer Zoll auferlegt wurde. Darüber verdrießlich, ließ er den ganzen Handel nach Egypten fahren. Dieſes dauerte jedoch nicht lange; denn noch während ſeiner Regierung fanden die Egyptier den Weg nach Perſien, und kamen zum erſtenmahle mit ihren Schiffen ins Land, den ſtockenden Handel wieder in lebhaftern Gang zu bringen. Nach des Königs Zurückkunft aus dem Kriege ließ er den Pallaſt zu Hurmus bauen. Zu Schiras errichtete er in dem nämlichen Jahre ein Schauſpielhaus und beſoldete die Schauſpieler aus ſeiner Chatoulle. Er war der erſte, der jeder Nation freye Religionsübung und allen freyen Zutritt in ſein Land geſtattete.

Er kaufte während ſeiner Regierung mehrere tauſend Sklaven und ließ ſie unmittelbar nachher frey. Er lebte äußerſt frugal; man fand aber doch nach ſeinem Abſterben ſo wenig Vermögen, daß ſeine Geſchwiſter ſeiner Gemahlin eine Penſion, und ſeinen 6 hinterlaſſenen Kindern der folgende König eine Summe ausſetzte, damit ſie nur nach ihrem Stande konnten erzogen werden. Er ſtarb 1729 und liegt im Pallaſte der 40 Pfeiler begraben. Er hinterließ 4 Söhne und 2 Töchter.

Der Sohn Palertes des II. erhielt nach ihm das Reich, ein noch unvermählter, 41 jähriger Herr, der ſich aber viele Kebsweiber hielt. Er trat in die Fußtapfen ſeines Vorfahrers. Er ſetzte den älteſten Sohn ſeines Onkels als Vicekönig über die ſüdlichen Provinzen, wieß der königlichen Wittwe mit ihren Kindern den Pallaſt der 40 Pfei-

Pfeiler zum Wittwenſitz an; er ſelbſt aber reſidirte in ſeinem Pallaſte zu Iſpahan. Mit ſeinem Schwager, dem Feldherrn Fabtamor brachte er die Seemacht in einen guten Stand, und bemühte ſich, den Seehandel zu vergrößern. Im Jahre 1724 ſchickte er eine Flotte von 200 Segeln aus, die reich beladen wieder zurückkam: 1722 ließ er die Stadt Amanus bauen, und zierte ſie mit einem ſchönen Pallaſt und 5 Tempeln. 1720 wohnte er einem Kriege wider die Indier bey, zeigte ſich in demſelben als Held, und brachte viele Beute zurück, nebſt einigen tauſend Gefangenen. Unter dieſen waren 3 Prinzeſſinnen des Königs von Bantam, Xaſophaſus, die er als Geißeln zurückbehielt. Da er dieſelben als Beyſchläferinnen gebrauchte, ſo zog er ſich dadurch viele Feinde zu. Die älteſte gebahr eine Tochter von ihm und ſtarb im Wochenbette; die andern beiden wurden im Jahr 1717, da ihr Vater mit Tode abgieng, wieder zurück nach Indien gebracht.

Im Jahr 1716 zog er wieder gegen die Araber, aber mit unglücklichem Erfolge zu Felde. Er verlor 3 Schlachten; doch ſein Schwager Fabtamor erſetzte endlich durch den Gewinn einer vierten den anfänglichen Verluſt wieder. Der König gieng hierauf 1712 wieder nach Perſien zurück und ſtarb das Jahr nachher an einer Wunde, die er im Kriege erhalten hatte. Er wurde in Iſpahan begraben.

Nach ihm übernahm Frakto die Regierung, der mit allem Rechte der Fromme genannt wurde. Als König ließ er ſich Behram V. nennen. Tempel und Kirchen ließ er in Menge bauen, ſonſt aber hat ihm das Land nichts zu verdanken. Seine Gemahlin ſtammte noch aus der alten königlichen Familie Hamair, und ſchenkte ihm acht Töchter. Er lebte mit ihr ſehr zufrieden, ungeachtet ſie nichts weniger als ſeinen Sinn hatte. Denn ſie ließ keine Luſtbarkeit vorüber gehen, der ſie nicht beygewohnt

wohnt hätte. In Schiras ließ ſie, nachdem ſie den Pallaſt der 40 Pfeiler bezogen hatte, eine Reit- und Tanzſchule anlegen, auf welchen beiden ſie ſich fleißig ſelbſt mit übte. Sie regierte mehr als ihr Gemahl und jede Sache, die nicht auf dem jährlichen Landtage ausgemacht wurde, entſchied ſie. Alle Unterthanen waren mit ihren Ausſprüchen vollkommen zufrieden; nur der jüngſte Bruder des Königs, Sabridons ſetzte ſich dawider, und hetzte die Großen an, ſeinem Bruder, der ſeiner Würde unwerth ſey, die Regentſchaft abzunehmen, ihn ſelbſt aber an ſeine Stelle zu ſetzen. Das Volk verweigerte das Verlangen des Prinzen; um ihn aber doch einigermaßen zu befriedigen, ſetzte es ihn zum Mitregenten und verſprach ihm nach dem Tode des Bruders die Regentſchaft allein. Doch er wurde von ſeinem Bruder, dem Könige, überlebt; denn er ſtürzte im Jahre 1706 bey Kermauer vom Pferde und zerbrach ſich 2 Ribben, woran er ſterben mußte. Er wurde auf ſeinem Schloſſe in der Stadt Suſa begraben, wo auch ſeine Gemahlin mit ihren 2 Töchtern ihre Lebenszeit hinbrachte, und die Herrſchaft über die Provinz Kuſiſtan als Witthum genoß.

Jetzt hatte Frakto die Regierung wieder allein. Das Volk, das mit der Herrſchaft ſeines Bruders wenig zufrieden geweſen war, überließ ihm das ganze Land um ſo lieber. Er regierte es 47 Jahre hindurch, und, da er ein eingeſchränktes Leben führte, befreyte er das Volk von allen ſchweren Abgaben. Er ſtarb im Jahre 1664 und wurde in der Stadt Schiras begraben. Seine Gemahlin regierte noch 3 Jahr bis zu ihrem Tode, und wurde an ſeine Seite gelegt.

Durch eine allgemeine Stimmenwahl wurde nun der Sohn von Frakto's jüngſter Schweſter, der große Feldherr Hartanoja, auf den Thron geſetzt. Er war zu ſeiner Zeit der tapferſte ſeiner Familie. Sein Vater, einſt nicht weniger tapfer, General der Fußvölker, wurde von dem

dem General Davary bey Kiſmich in der Landſchaft, die ihm ſeine Gemahlin zum Brautſchatze mitbrachte, nahe an ſeinem Pallaſte ermordet.

Als Hartanoja die Regierung antrat, war er 29 Jahr, und hatte die 2te Tochter des verſtorbenen Königs zur Gemahlin, mit der er ein glückliches Leben führte. Das erſte Jahr ſeiner Regierung fieng ſich ſchon mit einem Kriege wider die Tartarn an, in welchem er viele perſönliche Tapferkeit zeigte und ihnen ſehr viel abnahm. Er lag 5 Jahr gegen ſie zu Felde und zog nicht eher wieder zurück, als bis er einen für ihn ſehr vortheilhaften Frieden geſchloſſen hatte. Im Jahr 1655 kreuzte er mit einer Flotte in den Gewäſſern von Aſien, wobey er ſich ebenfalls viel Ruhm erwarb. Der König von Ceilon, Wibuſchanen, wollte ihm die See zweymahl ſtreitig machen. Er trug aber beidemahl den Sieg davon. Im Jahr 1649 kam er glücklich und mit vieler Beute beladen wieder zurück. Während ſeiner Abweſenheit hatte die Landſchaft Kuſiſtan durch Erdbeben viel gelitten, und die Stadt Hahofartan war in einen Schutthaufen verwandelt worden. Sein Erſtes war alſo jetzt, die Stadt wiederherzuſtellen, die er nach ſeiner Gemahlin Amuas benennen ließ. Zu Tauris ließ er einen prächtigen Pallaſt erbauen, den er mit dem Namen Naven belegte, weil er das darauf verwendete Geld von dem Könige von Ceilon, Wibuſchanen erbeutete, welcher es von ſeinem Vorfahren Naven ererbt hatte. Er brachte auch die Eiſenbergwerke in Gang und ließ große Waffenfabricken anlegen, die in der Folge dem Lande erheblichen Nutzen verſchafften. Er ſtarb im Jahre 1613 im 30ſten Jahre ſeines Alters: hinterließ 3 mannbare Söhne und 3 mannbare Töchter, und wurde nach Iſpahan an der Seite ſeiner Gemahlin begraben, die 3 Jahr vor ihm geſtorben war.

Die 3 Söhne deſſelben theilten das Land unter ſich. Der älteſte, Ademanus, nahm die 4 Landſchaften Frakto, Kuſiſtan, Adirbeitzan und Schirwan, und zahlte der jüngſten Schweſter ihren Brautſchatz davon aus. Der zweyte, Somom erhielt Kilan, Koraſan, Sableſtan und Segeſtan und ſtattete davon ſeine zweyte Schweſter aus. Der jüngſte bekam Candahar, Mecram, Kerman und Farſiſtan, und gab davon der älteſten Schweſter eine Ausſteuer. Dieſe drey Brüder waren ſehr verſchieden von einander: der jüngſte war Philoſoph, der älteſte Theolog, und der mittlere ein Krieger. Anfänglich regierten ſie einträchtig, doch bald ſtörte ein Begegniß den Frieden. Die Indier weigerten ſich, von den Schiffen, mit welchen ſie nach Perſien fuhren, Zölle zu geben; ungeachtet ſie von den perſiſchen Schiffen in ihrem Lande welche verlangten. Der älteſte Bruder ſchwieg dazu, und wollte es ſich gefallen laſſen; die andern griffen aber zu den Waffen, und verlangten, daß jener mit ihnen gemeinſchaftliche Sache machen ſollte. Er blieb jedoch bey ſeinem Sinne und befahl ſeinem Feldherrn, ſich in keinen Krieg einzulaſſen, ob er ſchon eine Macht von 100000 Mann hatte. Die andern beiden Brüder zogen nun zuvörderſt eine Linie um die Gränzen ihres Reichs, um dadurch den Feind von dem Eindringen abzuhalten, vereinigten alsdann ihre übrige Macht, fielen mit derſelben in die Länder ihres Bruders, machten ſeine Armee zu Gefangenen und zwangen ihn, ihnen beyzutreten. Mit dieſer verſtärkten Macht giengen ſie dem Feinde entgegen und nöthigten ihn in Zeit von 4 Jahren zum Abzuge. Jetzt zogen ſie ſiegreich zurück; aber die Freude der Einwohner legte ſich bald, als ſie vernahmen, daß ſie im Felde über 80000 ihrer Brüder verloren hätten. Dieſe Stimmung benutzte der mittlere Bruder Somom, das Volk aufzuwiegeln, und ſchon war ein allgemeiner Bürgerkrieg nahe, als der jüngſte Bruder durch vernünftige Vorſtellungen die Ruhe wieder

der herſtellte, und es bey dem Volke ſo weit brachte, daß zwar das Reich getheilt blieb, die Armee aber ganz allein unter dem Mittelſten, die Civil- und Criminalſachen unter ihm, und die Religionsſachen unter dem älteſten Bruder ſtehen ſollten.

Somom war der erſte, der mit Tode abgieng, und ſeinen älteſten Sohn mit Vorwiſſen der andern Regenten auf den Thron ſetzte. Somom ſtarb im Jahre 1591 und hinterließ 4 Söhne und 1 Tochter. Er liegt in Tauris unter ſeiner Familie begraben.

Räthanam hieß der älteſte Sohn des Somom, der ſtatt ſeines Vaters zum Mitregenten ſeiner väterlichen Brüder angenommen wurde. Er war ein erfahrner und tapfrer Krieger, in der Schule ſeines Vaters erzogen. Da er ſeine Soldaten oft ganze Monate hindurch im Bogenſchießen und Exercieren übte, ſo zog er ſich bald den Haß ſeiner Mitregenten zu, ſo daß ſie ihm das Commando über ihre eignen Soldaten abnahmen, und daſſelbe einem gewiſſen Wahagrobaun anvertrauten. Dieſen brachte Räthanam indeſſen ſehr bald durch Geſchenke auf ſeine Seite, überzeugte ihn, daß es nicht gut ſey, den Soldaten zu viel müßige Zeit zu laſſen, und überredete ihn ſogar, ſich mit ihm gegen den König von Ceilon, der ihnen zu viel Tribut abforderte, in einen Krieg einzulaſſen.

Da Wahagrobaun geizig war, und glaubte, daß er ſeinen Vortheil dabey finden würde, wann die Sache glücklich abliefe, ſtimmte er ein, entwarf auch zur Ausführung einen Plan, nach welchem der Krieg unternommen werden ſollte. Sie wollten eine Handelsflotte von hundert Schiffen nach Indien ſchicken, und dieſer ſollte ſogleich eine Kriegsflotte von 300 Schiffen nachfolgen. Würde man nun der Handelsflotte Tribut abfordern, ſo ſollte ſie denſelben verweigern und im Nothfalle ſich ſo lange mit den Indiern herumſchlagen, bis die Kriegsflotte würde herzugeeilt ſeyn.

Die

Die beiden Oheime des Rathanam wurden hintergangen; indem man 4 Schiffe aus Indien zurück kommen ließ, welche ausſagen mußten, daß ihnen die Indier 7 Schiffe weggenommen und den Krieg förmlich erklärt hätten. Die Soldaten wurden bald durch Verſprechungen vieler Beute gewonnen, und die beiden kriegsluſtigen Herren glaubten ſchon alle Hinderniſſe, die ihrem Plane entgegen ſtanden, beſiegt zu haben; allein das Volk, das den vorigen Krieg noch nicht verſchmerzt hatte, und immer noch eine beträchtliche Kriegsſteuer zahlen mußte, murrte über den von neuem beabſichtigten und weigerte ſich etwas dazu beyzutragen, bis es endlich durch den theologiſchen König, Ademanus, nicht nur beſänftiget, ſondern auch zu den nöthigen Unterſtützungen beredet wurde.

Die Perſer erreichten ohne einigen Unfall die Inſel Diadam, als ſie ſich auf einmahl von allen Seiten angegriffen ſahen, weil der König von Ceilon das Auslaufen der Flotte früher erfahren hatte, als es die Perſer vermuthen konnten. Der Perſiſche Landvoigt Adriander, der den Oberbefehl hatte, zog die Flotte zuſammen, lieferte den Indiern ein Treffen, das zu ſeinem Vortheil ausfiel, und in welchem er etliche 70 Schiffe eroberte. Durch dieſen Sieg kühn gemacht, verfolgte er mit ſeiner Flotte den Feind, ohne zu bedenken, ob dieſer nicht einen Hinterhalt haben könnte. Der Indiſche König hatte ſich zu der Zeit mit dem Könige von Si-tſching vereiniget und beide hatten beſchloſſen, dem Perſiſchen Reiche ein Ende zu machen. Der Fortgang des Krieges ſchien dieſem Plan eine glückliche Ausführung zu verheißen; denn in dem zweyten Treffen bey Carmardy wurde die Perſiſche Flotte ſo total ruinirt, daß der König nur noch mit 10 Schiffen entkam, in welchen ſich auch der Landvoigt befand. Die andern waren theils in Grund gebohrt, theils genommen worden, und der König ſelbſt wurde von ſeinem eigenen Schiffsvolke, noch ehe ſie das Land erreichten, er-

ermordet. Von den gefangenen Officiers lieferten die Indier keinen aus, ſondern richteten ſie ſämmtlich mit Gifte hin. Der Vetter des Königs, Ademanus, ſtarb aus Gram über dieſe Unfälle.

Im Jahre 1579 übernahm der 14 jährige Mitharaum, der Sohn des Ademanus, das ganze Reich. Er war ein ſtiller und friedliebender Herr. Die Flotte brachte er wieder bis auf 200 Seegel, und ließ die in Aſche gelegte Stadt Casbin aus dem Grunde wieder aufbauen. Er ſchloß mit den Indiern einen hundertjährigen Frieden, wobey er ſich freyen Handel bedung. Seine Gemahlin war eine königliche Prinzeſſin aus dem Hauſe Perſipuly, die ihm 5 Söhne und 6 Töchter gebahr. Nachdem er eine 36 jährige glückliche Regierung geführt, ſtarb er an dem Schlage im Pallaſte der 40 Pfeiler, wo auch ſein Leichnam beygeſetzt wurde.

Nach ihm ſetzte ſich ſein 2ter Bruder Pozeſus im Jahr 1543 auf den Thron. Er ernannte ſeine beiden Brüder zu Mitregenten und gab ihnen den königlichen Titel. Der 2te Bruder heyrathete die Tochter des gelehrten Achalias, mit welcher er ſehr glücklich lebte. Der 3te Bruder Xaſſama vermählte ſich mit einer Prinzeſſin aus dem königlichen Hauſe Samom, mit der er, weil ſie ein ausſchweifend Leben führte, ſehr unzufrieden war. Pozeſus liebte die Jagd, das Lanzenſpiel und alle Arten von Luſtbarkeiten. Er ließ in Tauris, Iſpahan und Schiras prächtige Palläſte erbauen, und machte überhaupt mehr Aufwand als das Volk, das ſich vom letzten Kriege noch nicht wieder erholt hatte, ertragen konnte, weshalb er auch ſehr gehaßt wurde. Der jüngſte Bruder war deſto genauer, und ſah vorzüglich darauf, daß die Fabriken, die er hatte anlegen laſſen, im guten Stande blieben. Die Stadt Eſozia ließ er erbauen und gab ihr einen herrlichen Pallaſt und 3 große prächtige Tempel. Im Jahre 1539. fielen die Tartarn, unter den Tyrannen Orſchopias, den

Perſern mit einer 300000 Mann ſtarken Armee ins Land und zerſtörte viele Städte und Dörfer. Sie wurde aber glücklich zurückgeſchlagen; doch blieb dabey der Perſiſche Feldherr Ariſtazabis und der Landvoigt Paldasvi. Dieſer Krieg war die Urſache eines Streites, der ſich zwiſchen den Brüdern entſpann; denn weil der dritte Bruder dem zweyten keine Vergütung der gehabten Unkoſten geſtatten und die zerſtörten Städte und Dörfer nicht mit aufbauen laſſen wollte, ſo kam es im Jahr 1527 zwiſchen ihnen zu einer Schlacht, in welcher auf beiden Seiten viel Blut vergoſſen wurde. Um dieſen Krieg zu beendigen, wendete ſich das Volk an die Soldaten, welche, als ſie abermahls zum Treffen geführt wurden, ihre Schilder und Lanzen an die Erde warfen und ihren Feldherrn erklärten: ſie wären zwar bereit, wider ihre Feinde zu ſtreiten; gegen ihre eignen Landsleute aber würden ſie weder Schild noch Lanzen erheben. Ihre Feldherrn bemühten ſich auf alle Art ſie zu ihrer Schuldigkeit zu bereden; als ſie aber vom Ermorden derer, die an dieſem Kriege ſchuld wären, und vom Abſetzen des Königes laut reden hörten, ſo drangen ſie nicht weiter in die Soldaten, und die beiden Könige ſahen ſich auf dieſe Weiſe gezwungen, ſich mit einander zu vereinigen. Es wurde alſo auf dem jährlichen Landtage beſchloſſen, daß beide Theile den vom Feinde zugefügten Schaden gemeinſchaftlich tragen ſollten. Der Landvogt, der das mehrſte zu dieſem Kriege beygetragen hatte, wurde ſeines Amtes entſetzt und zu einer Geldſtrafe verurtheilt; da er dieſe aber nicht zu geben im Stande war, ſo flüchtete er aus dem Lande und trat als Feldherr in die Dienſte der Araber.

Nach dieſen Vorfällen fieng Xaſſama an, ein ſieches Leben zu führen und ſtarb endlich 1512 an der Auszehrung im 31ſten Jahre ſeiner Regierung. Die allgemeine Rede war, man habe ihm mit Gifte vergeben. Er hinterließ 3 Töchter und einen Sohn, die aber, weil ihre

Mutter mit Andern in vertrautem Umgange geſtanden hatte, für unächt erklärt wurden. Da der mittlere Bruder bald nachher ebenfalls mit Tode abgieng, ſah ſich Pozeſus allein auf dem Throne. Er überließ ſich der Schwelgerey und allen Arten von Ueppigkeiten. Unbekümmert um die Regierung, war ſie ganz in den Händen ſeiner Feldherrn und der übrigen Großen des Reichs. Verführt durch das Beyſpiel des Königs riß ſelbſt unter dem Volke Ueppigkeit, Schwelgerey und Laſterhaftigkeit ſo ſehr ein, daß es auch der heiligſten Geſetze ſpottete. Der König nahm ſich ſeiner Unterthanen ſo wenig an, daß ihn dieſelben oft über ein halbes Jahr lang nicht einmahl zu Geſichte bekamen; wodurch es in Zeit von 3 Jahren ſo weit kam, daß niemand mehr wußte, wer Oberhaupt ſey. Hierdurch bereitete ſich der König ſelbſt ſeinen Untergang, der noch zur rechten Zeit erfolgte, bevor das Reich ganz zu Grunde gerichtet wurde.

Ein gewiſſes Oberhaupt in der Stadt Tauris gieng mit ſeinen Unterthanen ſo barbariſch um, daß ſie ohne Aufhören Seen und Schleußen graben mußten, die zu weiter nichts dienten, als um ihnen nur harte Arbeiten aufzulegen, zu welchen ſie ſogar mit vielen Gewaltthätigkeiten angehalten wurden. Dieſes Unweſens endlich müde traten einige 30 zuſammen, entſchloſſen, den König, der nur 3 Farſangs von der Stadt ſich in ſeinem Pallaſte aufhielt, zu bitten, daß er ihnen dieſe ſchweren und unnöthigen Arbeiten abnehmen möchte. Als ſie ankamen, war der König eben im Begriffe, auf die Jagd zu gehen, weswegen er ſie nicht vor ſich laſſen wollte. Die Unzufriedenen, dadurch erbittert, überfielen ihn, hieben ihm den Kopf ab, ſteckten denſelben auf einen Pfahl, pflanzten ihn vor dem Hauſe ihres Oberhauptes auf, und verſicherten dieſen, daß, wenn er nicht noch vor Sonnenuntergange das Land verließe, ſo würden ſie ſeinen Kopf daneben ſtecken. Durch dieſe Drohungen geſchreckt, verließ

ließ er das Land, und das Volk erwählte hierauf einen Anführer, Satrawa zum Könige. Dieſer hatte kaum den Thron beſtiegen, als er den ermordeten König ſtandesmäßig begraben ließ, ſich mit der älteſten Prinzeſſin deſſelben vermählte, und den übrigen 2 Töchtern nebſt der Mutter einen jährlichen Gehalt anwieß, den 18 jährigen Sohn aber dem Feldherrn Uzatila übergab.

Satrawa trat ſeine Regierung im Jahre 1509 an. Er hatte über 2 Jahr zu arbeiten, ehe er das Land wieder zu einiger Ordnung brachte. So gute und vielfältige Einrichtungen er auch traf, ſo ließ er doch den Seehandel gänzlich liegen. Er behauptete: er erfordere mehr Aufwand, als er einbrächte, und durch das Verkehr mit andern Nationen würden dieſe zu genau mit der Einrichtung des Landes bekannt, wodurch ſich Kriege entſpännen, die das Land entkräfteten und verwüſteten. Um die Religion war er eben ſo unbekümmert, als um den Seehandel; deſto mehr aber liebte er den Ackerbau und die Viehzucht, beſonders Pferde- und Rindviehzucht, und ſuchte ſeinen Unterthanen auf alle Art und Weiſe Neigung dazu beyzubringen. Er nahm eine große Menge fremder Völker in ſein Reich auf. Seine Gemahlin ſchenkte ihm 3 Prinzen, die zu würdigen Nachfolgern erzogen wurden. Still und ruhig regierte er bis zum Jahre 1494, in welchem ſein Tod erfolgte, der von allen ſeinen Unterthanen beklagt wurde. Sein Leichnam befindet ſich in dem Pallaſte der 40 Pfeiler.

Von nun an wurde das Land in 3 Königreiche getheilt. Adulata, erhielt Candahar, Mekan und Kerman; Oſtrodaſo, Kuſiſtan, Adyrbeizan, und Schirwan; Lapoſtati, Kilan, Koraſan, Sableſtan und Segeſtan. Die Provinz Farſiſtan wurde der königlichen Wittwe ausgeſetzt. So bald ſich die drey Brüder im Jahre 1493. zu Königen hatten ausrufen laſſen, machten ſie ſich unter einander durch einen Eid verbindlich, die Gränzen ihres

Reichs zu erweitern. Lapoſtaty war ein guter Soldat; Adulata gab ihm nichts nach, denn er hatte von Kindheit an ſich mit dem Kriegsweſen beſchäftigt; Oſtrodaſo hingegen war ein guter Staatsmann und erfinderiſcher Kopf; wie er denn auch der erſte geweſen ſeyn ſoll, der die Kunſt, ſeine Gedanken durch Schriftzüge an den Tag zu legen, in Perſien eingeführt hat. Die Antineſen waren die Erſten, welchen die Prinzen den Krieg ankündigten, mit dem Vorſatze, ſich das ganze Land bis nach Egypten unterwürfig zu machen. Aber ihre Eroberungsſucht wurde wenig befriedigt; denn kaum waren ſie über den Helleſpont, als ihre Flotte von dem Feinde angegriffen und zerſtört wurde. Lapoſtaty wurde gefangen und ſtieß ſich den Degen in die Bruſt, und Adulata entkam durch die Flucht. In kurzer Zeit wurde eine Flotte von 210 Schiffen nebſt 7000 Mann verloren.

Adulata kam mit ſeinem Feldherrn, Morſar, auf einem leichten Schiffe nach Perſien zurück, und wurde ſowohl von dem Volke als ſeinem Mitregenten Oſtrodaſo unzufrieden aufgenommen, ja, Oſtrodaſo mußte ſogar das Volk abhalten, um ihn nicht mit ſeinem Feldherrn ermorden zu laſſen. Er erhielt nur auf vieles Bitten des Oſtrodaſo ſeinen vorigen Titel und ſeine vorigen Einkünfte wieder, ohne jedoch das Geringſte in die Regierungsgeſchäfte reden zu dürfen. Er ſtarb ohne Erben im Jahre 1458. Sein Grab iſt unbekannt.

Oſtrodaſo bediente ſich zur Aufſicht über ſeine Länder der Hülfe des Mariuſſa, welcher ein vorzüglich kluger Mann war. Seinen einzigen Sohn, Etamana, den er mit ſeiner 2ten Gemahlin erzeugt hatte, ſetzte er neben ſich auf den Thron und übergab ihm endlich die ganze Regierung. Er lebte nachher noch 4 Jahre und ſtarb 1436 zur allgemeinen Betrübniß ſeiner Unterthanen.

Sein Sohn, der ſchon ein Herr von 30 Jahren war, regierte zur allgemeinen Zufriedenheit ſeines Volkes. Des

Lieb-

Lieblings ſeines Vaters, Mariuſſa, bediente er ſich in vielen wichtigen Geſchäften, ſchickte ihn auch nach Indien und Aegypten, wo er durch gütliche Verhandlungen der Flotte, die wieder bis auf 300 Schiffe gebracht worden war, freyen Handel verſchaffte.

Krieg und Luſtbarkeiten liebte Etamana nicht; dagegen ſchätzte er Handel und Landbau, auf welches er ſehr viel wendete, um ſie in Flor zu bringen. An Tempeln fand er ein großes Vergnügen; daher ließ er in jedem ſeiner Gärten, (man ſagt, daß er deren 60 gehabt habe) einen bauen. Von ihm iſt keine große That bekannt. Nachdem kurz vor ihm ſeine Gemahlin geſtorben war, folgte er ihr im 33ſten Jahre ſeiner Regierung, und hinterließ nur eine Tochter. Er liegt in dem oben erwähnten ſchönen Garten außerhalb Iſpahan begraben.

Nach ihm wählte das Volk einen Feldherrn, Namens Iſtro, der zu ſeiner Zeit der längſte und ſchönſte Perſer geweſen ſeyn ſoll, zum Könige. Er zeigte ſich gleich im erſten Jahre ſeiner Regierung als einen tapfern Krieger, denn er zog im Jahre 1402 mit ſeiner Armee aus, machte viele und große Eroberungen und kam nach Verfluß von 6 Jahren mit vieler Beute und Gefangenen nach Perſien zurück.

Dieſer Sieg machte den König und ſeinen Feldherrn Nalſo ſo ſtolz, daß ſie von nun auf nichts als neue Eroberungen dachten. Den Anfang derſelben wollte Iſtro im Jahre 1395 machen, in welchem er dem Aſſyriſchen Könige Datyſtang den Krieg ankündigte; was aber von ſehr übeln Folgen für ihn war. Die erſte Schlacht gewann er zwar durch Hülfe des Feldherrn Nalſo, welcher in der Kriegskunſt ſehr erfahren war: Allein es ſchien, als ob ihn Datyſtang damit nur hätte locken wollen, um ihn dreiſter zu machen; denn er hatte ihm nur die ſchlechteſten Truppen entgegen geſtellt und ſich mit einer Armee von 16000 Mann jenſeits des Tigris, gelagert, in der

Ueberzeugung: daß, wenn er dem Feinde die Schlacht gewinnen ließe, dieſer ſeinen Sieg verfolgen, und über den Fluß ſetzen würde, um ſich der am Fluſſe liegenden Städte zu bemeiſtern und ſelbſt die Hauptſtadt ſeines Reichs, Ninive, zu belagern. Was Datyſtang erwartete, geſchah. Iſtro hielt mit ſeinen Officieren Kriegsrath, in welchem beſchloſſen wurde, die Gelegenheit nicht zu verſäumen, ſondern ſogleich über den Tigris zu ſetzen. Da man Datyſtang für einen Feigherzigen erklärte, weil er ſeiner Armee nicht zu Hülfe gekommen war, ſo verlangte die Perſiſche Armee augenblicklich über den Fluß, dem feigherzigen Feinde entgegen geführt zu werden, welchem Begehren der Befehlshaber Nalſo jedoch zuwider war. Dieſer behauptete, es ſey bloß eine Liſt des Feindes, der im Sinne habe, ſie in die Falle zu locken. Er wurde darüber von der ganzen Armee verlacht, und ſelbſt der König äußerte, daß er bisher zu viel Vertrauen zu ſeiner Tapferkeit gehabt, jetzt aber wohl ſehe, daß er daſſelbe an einen Feigherzigen verſchwendet habe. Den dritten Tag nach jener Schlacht wurde wirklich das Lager abgebrochen, und die ganze Perſiſche Armee, welche aus 60000 Mann Fußvolk, 2000 Bogenſchützen, und 7000 Reitern beſtand, über den Fluß geſetzt. Dieſer war mit etlichen achtzig feindlichen Schiffen nebſt einen Corps von 11000 Mann beſetzt, welche auf Befehl des Königs Datyſtang nach einem kurzen Widerſtande die Flucht ergreifen und den Perſern die Schiffe überlaſſen mußten. Nun war die ganze Perſiſche Armee ſo gut als in der Falle. Das Perſiſche Lager wurde bey Nayta, einem kleinen Städtchen an der linken Seite des Fluſſes, 2 Farſangs von dem feindlichen Lager, aufgeſchlagen und 4 Tage verfloſſen unter unbedeutenden Vorpoſtengefechten.

Den 5ten Tag, den 19 Jul. 1393. erſchien nach der Meynung der Perſer ein übles Zeichen. Die Götter ſelbſt hatten an dieſem Tage ihre Trauerkleider angelegt; ſo erklärten

klärten ſie die Sonnenfinſterniß, die ſich an dieſem Tage ereignete. Die Perſer verloren daher allen Muth, und ſelbſt der König ſuchte eine Schlacht zu vermeiden, zu welcher der Feind zuletzt ihn mit Gewalt nöthigte. In der Mitte des Tages zog die feindliche Armee in Schlachtordnung heran, und nahm ihre Stellung ſo, daß die Perſer auf beiden Seiten eingeſchloſſen wurden. Im Rücken aber lag ihnen der Fluß, der ihnen jede Rettung verſagte; denn die Schiffe, die ſie den Feinden abgenommen, hatte König Iſtro befohlen, den Strom hinab treiben zu laſſen. Gezwungen ſtellte Iſtro ſeine Truppen ebenfalls in Schlachtordnung, und gab Befehl, ſich ſo lange ruhig zu verhalten bis der Feind angreifen würde. Er ſelbſt gieng und opferte den Göttern, indeſſen viele der Seinigen von den Feinden mit Wurfſpießen niedergeſchoſſen wurden. Als er aus dem Lager zurückkam, war die Sonnenfinſterniß vorüber, welches er für ein glückliches Zeichen hielt, und ſeiner Armee den Befehl zum allgemeinen Angriff gab. Er führte den rechten Flügel, Nalſo die Mitte, und Ponnylis den linken Flügel. Obgleich der Feind mit überlegener Macht auf ſie einſtürmte, ſo leiſteten ſie doch ſolchen Widerſtand, daß er dreymahl zurückgeſchlagen wurde und ſie für dieſen Tag den Sieg behielten. Hierbey machte der König abermahls einen gewaltigen Fehler, daß er, da er den Feind ſchon zum drittenmahl ſchlug, ihn nicht am Abende verfolgte. Er ſoll geſagt haben: Heut haben wir dem Feinde nur gezeigt, daß wir Krieger ſind, morgen wollen wir ihm auch zeigen, daß wir überwinden und erobern können. An dieſem Tage ſollen von Seiten der Aſſyrer 30000, von Seiten der Perſer 5000 auf dem Platze geblieben ſeyn.

In der Nacht hatte ſich inzwiſchen die feindliche Armee wieder geſammlet, und rückte mit Tagesanbruch von neuem an. Die Schlacht nahm einen mörderiſchen Anfang und ſetzte den Perſern auf das heftigſte zu. Der

König wurde durch einen Wurfſpieß 3 mahl verwundet, ſeine Wunden waren aber nicht tödtlich und hielten ihn nicht ab, von einem Punkte des Heeres zum andern zu eilen. Als er vom linken Flügel die Nachricht erhielt, daß er ſich zurückziehen müſſe, wofern er keine Unterſtützung bekäme, nahm er 2000 Reiter und 1000 Bogenſchützen und flog ſelbſt zur Hülfe dahin. Sobald die Feinde ſolches gewahr wurden, ſchnitten ſie ihm den Paß ab, ſchloſſen ihn ein und ſchoſſen und hieben alles nieder. Einer von der feindlichen Reiterey ſoll den König, da er ſchon mit Wurfſpießen bedeckt war, durch die Seite geſchoſſen haben, ſo daß er vom Pferde tod zur Erde ſtürzte. Der Reiter hauete ihm den Kopf ab, brachte ihn ſeinem Könige, der ihn auf eine hohe Stange befeſtigen und den Perſern zeigen ließ. Jetzt verlor ſich mit einemmahle bey denſelben aller Muth und es wurde ein allgemeines Klaggeſchrey unter ihnen gehört. Deſtomehr verſtärkte ſich der Muth der Feinde, ſie drangen von allen Seiten auf die Perſer ein, und ſchlugen ſie dergeſtalt, daß, wer ſich von ihnen nicht in den Fluß geſtürzt hatte, niedergehauen oder zum Gefangenen gemacht wurde. Nur einige wenige von der Armee, die gut ſchwimmen konnten, retteten ſich durch den Fluß. Das ganze Perſiſche Reich fiel von dieſem Tage an in die Hände der Aſſyrer.

Jetzt war das Reich mit einemmahle in den größten Verfall gerathen, von welchem es ſich auch nur lange nachher erſt wieder erholt hat. Die Gelehrten und andere angeſehene Männer verließen das Land, und die zurückgebliebenen Einwohner überließen ſich der gröbſten Abgötterey; bey welcher ſie auch bis auf die Zeiten des Cyrus geblieben ſind.

Von nun an wurde das Reich von einem Statthalter regiert, der aller 2 Jahre mit einem andern, den der König ernannte, abwechſeln mußte. Dieſe ſaugten durch zu große Strenge auf der einen, und durch zu große

Nach-

Nachgiebigkeit auf der andern Seite das Land ſo aus, daß ſich viele der Einwohner gezwungen ſahen, Land- und Seeräuberey zu treiben.

Es würde überflüßig ſeyn, von allen dieſen Statthaltern ein vollſtändiges Verzeichniß zu geben; doch werde ich von einigen, die ſich beſonders durch Grauſamkeit ausgezeichnet haben, einiges hier anführen.

Im Jahr 1269 zu Königs Poſa Zeit beſaß die Statthalterſchaft ein gewiſſer Yortor, ein Mann, dem der Name eines Tyrannen mit allem Rechte zukommt. Er war der Wolluſt auf die ſchändlichſte Art ergeben und hielt ſich zur Befriedigung derſelben 600 Weiber, wovon er aller 3 Tage diejenige hinrichten ließ, die ſeinen Beyfall nicht mehr hatte. Wurde eine von ſeinen Lieblingsweibern ſchwanger, ſo mußte ſie ohne Gnade ſterben; denn er behauptete, daß, ob ſie ſchon eingeſchloſſen geweſen wäre, ſie doch mit einem Andern zu ſchaffen gehabt hätte. Die Hinrichtungen veranſtaltete er auf folgende Art. Er ließ einen ſtarken Baum ſo weit abſägen, daß nur ein Sturz übrig blieb, der dem hinzurichtenden Frauenzimmer bis an den Hals reichte, und hierauf ausgehölt wurde. Kurz vor dem Tage ihrer Niederkunft wurde die Unglückliche hineingeſteckt und an einen etwas warmen Ort hingeſtellt, damit ſich um ſo ſchneller Würmer in dem Unflathe erzeugen und vermehren ſollten. Einer ſolchen Beklagenswürdigen wurde täglich zweymahl Eſſen und Trinken eingezwungen, und wenn der Tag heiß war, das aus dem Baumſturze hervorragende Geſicht mit Milch und Honig beſchmiert. Yortor begab ſich mit demjenigen, den er im Verdacht eines vertrauten Umganges mit der Gemarterten hatte, zu dem Richtplatze, und ſagte ſpöttiſch, indem er auf die vielen durch den Honig und die Milch herbeygelockten Bienen zeigte: Ich glaubte dieſes Weib hätte nur uns beide zu Liebhabern, jetzt ſehe ich aber, daß ſie deren ſehr viele gehabt hat. Hatte jener nicht

nicht ſogleich eine darauf paſſende Antwort in Bereitſchaft, ſo traf ihn mit der Verſpotteten gleiches Schickſal. Solche unglückliche Menſchen ſollen ſich oft 4 bis 6 Wochen geplagt haben. Wenn ſie todt aus ihrer Marterſtätte genommen wurden, war ihnen der Körper unten von den Würmern, oben von den Bienen ſo weit verzehrt, daß man oft nicht ein Pfund Fleiſch mehr daran fand. Eine nicht minder grauſame Todesart ließ er denjenigen anthun, die ſich der von ihm anbefohlnen Abgötterey widerſetzten. Es wurden 4 Pfähle in die Erde geſchlagen, an welchen der Menſch nackend, mit Milch und Honig beſchmiert, mit Tauen, die ihm an die Hände und Füße gebunden waren, ausgeſpannt wurde. So hieng er, mit dem Geſichte gegen die Sonne gekehrt, ſchwebend in der Luft. Wurde der Gemarterte vom Ungeziefer gequält, und fieng er deshalb an zu ſchreyen, ſo ſagte der Henker zu ihm: er ſolle ſich von ſeinen Göttern helfen laſſen, er ſelbſt könnte und dürfte ihm nicht helfen, weil ihn ſeine Götter nicht kennten und er ſich auch nicht mit ihnen bekannt machen wolle; wollte er ſie aber anbeten, ſo würde er ihn im Namen der Götter losmachen. Verſprach er die Götter des Statthalters zu verehren, ſo wurde er losgelaſſen, mußte aber ſogleich ſeine Zuſage mit einem Eide bekräftigen. Im Falle er dieß nicht that, mußte er die Strafe bis zum Tode leiden, der oft erſt nach 8 Tagen erfolgte, weil dem Leidenden alle Tage etwas Wein in den Hals gegoſſen wurde. Das Volk, auf das äußerſte gebracht, drang endlich mit ſeinen Klagen vor den König; aber dieſer, ſelbſt Tyrann, half dem Uebel nicht nur nicht ab, ſondern vermehrte es noch dadurch, daß er das Amt des Statthalters, das nur 2 Jahre dauern ſollte, noch um 2 Jahre verlängerte. Jetzt da das Volk ſahe, daß ihm auch vom Könige nicht Gerechtigkeit widerfuhr, beſchloß es, ſich ſelbſt zu rächen. Als einſt der Statthalter, von wenigen begleitet, in den Tempel gieng, hieb ihn das Volk in Stük-

Stücken und warf ihn ſeinem Götzen vor. Hierdurch zog es ſich ein andres Uebel zu; denn der König, über dieſe Selbſthülfe erzürnt, ließ alle Mannsperſonen des Landes von 14 bis 60 Jahren wegnehmen und unter die Solda- ten ſtecken, wovon die wenigſten ihr Vaterland wie- der ſahen.

Nach dem Tode jenes Tyrannen ſchickte der König einen Babylonier, Namens Manoth, der nicht weni- ger Tyrann war. Er vollführte die unmenſchlichſten Greuel- thaten, war auch der erſte, der Menſchenopfer in Perſien einführte. Er brachte ſeinem Götzen Mädchen von 3 bis 7 Jahren zum Opfer, deren Aeltern ſie bey Lebensſtrafe nicht verweigern durften. Nun widerſetzten ſich zwar die Weiber haufenweiſe dieſen Grauſamkeiten, da ſie aber der Hülfe ihrer Männer, die immer durch den Krieg gegen andre Nationen beſchäftigt wurden, entbehren mußten, konnten ſie nichts gegen ihren Peiniger ausrichten. Da er die Männer beſtändig von ihren Weibern entfernt hielt, ließ er dieſen auch zuweilen bekannt machen, daß ſie ihr Leben verloren hätten, in der Abſicht, ihr Vermögen an ſich zu ziehen. Die Weiber, welche die Unwahrheit die- ſes Vorgebens bald erfuhren, beſchloſſen, gemeinſchaftlich zum Könige zu gehen, und ihm ihre Noth zu klagen. Kaum wurde dieß dem Statthalter verrathen, als er ein Commando Soldaten abſchickte, die jene Weiber auf dem Wege einholten, ſie alle niederhieben und den andern da- durch die Luſt benahmen, je wieder einen ſolchen Schritt zu wagen.

Unter einer ſolchen Tyranney blieb das Reich bis zum Jahr 1086, von welcher Zeit an die Könige durch un- zählige Kriege geſchwächt worden waren. Endlich blieb der König Taurat in einer Schlacht gegen die Indier und mit ihm wurde die halbe Armee erſchlagen. Nach ihm kam Sardanapalus, ein äußerſt wollüſtiger und träger Mann auf den Thron. Er war ſo unbekümmert um ſein

Reich,

Reich, daß die Regierung ganz in den Händen ſeiner Miniſter war, die nichts thaten, als daß ſie das Vermögen ſeiner Unterthanen an ſich zogen. Darüber kam es unter den Aſſyrern bald zu einem Aufſtande. Zu jenen ſchlugen ſich die Babylonier, welchen ſich ſogleich die Perſer beygeſellten, die vor allem ihren Statthalter ermordeten. Sardanapalus gieng den Unzufriedenen entgegen, lieferte ihnen ein Treffen, mußte aber, weil er in der Kriegskunſt ganz unerfahren war, zuletzt den Kürzern ziehen und ſahe ſich genöthiget, ſich in die Hauptſtadt ſeines Landes Ninive zurückzuziehen. Unterdeſſen war ſein Feldherr Armantor von den Unzufriedenen geſchlagen worden, die nun gerade auf Ninive loszogen und daſſelbe belagerten. Als hier der König ſeinen gewiſſen Tod vor Augen ſahe, ließ er ſeine Schätze, ſeine 6 Gemahlinnen, 11 Kinder, Freunde und Generale zu ſich kommen, unter dem Vorgeben, hier einen Kriegsrath zu halten; ſobald er ſie aber in ein Zimmer verſammelt hatte, ſteckte er das Schloß in Brand, und ſo wurde daſſelbe mit allen darin befindlichen ein Raub der Flamme. Die Sieger zerſtörten hierauf die Stadt, befreyten ſich von ihrem Joche und richteten die größte Monarchie jener Zeit zu Grunde. Von nun an lebten die Perſer einige Zeit in Freiheit, ſetzten nach ihrem Gutbefinden Statthalter, und bemühten ſich, ihre vorige Verfaſſung wieder herzuſtellen; allein Abgötterey, Faulheit und unzähliche andere Laſter, die unter ihnen eingeriſſen waren, widerſetzten ſich ihren Abſichten.

Auch brachten ſie die benachbarten Könige, die ſich während des erwähnten Krieges ins Land gezogen hatten, bald wieder unter das vorige Joch der Knechtſchaft. Unter dieſen war vorzüglich König Phul, der die Perſer im Jahre 997 ſo weit gewann, daß ſie ſich wieder unter ſeinen Schutz begaben. Dieſer Phul war ſonſt als Statthalter des Königs von Medien unter dem Namen Arbazes bekannt. Er hatte ſich während ſeiner Statthalter-

ſchaft

ſchaft die Armee ſo zu eigen gemacht, daß ſie ihn zum Kö- nige der Aſſyrer ernannten. Kaum war dieſes geſchehen, ſo zog er auch die drey Königreiche Medien, Babylonien, und das Israelitiſche an ſich und ließ die Stadt Ninive wieder aufbauen. Dieſer Arbazes war ſonſt ein guter und dabey tapfrer Regent, mit dem die Unterthanen ſei- ner 4 Königreiche wohl zufrieden waren. Ihre Liebe konnte er indeſſen nicht lange genießen; denn er wurde im Jahre 990. auf der Jagd von einem Löwen angefallen und zerriſſen. Seine beiden Söhne theilten ſich in ſein großes Reich; ſie betraten aber die Bahn ihrer alten ty- ranniſchen Vorfahren und nahmen bald ein trauriges Ende. Ihre Nachkommen waren nicht glücklicher und die ganze Familie erhielt ſich nicht länger als 162 Jahre auf dem Throne.

Zu ihrem Sturze machten die Babylonier und Medier den Anfang. Sie führten einen blutigen Krieg mit dem aſſyriſchen Könige Haback, ſchlugen ihn aufs Haupt, und machten ihn ſelbſt zum Gefangenen. Er mußte ſeinen bei- den Königreichen entſagen, brachte es aber doch durch Für- ſprache des mediſchen Königs Dejozes und des babyloni- ſchen Nabaſa ſo weit, daß er noch ein kleines Reich re- gieren konnte.

828 kam Perſien unter die Botmäßigkeit der Meder. Der erſte König Dejozes war ein tapferer, weiſer und gu- ter Regent. Den Handel, der aber bald nach ſeinem Tode wieder in Verfall gerieth, ſuchte er vorzüglich empor zu bringen.

Perſien blieb immer ein Reich für ſich ſelbſt, wurde aber durch Statthalter regiert, die der König von Me- dien dahin ſchickte, und durch welche eben das Land rui- nirt wurde, weil dieſe Stätthalter mehrentheils böſe Leute waren. Einer derſelben wagte es im Jahre 713 eine Re- volution zu bewerkſtelligen, wurde aber verrathen und von dem damaligen Könige Warskros auf die grauſamſte

Art

Art hingerichtet. Ein andrer Statthalter, Namens Aſliner, brachte eine Armee von 70000 Mann wider den König zuſammen; wurde aber, weil er zu wenig Kriegsmann war, und wegen der Weichlichkeit ſeiner Truppen von dem mediſchen König Fabillius geſchlagen, zum Gefangenen gemacht, und jämmerlich hingerichtet.

622 entſtand zwiſchen den Medern und Babyloniern ein heftiger und blutiger Krieg, der aber zum Glücke des mediſchen Königs Aſtyages entſchieden wurde. Von dieſer Zeit an vereinigten ſich die Perſer, und nahmen ſich vor ihr Land wieder in Freiheit zu ſetzen.

Von Aſtyages wurde Cambyſes als Statthalter nach Perſien geſetzt, und weil er ſo wie der König ſelbſt, Tyrann war, erhielt er deſſen Tochter Meliſis zur Gemahlin und mit ihr zugleich den königlichen Titel von Perſien, mit der Bedingung, daß er ſeinem Schwiegervater zinsbar bleiben ſollte. Im 2ten Jahre ſeiner Regierung gebahr ihm ſeine Gemahlin einen Sohn. Sobald der Großvater dieß erfuhr, rieth er ſeiner Tochter in Abweſenheit ihres Gemahls das Kind zu ermorden; weil es ihm im Traume mit einem blutigen Schwerdte in der Hand erſchienen wäre, welches nichts anders andeutete, als daß es in erwachſenen Jahren ihm nach den Leben ſtehen werde. Die abergläubiſche und tyranniſche Mutter gab ſogleich den Prinzen einer ihrer Sklavinnen, mit dem Befehl, ihn in einem mit Sand angefüllten Kaſten in den Fluß zu werfen. Die Sklavin nahm das Kind nebſt dem Kaſten und gieng nach dem Fluſſe zu. Als ſie ſich niederſetzte, den Kleinen einzupacken, kam ein Schäfer, der durch das Geſchrey des Kindes herbeygerufen wurde auf ſie los, und fragte, was ſie hier mache? Während ſie ihn unter einem falſchen Vorwande abfertigen wollte, fieng der Knabe an zu ſchreyen, worauf ihn der Schäfer wegnahm. Nun erzählte die Sklavin, ohne jedoch die hohe Abkunft des Kleinen zu entdecken, den wahren Verlauf

der

der Sache, woraus der Schäfer ſchloß, daß wenn er den Knaben öffentlich wegnähme, dieſes ſowohl für ihn, als die Sklavin von übeln Folgen ſeyn könnte. Er nahm daher ein Lamm, that es in den erwähnten Kaſten, und befahl der Sklavin, daſſelbe ſtatt des Knaben in den Fluß zu ſetzen. Wundre dich nicht, fügte er noch hinzu, daß ich ein ſo großes Verlangen nach dieſem Kinde bezeige; ich thue es in der Ueberzeugung, daß es in der Folge mein und dein Glück begründen werde. Dieſe Worte machten den tiefſten Eindruck bey der Sklavin, denn da ſie die wahre Abſtammung des Kindes wußte, ſo erkannte ſie die Möglichkeit der Erfüllung. Die Frau des Schäfers war äußerſt vergnügt über das Geſchenk, das ihr Mann ihr mit dem Knaben machte und beide wendeten die möglichſte Sorgfalt auf die Erziehung deſſelben.

So wurde Cyrus bis ins 10te Jahr erzogen, ohne daß irgend jemand, außer der Sklavin, etwas von ſeinem Herkommen wußte. Am königlichen Hofe hatte man des Wegſetzens längſt vergeſſen. Unterdeſſen leuchtete aus der Handlungsart des Knaben ſo etwas beſondres, daß die Einwohner von Ekbatana allgemein behaupteten, er würde ſich einſt zu einem großen Manne ausbilden, und man müſſe deshalb möglichſte Sorgfalt auf ſeine Erziehung verwenden. Dieſes allgemeine Urtheil machte einen Feldherrn, Namens Sparſor, auf den Kleinen aufmerkſam. Er nahm ſich ſeiner an, und ließ ihn auf ſeine Koſten in allen möglichen ihm nützlich ſcheinenden Dingen unterrichten, führte ihn auch zuweilen unter die Kinder der Vornehmern. Hier zeigte er einen großen Geiſt und Sitten, als ob er länger und beſſer unterrichtet worden wäre, als jene. Er liebte kein Spiel ſo ſehr als das Spiel des Krieges, ließ auch darin ſo viel Geſchicklichkeit blicken, daß ihn ſeine Spielkameraden immer zu ihrem Anführer wählten. Er nahm dabey gewöhnlich den kleinſten Haufen, und pflegte zu ſagen: Wenn auf meiner

Seite auch noch ſo wenig ſind, ſo muß ich doch immer als Ueberwinder aus der Schlacht kommen.

Einſtmahls gewann er den Sieg und machte ſeinen Gegenanführer zum Gefangenen. Dieſen ließ er ſo lange peitſchen, bis er halb tod zur Erde vor ihm lag. Damit noch nicht zufrieden, wollte er auch die gemeinen Gefangenen hinrichten laſſen. Die Eltern beſchwerten ſich wegen dieſes Verfahrens bey Sparſor, der ſofort dem Könige davon Nachricht erſtattete. Dieſer ließ den Knaben vor ſich kommen, und ſtellte ihn ſeines Unfugs wegen zur Rede. Als König, erwiederte Cyrus ganz freymüthig, haſt Du ein Recht das an mir zu ſtrafen, was Dir mißfällig iſt; that ich alſo Unrecht, wenn ich an jenem ſtrafte, was mir mißfällig war? da ſie mich ſelbſt zu ihrem König gewählt hatten. Wäre ich von ihnen beſiegt worden, wer weiß, ob ſie ihren Gefangenen ſo gelinde behandelt hätten! Der König bewunderte die Dreiſtigkeit des Knabens, erkundigte ſich nach ſeinem Herkommen, und als er erforſchte, daß es ſein Sohn ſey, nahm er ihn als ſolchen mit Freuden auf und überhäufte ihn mit vielen Geſchenken. 3 Jahre darauf wurde der König vom Schlage gerührt und ſtarb.

Aſtyages, der Großvater des Cyrus, überließ ſeiner klugen Tochter das Reich, mit der Bedingung, dem jungen Cyrus in Staatsgeſchäften Anleitung zu geben. Er war damahls 13 Jahr alt, und ſchon im 19ten Jahre übertraf ſeine Geſchicklichkeit die ſeiner Mutter weit. Jetzt bat er dieſe, ihm die Regierungsgeſchäfte allein zu überlaſſen. Sie und der Großvater gaben nicht nur ihren Willen hierzu, ſondern fügten auch noch das Verſprechen bey: wenn er ſich klug benehmen würde, wollten ſie ihn zum Oberbefehlshaber einer Armee ernennen.

Im 1ſten und 2ten Jahre erwarb er ſich durch eine weiſe Regierung die Gunſt ſeines Großvaters, wie nicht weniger aller Hohen und Niedern des Reichs. Im dritten

ten Jahre wurde ſeine Mutter kränklich und jetzt nahm er Veranlaſſung, ſich von ſeinem Großvater unabhängig zu machen. Zwiſchen Ekbatana und Mamis lag ein Stück Landes, das nie durch einige Bearbeitung brauchbar gemacht worden war. Dieſes ließ er von den Unterthanen reinigen, und zu einem guten, urbaren Acker umarbeiten. Er behandelte dabey die Arbeiter ſehr ſtreng, und ließ jeden, der nur etwas ruhen wollte, ſehr hart mit Schlägen züchtigen. Des andern Tages rief er die murrenden Arbeiter wieder zuſammen, ſtatt ſie aber wieder auf den Acker zu ſtellen, empfieng er ſie mit einem prächtigen Mahle. Am Abende fragte er ſie: Wie hat Euch der heutige Tag gefallen? Recht gut, antworteten ſie, und wie der geſtrige? frug er weiter. Keiner antwortete darauf. Zieht Ihr den heutigen Tag dem geſtrigen vor? rief er noch einmahl mit freundlicher Miene. Den heutigen, riefen nun alle mit freudiger Stimme. Gut, ſagte er; ſo waret Ihr alle, bis jetzt, Sklaven meines Großvaters, wie Ihr geſtern die meinigen waret. Sind wir einmahl von dieſem Joche frey; ſo ſind wir Herren, und thun alles, was wir thun, zum Nutzen unſers eignen Staates. Liegt Euch daran, in dieſen Herrenſtand verſetzt zu werden, ſo ſchwöret mir jetzt den Eid der Treue, und ich ſchwöre Euch dagegen, Euch Eure vorige Freyheit wieder zu verſchaffen.

Alle ſchwuren ſehr gern und ſogleich ſchickte Cyrus Abgeordnete, die ſeinem Großvater den Krieg ankündigen mußten.

Gleich in der erſten Schlacht ſchlug er ihn aufs Haupt, und bekam ihn zum Gefangenen. Er willigte dem Cyrus alles ein, und ſo wurde deiſer Herr zweyer Königreiche, des Perſiſchen und des Mediſchen. Seinen Großvater behielt er, ſo lange derſelbe lebte, zum Mitregenten, und als er einſt einen Feldzug nach Klein Aſien unternahm, ſetzte er ihm einen ſeiner Getreuen an die Seite. In kurzer Zeit

rettete er ſein Vaterland, Perſien und Medien von der Sklaverey, und eroberte zu dieſen beiden Königreichen noch ſo viel Land, daß ſich ſein Reich von Lydien und Babylonien bis an den Fluß Halys erſtreckte. Er wurde nach einer ruhmvollen Regierung in einer Schlacht von den Maſſageten überwunden, und ſelbſt dabey tödlich mit einem Wurfſpieße verwundet. Sein Körper wurde unter den Todten noch lebendig hervorgezogen, ihm der Kopf abgehauen und zur Königin gebracht. Dieſe ließ ihn in Blut tauchen, mit den Worten: Trinke Dich ſatt in dem, wonach Du ſo lange gedurſtet.

Hiermit ſchließe ich den Auszug aus der von dem Mollah mir gelieferten Ueberſetzung eines perſiſchen Geſchichtsbuches, und fahre in der Beſchreibung meiner Reiſe weiter fort.

Nach einem Aufenthalte in Iſpahan, der 3 Monate gedauert hatte, erhielt mein General den unvermutheten Befehl, ſogleich ſeine Rückreiſe anzutreten. Dieß war unſern Abſichten genau entgegen, denn wir hatten uns vorgenommen, ganz Perſien zu durchreiſen. Unſer guter Luht Ali Khan ſah unſre ſchnelle Abreiſe auch nicht gern; denn er wollte uns zuvor noch mit ins Lager zu ſeinem Schwiegervater nehmen, der unterdeſſen einen neuen Sieg erfochten hatte. Doch wir mußten gehorchen, und mit Wehmuth und Dankſagungen Abſchied nehmen.

Den 21ten Decbr. traten wir mit 4 Mann Bedeckung unſre Rückreiſe an, wurden aber genöthigt unſern Weg wieder durch Schiras zu nehmen, von wo aus wir vom Dſchanfar Khan ebenfalls Bedeckung erhielten, und ſo den dritten März 1784 glücklich in Bombay anlangten.

Bey unſrer Ankunft in Bombay ſagte man uns, wir würden bis zum Monat April liegen bleiben müſſen, wo dann der Gouverneur, Lord Makartney, der zeither in Bombay regiert hatte, abgelöſt, und mit nach Europa

genom-

genommen werden ſollte. Alle im Hafen befindliche Schiffe, ſeegelten auch bald nach Europa zurück, bis auf ein einziges Kriegsſchiff, welches jedesmahl daſelbſt bleiben muß, und durch das Loos beſtimmt wird. Da nun den Steuermann deſſelben eine Unpäßlichkeit überfiel: ſo nöthigte man mich, zu meinem großen Verdruſſe, deſſen Amt zu verwalten. Glücklicherweiſe dauerte dieſe Verwaltung nicht lange. Es lief von ungefähr das geweſene holländiſche Compagnieſchiff, Java, ein, welches vor einiger Zeit von den Engländern genommen worden war, jetzt durch den Sturm ſchrecklich gelitten, und ſeine Mannſchaft, die aus 83 Gemeinen und 3 Officieren beſtanden, bis auf 21 eingebüßt hatte. Dieſes Schiff wurde hier gelöſcht und reparirt, und mit vieler Mühe erreichte ich meine Abſicht, mich nach Europa einzuſchiffen. Jedoch mußte ich mir die Erreichung dieſes Wunſches ziemlich ſauer werden laſſen, nehmlich die ganze beſchwerliche Ladung des Schiffes beſorgen.

Meinen Leſern wird es vielleicht nicht unangenehm ſeyn, wenn ich ſie mit dem Verhältniſſe der Theile eines ſolchen Fahrzeugs und der Waarenlaſt, die es tragen muß, kürzlich bekannt mache.

Das Modell und die Berechnung iſt hier nach einem Oſtindienfahrer, einem ſogenannten Dreidecker.

Namen der Theile.	Maaß.
Der Kiel, worauf das Schiff gebaut iſt	192 Fuß lang
Die größte Weite des Bauchs — —	62 — breit
Der unterſte Raum — — —	18 — tief
Der zweite — — — —	8 — —
Der dritte — — — —	6 — —
Die Bruſtwehr, auf der Decke genannt	5 — hoch
Die Gallion oder der vorderſte Theil —	34 — lang
Der hinterſte Theil, vom Kiel an bis an das Ruder — — —	30 — hoch

Die Kajüte — — —	9	Fuß hoch
Die Hütte über derſelben oder der Hünerſtall	7	— —
Der große Maſt mit dem Aufſatz der Stangen — — — —	170	— —
Der zweite oder Fockmaſt —	140	— —
Der dritte oder Beſansmaſt —	70	— —
Der Bogſpriet — — —	80	— —
Der große Maſtkorb im Durchſchnitt —	20	Fuß.

Ladung an Proviant.

Waſſer 80 Lägel, der Lägel zu	800	Kannen.
Arak, — — —	45600	—
Eſſig — — —	12000	—
Gemeinen Wein — —	900	—
Spaniſchen und Capwein für die Officiere	600	—
Baumöhl — — —	640	Pfund
Reiß — — —	38000	—
Zwieback — —	10000	—
Bohnen — — —	8000	—
Catjang — — —	9600	—
Sago — — —	2900	—
Feinen oder japaniſchen Reiß —	8000	—
Geſchrotenes Korn und Bäly-Reiß	16000	—
Salz — — —	320	—
Eingepökeltes Rindfleiſch —	6300	—
Dergl. Schweinefleiſch —	800	—
Butter — — —	400	—
Gedörrte Fiſche — —	2100	—
Dergl. Schildkrötenfleiſch —	380	—
Zucker — — —	3220	—
Eingemachte Tamarinden —	1340	—
Senfſamen — — —	100	—
Grüner Jngwer — —	300	—
gelber desgl. — —	400	—

ſpani-

ſpaniſcher Pfeffer oder Rüſſis —	50	Pfund
Roſinen — — —	300	—
Pataten — — —	16	Scheffel
Kürbiße — — —	400	Stück
Pomeranzen — — —	200	—
Citronen — — —	600	—
Kokosnüſſe — — —	800	—
Schweine — — —	21	—
Schafe — — —	50	—
Hüner, Kapaunen, Enten, Gänſe	212	—
Buſchtauben — — —	60	—

Ladung für die Compagnie.

Salpeter — — —	60	Pfund
Wachs — — —	960	—
Gingangs — — —	1070	—
Betilles — — —	970	—
Porcellain — — —	1880	—
Mauris — — —	790	—
Schildkrötenhorn — —	2140	—
Perlmutter — —	630	—
Elfenbein — — —	830	—
Sapanholz — — —	3120	—
gedörrte Chinawurzel —	800	—
Indigo — — —	20,200	—
Salampuris — — —	790	—
Zucker in Kiſten — —	6880	—
Thee — — —	1620	—
Pfeffer — — —	20100	—
Gewürznelken — —	8100	—
Muskatnüſſe — —	3040	—
Muskatblüte — —	4050	—
Zimmt — — —	8000	—
Mutterzimmt oder Caſſia —	30400	—
Rhabarbar — —	3010	—

Chineſiſcher Nanking —	12600	Pfund
perſiſche Seide — —	90300	—

Hierzu kommen noch Taue, Maſten, Holz, Pulver, Kugeln, und dergleichen.

Jeder kann hieraus ſehen, wie beſchwerlich das Geſchäft iſt, das ich übernehmen mußte. Indeſſen hatte ich doch meinen Zweck erreicht, und unſer Schiff Java verließ den 28ſten Decbr. 1784 unter Kanonenſchüſſen die Rhede von Bombay.

Wir hatten die ſchönſte Ausſicht zu einer glücklichen Fahrt. Das Wetter war ruhig und heiter, und ſo legten wir in kurzer Zeit eine große Strecke ungefährdet zurück. Allein niemand hat ſich ſo ſehr auf unerwartetes Unglück gefaßt zu machen, als der Seefahrer, und der heiterſte Himmel verhüllt ſich bald mit Sturmwolken. Dieß erfuhren auch wir, als wir auf die Höhe vom Vorgebürge der guten Hoffnung kamen.

Den 16. Juni 1785 erblickten wir es mit anbrechendem Morgen. Ob wir nun gleich noch gern eingelaufen wären, ſo verhinderte doch dieſes Vorhaben ein aus Oſten plötzlich herannahendes fürchterliches Ungewitter und wir wurden in unſerm Laufe ſo aufgehalten, daß wir mit halbem Winde nicht weiter als bis unter das Trappen-Eiland kommen konnten. Kaum waren wir hier vor Anker gegangen, als unter gräßlichen Blitzen und Donnern, ein überaus gewaltiger Sturm vom Nordweſt daher gebraußt kam, der ſich unſers Schiffes bemächtigte und daſſelbe an die nahen Felſen zu ſchmettern drohte. Wollten wir alſo dieſes vermeiden, ſo mußten wir wieder lichten und, mit Einbuße eines Ankers, auf gut Glück in die hohe See gehen. Der Sturm wurde endlich ſo ſtark, daß wir in einer Zeit von einer Stunde alle Seegel bis auf die Sturmfocke feſt machen mußten. Ob wir gleich für die Erhaltung unſrer Seegel und Maſten alle mögliche Mühe und Sorgfalt angewen-

gewendet hatten, ſo verloren wir doch den Kreuzmaſt und zugleich ſechs Mann, unter denen ein Schleſier, Namens Walter, und ein Weſtphale Deügmann. Um Mitternacht mußten wir beilegen und paſſirten gegen Morgen die Simons-Bay, wo wir in einiger Entfernung noch zwei andre Schiffe ſahen, die ſich aber in einer weit ſchlimmern Lage als wir befanden, weil ſie ſchon alle Maſten eingebüßt hatten, und keines dem andern helfen konnte. So bald ſie uns erblickten, gaben ſie mit Zeichen zu verſtehen, daß ſie ihre Rettung von uns erwarteten, worauf auch unſer Capitain, ein ſehr mitleidsvoller Mann, unſer Schiff, unerachtet der ſtarken widerſtrebenden Wellen, ſo nahe bringen ließ, daß er durch das Sprachrohr mit ihnen reden konnte. Wir vernahmen von ihnen, daß das erſte ein amerikaniſches, das andre aber ein portugieſiſches Schiff ſey, welche im December des vorigen Jahres, aus Batavia, mit Ladung für die Oſtindiſche Compagnie abgefahren, und nun durch den am vergangenen Tage entſtandenen heftigen Sturm, gegen Abend aus der Simons-Bay, wo ſie vor Anker gelegen, verſchlagen worden wären. Nebſt allen Maſten hatte das portugieſiſche Schiff 21 Mann verloren und die übrigen, unter denen ſehr viele an den Pocken krank lagen, ſahen auch mit jeder Erſchütterung ihren Untergang vor Augen, weil ſie, ungeachtet alles Pumpens, ſchon beinahe ſieben Fuß Waſſer im Schiffe hatten. Da wir nun ſelbſt auf unſrer Hut ſeyn und alle Augenblicke ein ähnliches Schickſal erwarten mußten, weil der Sturm immer noch gefährlich war, und unſer Schiff einige heftige Stöße ausgeſtanden hatte, wodurch gleichfalls in daſſelbe auf fünf Fuß Waſſer eingedrungen war, zu deſſen Herausſchaffung fünf Pumpen gebraucht wurden, ſo waren wir keineswegs im Stande, dieſen Unglücklichen zu Hülfe zu kommen.

Die Gefahr fieng nun auch bey uns an größer zu werden, weil das eindringende Waſſer immer mehr über Hand

nahm, daher wir weder an Eſſen und Trinken, noch Ruhe und Schlaf denken durften, ſondern den ganzen Tag und die Nacht hindurch bey öftern wiederholten Windſtößen an den Pumpen arbeiteten. So viel Hoffnung wir auch bisher noch zu unſrer Rettung gehabt hatten, ſo ſchien doch auch für uns alles verloren zu ſeyn, und alle ließen am andern Morgen bey der größten Ermüdung und Entkräftung den Muth ſinken, zumahl da wir in einiger Entfernung das portugieſiſche Schiff, welches ſich des Tags vorher nicht weit von uns gehalten hatte, und noch ganz allein zu ſehen war, durch einen Windſtoß auf einmahl von den wütenden Wellen vor unſern Augen verſchlingen ſahen. Wir wären dieſen elenden Mitbrüdern gern zu Hülfe geeilt, wenn unſre Noth nicht ſelbſt die größte geweſen wäre, und eine Schaluppe in See hätte gelaſſen werden können. Einige wollten ſich noch durch Schwimmen zu uns ſalviren, ſie mußten aber doch, ehe wir ihnen noch nahe genug entgegen kommen konnten, ſo wie hernach viele von uns, in den Wellen umkommen. Angſt, Muthloſigkeit und Verzweiflung wurden laut auf unſerm Schiffe. Drey ganzer Tage und eben ſo viel Nächte, hatten wir ſchon unermüdet, ohne das geringſte zu uns zu nehmen, aus allen Kräften gearbeitet, und doch ſchien alle Hülfe vor unſern Augen verſchwunden zu ſeyn. Die mehreſten, einige wenige ausgenommen, verließen ihre Arbeit, und ſehr viele, denen der gewiſſe Tod ſchon vor Augen ſchwebte, wollten jetzt lieber ſelbſt in die See ſpringen, als ſich noch länger von fürchterlichen Vorſtellungen, ohne Rettung plagen laſſen.

Der Capitain, ein kluger, erfahrner und unverzagter Mann, gieng bey der außerordentlichen Verwirrung, welche auf unſerm Schiffe entſtanden war, nicht nur zu den Officieren und Paſſagieren, ſondern auch zu allen übrigen, ſprach ihnen Muth zu, und ermunterte uns alle, noch das letzte zu verſuchen. Er trug die noch vorhandenen

nen Lebensmittel zuſammen, und befahl, eine Betſtunde anzuſtellen, wo wir von dem Schiffsprediger, zum Vertrauen auf Gott und ſeine våterliche Fürſorge, zur Beobachtung unſrer Pflicht, und zur Erhaltung unſers Lebens aufgemuntert, aber auch durch den letzten Seegen zum Tode mit der gröſsten Rührung vorbereitet wurden. Nachdem der Schiffsprediger mit ſeinen Verrichtungen fertig war, redete der Capitain uns alle, die wir durch das gegebene Zeichen der Glocke zu dieſer letzten chriſtlichen Verſammlung zuſammen gekommen waren, alſo an:

„Lieben Brüder! Jetzt iſt der entſcheidende Augen„blick, wo uns eine göttliche Vorſicht zeigen wird, ob „wir durch deren höchſten Willen und unſere Bemühungen „unſer Schiff und unſer Leben behalten, oder verlieren „ſollen. Von Euch muſs ich noch zum letzten Ruhme ſa„gen, daſs Ihr Euch bisher als ſtandhafte und unerſchrock„ne Seefahrer bewieſen habt. Drey Tage und drey „Nächte habt Ihr Euch durch keine Strapatzen, durch „keine Gefahren, weder Durſt noch Hunger, von Eurer „Arbeit und Sorgfalt abſchrecken laſſen. Habe ich mich „gleich nicht ſolchen ſchweren Arbeiten wie Ihr verrichte„tet, mit Euch unterzogen, ſo könnt Ihr doch gewiſs „glauben, daſs ich auch ſehr ermüdet und erſchöpft bin. „Ich habe auch während der Zeit weder gegeſſen noch ge„ruhet; denn meine Sorge, glaubt gewiſs, iſt noch gröſser, „als die Eurige. Von mir wird das Schiff und Euer „Wohl gefordert. Wir ſind Seefahrer, die ſchon man„chen Sturm und manche Gefahren ausgeſtanden haben, „und wir werden auch dieſen, wenn es Gottes Wille iſt, „glücklich überſtehen. Ich habe von einigen vernommen, „daſs ſie ſich ſelbſt, aus Ueberdruſs, in die See ſtürzen woll„ten, um ſich nicht långer dem Schickſale des Schiffes zu „überlaſſen. Dieſes können unmöglich alte und erfahrene „Seefahrer ſeyn, denn ſonſt wären ihnen ähnliche Begeg„niſſe nichts neues; ſind es aber noch junge Leute, die

„jetzt ihre erſte Reiſe mitmachen, o ſo müßt Ihr, wenn „Ihr Euch dieſer Lebensart widmen wollet, dergleichen „noch zum öftern erfahren, oder Ihr müßt gleich lieber „zu Lande bleiben. Ich bin Euer Capitain, aber jetzt „nicht beſſer, wie Ihr. Wo Ihr bleibt, bleibe ich auch; „wo Ihr ſterbt, ſterbe ich auch. Sollten wir ja unſer „Schiff verlieren, ſo werde ich immer noch der letzte auf „demſelben ſeyn. Kann alſo mein Poſten beſſer als der „Eurige ſeyn? Ich hoffe und erwarte demnach von einem „Jeden, daß er vermöge ſeiner Pflicht, und nach ſeinen „Kräften ſo viel arbeite, als es ihm nur möglich iſt. Ich „habe, um Euch etwas wieder zu laben, alle Winkel durch„ſucht, und alles hergebracht, was ich noch bey mir und „den übrigen Herren gefunden. Ihr könnt alles unter „Euch theilen, und wenn Ihr werdet gegeſſen haben ſo „wollen wir noch einen Verſuch machen. Das, was wir „zuerſt in die See werfen wollen, ſollen die Kanonen ſeyn, „denen wir am beſten beykommen können, und nachher „ſollen die Kiſten folgen, die in meiner Kajüte ſtehen. Hal„tet Euch nicht zu lange bey dem Eſſen auf, ſondern eilet, „und laßt Euch Alles recht wohl ſchmecken. Die Nacht „über wird es ſich wohl, wie ich glaube, ändern.“

Mit dieſen Worten verließ uns der Capitain wieder, da dann der herbeygebrachte Vorrath ehrlich getheilt wurde, und der Mann von uns ein halb Pfund Käſe, ein halb Pfund Schinken, ein Pfund Reis und ein Nößel Arak erhielt. Wir ſtärkten hierauf, durch eine kleine Ruhe, Speiſe, wie auch Trank, die matten Glieder wieder, wiewohl immer noch das Beſte, nehmlich der Schlaf, fehlte, daran aber keineswegs zu denken war. Kaum hatten wir eine kleine Stunde geruhet: ſo machten wir uns vor allen Dingen, nach dem Befehle unſers Capitains, an die Kanonen, um dieſelben über Bord zu werfen. Mit den erſtern gieng es recht gut, bey der dritten hatten wir aber das Unglück, daß der Steuermann, mit Namen

Volkers,

Volkers, gequetſcht und noch vier andere dabey verwundet wurden. Unſere Arbeit dauerte, jedoch ohne fernern Schaden, bis gegen Abend, wo wir ſechs und vierzig Kanonen der See überliefert hatten.

Die Nacht war nun wieder herbeygekommen, kein Glücksſtern wollte ſich noch nicht für uns ſehen laſſen, und alle Mannſchaft war durch die ſchwere Arbeit des Tages gänzlich ermüdet, und zur fernern Thätigkeit untauglich geworden. Es wurde demnach beſchloſſen, daß ſich allemahl vier Mann auf eine Stunde zur Ruhe niederlegen ſollten, damit wir uns doch in etwas wieder erhohlen möchten. Sobald der Morgen angebrochen war, bekamen wir wieder nahes Land zu ſehen, worüber eine außerordentliche Freude auf unſerm Schiffe entſtand. Wir nahmen uns zwar ſogleich vor, unſer leck gewordenes Schiff ans Land zu bringen, und es da an den Strand zu ſetzen um das Waſſer los zu werden, welches ſich in demſelben befand, wir wurden aber in unſerer Hoffnung, wie die Folge zeigen wird, gänzlich betrogen. Wir warfen das Blei, um die Tiefe zu erfahren, und fanden drey und dreyßig Klaftern Waſſer, und lauter Sandboden. Weil nun das Waſſer ſchon über ſechs Fuß hoch in unſerm Schiffe war, ſo giengen wir hier vor Anker. Um unſerer Sicherheit willen und zu erfahren, ob das Land bewohnt ſey, und daſelbſt trinkbares Waſſer, ingleichen Lebensmittel zu bekommen wären, woran es uns insgeſammt fehlte, ſetzten wir eine Schaluppe mit ſechs Mann aus, welche aber ſammt den Leuten, ein Raub der Wellen wurde. Man ſetzte zwar eine zweite in See, um die Verunglückten zu retten, allein weil die Gefahr zu groß war, mußten wir dieſe an uns behalten, und die Unſrigen, vor unſern Augen, ohne Hülfe umkommen ſehen. Vier Tage hatten wir ſchon nach Waſſer geſchmachtet, alle übrigen Lebensmittel waren uns gänzlich ausgegangen, die Nacht kam wieder heran, und das Waſſer nahm auch von neuen

in

in unſerm Schiffe zu. Zwanzig Mann mußten die ganze Nacht hindurch unaufhörlich pumpen, und dennoch verlor ſich das Waſſer um keinen Fuß. Die Kiſten und Fäſſer ſchwammen im Raume, und ſelbſt auf dem Verdecke ſtanden wir bis über die Schuhe im Waſſer. Es war uns alſo kein einziges Mittel mehr übrig, als uns ans Land treiben zu laſſen, damit wir doch wenigſtens das Leben retten möchten. Gegen den Morgen ließen wir die Anker liegen und trieben unſer Schiff nach dem Lande zu. Nachdem wir nun wieder bis gegen Abend, zwiſchen Furcht und Hoffnung herumgetrieben worden waren, ſo war es uns doch endlich ſo weit gelungen, daß wir deutlich ſehen konnten, es ſey feſtes Land. Hier ſchoſſen wir aus kleinen Gewehren, weil unſre Kanonen alle in See lagen, um Hülfe, es lies ſich aber keine menſchliche Seele ſehen.

Noch einmal mußten wir uns eine fürchterliche Nacht hin quälen, welche für viele die letzte war; denn mitten unter unſern Arbeiten im Schiffe bekam daſſelbe, gegen zwey Uhr Morgens an einem blinden Felſen, noch einen ſolchen heftigen Stoß, daß es beynahe ganz in Stücken zerbrechen wollte. Hier war weiter keine Rettung für uns übrig, als uns auf das noch vorhandene Boot zu flüchten. Es entſtand nun ein ſchrecklicher Lärm und ein fürchterliches Gemetzel auf dem Schiffe. Allein die vorher ſelbſt in das Waſſer ſpringen wollten, denen war auch hier das Leben noch lieb. Jeder lief nun nach dem Boote und keiner wollte den andern vorlaſſen. Es war ein ſchauderhafter Anblick, wie Menſchen, die vorher als Brüder gemeinſchaftlich an ihrer Erhaltung gearbeitet hatten, jetzt wie wilde Tiger auf einander losgiengen, und unbarmherzig ſich zerfleiſchten. Endlich gelang es mir nebſt sechs und zwanzig andern, das noch vorhandene Boot zu beſteigen und uns von ſechs und achtzig, mitten im Sturme, glücklich zu retten. Freilich koſtete es uns Mühe und Blutvergießen, ehe wir vom Schiffe loskommen konnten,

und

und vielen, die uns zurück halten wollten, wurden Hände und Füße abgehauen. Da ſich dennoch nach und nach auf vierzig Mann auf das Boot gedränget hatten, und daſſelbe nicht mehr als vier und zwanzig bis dreyßig tragen konnte, ſo fanden auch dieſe übrigen, die etwa zu ohnmächtig waren, ihr Grab in der See. Vielleicht würde es auch mir ſo ergangen ſeyn, wenn ich nicht die Vorſicht gebraucht, und mich ſogleich der Länge nach auf den Boden hingelegt hätte. Ich lies mich hier gern mit Füßen treten, um nur das Leben zu retten, denn außer meinem Tagebuche hatte ich nichts von dem Schiffe weggebracht. Man vermerkte jetzt weder Hunger noch Durſt, oder Mattigkeit, denn jeder nahm in dieſer Wuth und Todesgefahr ſeine noch übriggebliebenen Kräfte zuſammen.

Nachdem wir uns in Freiheit geſetzt ſahen, kamen wir endlich, mit vieler Arbeit und Noth gegen Mittag glücklich ans Land. Hier wurden die von dem ſcharfen Gefechte erhaltenen Wunden, bey dreyzehn unſrer Geretteten, vorzüglich aber bey ſieben tödtlich verwundeten, ſo gut als möglich verbunden; zwölf Mann aber, unter denen ich mich auch befand, weiter ins Land hineingeſchickt, um auszukundſchaften, ob es bewohnt ſey, und ob hier Waſſer und Lebensunterhalt zu bekommen wäre. Die übrigen ſuchten unterdeſſen Holz zuſammen, um Feuer zu machen, und eine Hütte, vorzüglich für die Kranken, zu bauen. Wir theilten uns, da wir etwas vom Strande entfernt waren, in drey Haufen, und liefen über zwey Stunden umher, ohne einen Menſchen gewahr zu werden. Lebensmittel trafen wir, ſo weit wir auch geſtreift waren, nicht an, wohl aber Waſſer, welches uns ein Nektar für unſre lechzende Zunge war, und das wir mit hingeſtrecktem Munde begierig hinunter ſchlurften. Unſern matten Cameraden hätten wir gern etwas mitgenommen, hätte es uns nicht an einem Gefäße gefehlt.

Gegen

Gegen Abend fanden wir uns bey den Zurückgelaſſenen wieder ein, und ſahen mit Verwunderung ſchon viele Menſchen, Fäſſer und Kiſten von unſerm zertrümmerten Schiffe angetrieben. Allerdings hätten wir dieſes alles gern ans Land geſchafft, wenn nicht wegen der aufſchwellenden heftigen Wellen, die größte Lebensgefahr damit verbunden geweſen wäre, und die hereinbrechende Nacht uns daran gehindert hätte. Dieſe Arbeit wurde demnach bis zum kommenden Tag verſchoben, und ein jeder ſuchte ſich ein Plätzchen, wo er nach ſechs kummervollen Nächten ſeine matten Glieder, auf der mütterlichen Erde, unter freyem Himmel, und mit leerem Magen ausruhen laſſen konnte. Zwey Mann, die wir alle Stunden ablöſten, wurden die Nacht über auf die Wacht ausgeſtellt, weil wir noch nicht genug mit dieſem Lande bekannt waren. Da ſich nichts Widriges ereignete, ſo ſchliefen wir abwechſelnd bis an den hellen Morgen. Bey unſerm Erwachen fanden wir unter den ſtark verwundeten, drey Todte und die übrigen waren auch ſehr ſchlecht; weil aber denſelben jetzt nicht weiter zu helfen war, ſo begaben wir uns ans Ufer, wo wir noch mehrere Kiſten, als geſtern, und ſiebenzehn Todte fanden, unter denen auch der Capitain mit dem Prediger war.

Vom Hunger gepeinigt, richteten alle ihr Augenmerk zunächſt auf die Kiſten und Fäſſer, die denn auch zu allererſt vorgenommen und mit Steinen geöffnet wurden. In dem erſten fanden wir Klippfiſch, und in zwey andern Catjang, welches uns gut zu ſtatten kam, und ganz roh, mit dem größten Appetit, wiewohl es vom Seewaſſer ſehr durchweicht war, verzehrt wurde. Als wir unſern äußerſt hungrigen Magen befriedigt, und etwas ausgeruhet hatten, machten wir uns insgeſammt über die Todten her, ſchleppten dieſelben auf die Höhe, wo ſie das Waſſer nicht ſo leicht abſpülen konnte, legten ſie auf einen Haufen, und trugen, weil wir nichts hatten, womit wir ein Loch

machen

machen konnten, in Hüten, Strümpfen, Tüchern und Stiefeln ſo lange Sand und Erde zuſammen, bis die Leichname damit bedeckt waren. Die Uhren und das wenige Geld, welches wir noch bey den Todten fanden, ſteckten wir zu uns, nahmen einigen Proviant mit, und giengen ſodann zu unſerm ſogenannten Lager zurück, wo in unſrer Abweſenheit ſchon wieder zwey geſtorben waren.

Nun theilten wir unter den Kranken von dem mitgebrachten Vorrathe aus, wodurch ſie, bey ihrer Entkräftung, wie von einer Medicin geſtärkt, und aufs neue belebt wurden, ließen ihnen auch von zwey Mann Waſſer holen, damit ſie ſich ihre Wunden damit auswaſchen und ihren Durſt ſtillen möchten. Wiewohl wir uns gern alle auf den Weg begeben hätten, um uns von dem Lande beſſer zu unterrichten, ſo mußten wir doch dieſes, wegen unſrer Kranken, noch unterlaſſen. Die Boten, die wir nach Waſſer ausgeſchickt hatten, blieben ſo lange aus, daß wir beſorgten, es möchte ihnen etwas Widriges begegnet ſeyn; endlich kamen ſie mit ihren Stiefeln voll Waſſer, deren ſie ſich ſtatt der Gefäße bedienen mußten, gegen Abend wieder zurück, und erzählten uns, daß ſie beym Herumgehen von ungefähr Spuren von Menſchen angetroffen hätten. Dieſen wären ſie nachgegangen, weil es aber zu weit entfernt von uns geweſen und der Abend ſchon herangenahet ſey, ſo hätten ſie es nicht gewagt, weiter nachzuforſchen, ſondern ihren Rückweg wieder angetreten. Wir beſchloſſen hierauf, die Sache den folgenden Tag mit mehrerer Mannſchaft genauer zu unterſuchen und legten uns zur Ruhe, nachdem wir vorher wieder Wache ausgeſtellt hatten. Die Nacht vergieng ganz ruhig, und eine ſchöne Morgenröthe bey ganz heiterm Himmel, verſprach uns am 23ſten einen der ſchönſten Tage, deren wir in drey Wochen keinen geſehen hatten. Unſer Herz wurde wieder von neuem belebt, und wir hofften von nun an für die Zukunft ein beſſeres Schickſal. Wir

nahmen von unſerm mitgebrachten Vorrathe ein kleines Frühſtück zu uns und ich gieng ſodann mit noch funfzehn Mann in Erwartung der Dinge, die ſich uns zeigen würden, nach der Gegend zu, wo des Tages vorher zwey unſrer Gefährten geweſen waren. Unter ihrer Leitung wurde es uns nicht ſchwer, dieſe Spur bald wieder zu finden, und wir zählten wohl auf zwanzig menſchliche Fußtapfen, die ſich alle nach einem großen dicken Gebüſche hinwendeten. Kaum waren wir denſelben eine halbe Stunde lang in dem Buſche nachgegangen, als wir auf einmahl drey Schwarze gewahr wurden, die aber, ſobald ſie uns anſichtig geworden, die Flucht ergriffen. Wir riefen, pfiffen, liefen ihnen nach, aber keiner wollte hören, noch weniger ſtehen bleiben. Wir folgten ihnen alſo tiefer in das Gebüſch durch Dornen und Hecken auf dem Fuße nach, kamen auch nach kurzem zu ihrem Aufenthalte, wo über ſechzig handfeſte Kerle auf einem Haufen verſammlet waren, und ſich mit großen Steinen und Knitteln verſehen hatten.

Da wir ſahen, daß hier Ernſt gebraucht werden ſollte, wir aber dieſen Schwarzen nicht gewachſen waren, ſo redete ſie unſer geweſener Unterſteuermann, Malleth, welcher von dem Kap gebürtig war und die malayſche Sprache aus dem Grunde verſtand in einiger Entfernung alſo an: „Lieben Leute, wo iſt Euer Montour; (Anführer) „und warum ſteht Ihr da ſo gerüſtet?“

Nachdem Malleth dieſe Worte in einem gutmüthigen Tone geſagt hatte, ſo trat ſogleich von dem Haufen ein großer ſtarker Kerl, mit einem gewaltigen Knittel in der Hand, auf deſſen Wink alle übrige ſchon in Bereitſchaft ſtanden, zwey Schritte vorwärts und erwiederte in einem beynahe drohenden Tone: „Thut keinen Schritt weiter, „gebiete ich Euch! Saget, was Ihr von uns wollt und „was Euch bewogen hat, hierher zu kommen, ſonſt ſollen,

„wenn

„wenn Eure Abſichten falſch ſind, nicht viele von Euch „den Weg wieder zurückfinden.“

Malleth. „Nicht Falſchheit und Verrätherey hat „uns hierher geführt, ſondern unſre Noth und Elend. „Wir ſind arme verunglückte Menſchen, die durch den „Sturm, vor wenig Tagen nicht weit von hier ihr Schiff „und alles verloren haben. Wir allein ſind dem Tode „entronnen. Weil wir alſo von Allem verlaſſen ſind, ſo „ſind wir, da wir Euch gewahr worden, hierher gekom„men, um uns bey Euch zu erkundigen, wo wir ſind, „und ob Ihr uns nicht gegen Bezahlung Eſſen verſchaf„fen könnt. Wolltet Ihr uns aber, weil wir noch Kran„ke haben, einige Wochen bey Euch zu bleiben verſtatten, „bis jene wieder geſund wären, ſo würdet Ihr uns damit „noch einen größern Dienſt erweiſen.

Von was für einem Schiffe ſeyd Ihr? — fragte der Schwarze.

„Unſer Schiff war ein engliſches. Kaum hatten wir „uns aus den Fluthen, mit größter Todesangſt gerettet, „als wir unſre Cameraden ihrem unvermeidlichen Tode „entgegen eilen ſahen. Von ihnen ſind auch ſchon viele, „nebſt einer Menge Kiſten, an den Strand getrieben wor„den. Schaffet uns nur jetzt zu eſſen, ſo könnet Ihr „Euch auch vieles vom Strande holen.“

Eſſen ſollt Ihr haben, wenn Ihr Euer nicht zu viele ſeyd, Wohnung aber können wir Euch und Euren Kranken nicht geben, denn wir haben weder Häuſer noch Hütten, weil wir alle entlaufen ſind.

„Wir ſind unſer etwa hundert Mann. Wenn Ihr „aber keine Wohnungen habt, wo haltet Ihr Euch „denn auf.“

Wenn Ihr Eurer ſo viele ſeyd, könnt Ihr nicht augenblicklich Eſſen bekommen, ſondern es müſſen einige von Euren Leuten mit den unſrigen ausgehen, und Schafe ho-

len, deren genug zu bekommen ſind. Unſern Aufenthalt werdet Ihr übrigens zeitig genug erfahren.

„Was hilft uns Fleiſch, wenn wir kein Gefäß zum „Kochen haben.“

Das haben wir ſelbſt nicht gehabt, und ſind doch ſchon über vier Jahr hier. Wir wollen aber nur erſt an den Strand zu den übrigen gehen.

„Wenn Ihr mit uns gehen wollet, ſo kommt; Eure „Knittel und Steine müßt Ihr aber wegthun, ſonſt möch„ten wir nicht zum beſten bewillkommt werden.“

Das kann nicht geſchehen, weil vielleicht eine Verrätherey vom Kap darunter verborgen ſeyn möchte, um uns nur mit guter Manier aus dem Buſche zu locken.

„Dafür bin ich Mann. Jedoch iſt es am beſten, es „gehen nur vier von Euch mit, und vier von uns bleiben „ſo lange hier, bis die Eurigen wieder zurückgekom„men ſind.“

Ich ſelbſt muß mit Euch gehen, und ſehen, ob Ihr uns belogen habt, was Euch aber übel bekommen ſollte.

Hierauf gieng der Montour mit den Unſrigen ganz allein fort, und ich erbot mich, unterdeſſen als Geißel da zu bleiben. Man gab mir zur Wache einen Malayer und einen Malabaren, welche beide gut holländiſch verſtanden, und mich, nachdem ich mich eine Weile mit ihnen unterredet hatte, mit nach ihren Wohnplätzen nahmen, die ich zu ſehen wünſchte.

Wir kamen, ungefähr nach einer Viertelſtunde, bergauf durch einen kleinen Buſch, wider mein Vermuthen, an eine von der Natur ſehr ſchön geformte Höhle, die auf einem Berge lag, mit dicht zuſammengewachſenen Bäumen bedeckt, und ſo geräumig war, daß ſich auf drey bis vierhundert Mann darin aufhalten konnten. Meine Begleiter verſicherten mich, daß ihnen dieſe Höhle viele Mühe gekoſtet, weil ſie dieſelbe, ungeachtet ihrer natürlichen guten Lage und Größe, doch noch durch Ausrottung

rottung unzähliger Bäume, die ſie hernach in der Ordnung wieder herumgeſetzt, auf vierzig Schritte im Quadrat vergrößert hätten. Dieſes wäre deswegen ſchlechterdings nothwendig geweſen, weil ſie ihren vermehrten Hausrath den ſie nach und nach vom Ufer zuſammengeſchleppet, vor Regen und Sonnenhitze unter ein Obdach der Sicherheit wegen, hätten verwahren müſſen. Die Höhle war übrigens ſo befeſtigt, zugleich auch ſo verſteckt, daß man dieſelbe ſchwerlich entdecken, noch mit wenig angewandter Mühe hinein kommen konnte. Alles war hier nach der beſten Ordnung eingerichtet. Jeder hatte eine Büffelshaut zu ſeinem Lager und etliche zuſammengebundene Schaafsfelle zur Decke. Ihre Waſſerbehältniſſe waren ausgehölte Kürbisſchalen, und ihr einziges Kochgeſchirr beſtand in einem alten eiſernen Keſſel, den ſie einſtmahls in einem zertrümmerten und an das Land getriebenen Schiffe gefunden hatten, der aber von ihnen als ein Heiligthum aufbewahret wurde. An den Seiten herum waren noch eine Menge großer Knittel und langer Meſſer zu ſehen, deren ſie ſich, nach der Ausſage des Malayers, ſtatt der Waffen bedienten, wenn ſie mit irgend einem Feinde zu kriegen hätten, oder vielleicht von den Holländern wieder aufgeſucht, und überfallen werden ſollten. In dieſer Abſicht waren auch die, rings um die Hütte befindlichen großen Steinhaufen da, und jeder neu Ankommender, der bey ihnen bleiben wollte, mußte einen ſolchen von hundert und ſechzig Steinen zuſammen tragen. Auch in einiger Entfernung von der Höhle befanden ſich an verſchiedenen Orten, noch mehrere, zu welchen ſie ſich bewaffnet begaben, wie wir vorhin geſehen hatten, wenn ihre ausgeſtellten Poſten, Fremde gewahr wurden.

Nachdem ich mit meiner Wache, beſonders dem Malayer etwas vertrauter worden war, nöthigte mich der gutherzige Menſch, mich auf ſein Lager zu ſetzen, drückte

mir zu wiederholten mahlen die Hände, und wir ließen uns in folgendes Geſpräch mit einander ein.

Mal. Ich wollte Ihnen gern eine Ehre erzeigen, ich weis aber nicht, was für eine. Wollen Sie etwa (indem er mir mit einer lächelnden Miene einen auf Kohlen gebratenen Fiſch hinreichte) dieſes eſſen?

Ich. Ich danke Dir herzlich für Deine Liebe. Mich durſtet außerordentlich. Kannſt Du mir nicht auch einen Trunk Waſſer verſchaffen?

Mal. Das können Sie hier genug haben. (Er überreichte mir ſeine Kürbißſchale) Wollen Sie auch etwa ein wenig Büffelfleiſch?

Ich. Weil Du es ſo gut mit mir meinſt, ſo will ich Dir auch etwas aus den Kiſten, von unſerm geſcheiterten Schiffe verſchaffen, entweder Tabak oder Branntwein. Es giebt dergleichen genug darauf; wenn nur erſt alles ans Land wird geſpült ſeyn.

Mal. Branntwein mag ich nicht, denn ich trinke keinen, wenn Sie mir aber Tabak bringen, ſo will ich Ihnen auch dann ein Schaaf verſchaffen.

Ich. Sage mir doch, wo Ihr alle die Schaafe und Büffel hernehmt. Habt Ihr alle ſelbſt geſchlachtet, von denen hier die Felle liegen?

Mal. Der Platz, wo wir dieſelben holen, iſt etwa eine halbe Tagreiſe und heißt der Münſch. Es befinden ſich dort wohl über ſiebentauſend Stück Schafe und auf dreytauſend Stück Ochſen. Der Junge, welcher ſie hütet, iſt auch ein Malaier, und da ſein Herr die Anzahl ſeines Viehes nicht weis, ſo hohle ich alle acht Tage zwey oder drey.

Ich. Wenn nun aber der Herr des Jungen erfahren ſollte, daß er Euch die Schaafe und Büffel giebt?

Mal. Das iſt nicht möglich, weil er wegen der zu weiten Entfernung, ſehr ſelten dahin kommt. Zudem nehmen ja auch die Tiger und Wölfe ſehr viele von der

Herde

Heerde weg. Weil aber auch jedesmahl der Junge unſre Ankunft weis, ſo ſchlachtet er unterdeſſen des Nachts die Schaafe, und wir gehen ſodann, ohne alles Geräuſch, und ohne aufgehalten zu werden, wieder nach unſerer Wohnung zurück.

Ich. Wie lange ſeid Ihr denn insgeſammt ſchon hier?

Mal. Wie lange die andern hier ſind, weis ich nicht; ich meinerſeits bin aber noch nicht lange hier, ſondern erſt vor kurzer Zeit mit dem Capitain Graf von Batavia auf dem Cap angekommen.

Ich. Hatteſt Du denn auch ſchon in Batavia dieſen Herrn? Ich habe vor vier Jahren auch dort bey van der Wort auf der Utrechtsſtraße logiert, kann mich aber nicht beſinnen, daß ich Dich einmahl geſehen hätte.

Mal. Der, den Sie da nennen, war eben mein ehemaliger Herr, der mich aber zu der Zeit ſchon an den Capitain, wiewohl ungern, verkauft hatte. Es wäre auch nicht geſchehen, wenn nicht der gute Mann einem engliſchen Officier, der unvermuthet in zwey Tagen ſchon abſegeln ſollte, Geld hätte ſchaffen müſſen. Da ich meinen alten Herrn, aus Liebe zu ihm, noch zum öftern beſucht habe, ſo ſcheint es mir auch, als wenn ich Sie ſchon einmahl geſehen hätte.

Ich. Das kann alſo wohl ſeyn. Wie biſt Du aber von dem Capitain weggekommen?

Mal. Ich kam mit ihm auf dem Cap glücklich an, und wir nahmen bey Herrn Aſperling, welcher der Schwiegervater des van der Wort iſt, unſer Logis. Für meinen Herrn, der immer wenig zu Hauſe war, hatte ich wenig zu thun, deſtomehr aber beſchäftigte mich die Frau unſers alten Wirths, die ſich mit meinem Herrn bald gut verſtand, weil ihr Mann, ſeiner Profeſſion nach ein Kupferſchmid, ſchon alt und den ganzen Tag in ſeiner Werkſtatt war. Zankte dieſes häßliche Weib nicht mit ihrem Manne, welches ein ſehr ſtiller und herzensbraver Mann

war, ſo hatte ich den Teufel auf meinem Nacken. Hierzu kam noch, daß, obgleich mein Herr alle Tage 4 Schilling für mich geben mußte, ich doch die ſchlechteſte Koſt, ja bisweilen kaum ſatt zu eſſen bekam. Wiewohl ich immer im Sinne hatte, dieſe Noth meinem Herrn zu klagen, ſo wußte ſie es doch allezeit ſo einzurichten, daß ich mit Arbeit beſchäftigt wurde, wenn er nach Hauſe kam, oder ſie ihn nicht allein lies. Mein Herr und die Frau Wirthin lebten äußerſt vertraut zuſammen, und ich mußte immer thun, als wenn ich mit geſunden Augen blind wäre. Sie fuhren und giengen mit einander ſpatzieren, ohne ſich um den Alten zu bekümmern. Das dauerte ſo fort, bis das Schiff geladen war, und unter Segel gehen ſollte. Jetzt brachte man meinem Herrn die Rechnung, welche aber ſo übertrieben war, daß nun alle Freundſchaft auf einmahl aufgehoben wurde, und ſie ſich beynahe bey den Köpfen nahmen. Mein Herr, der dieſe große Summe nicht bezahlen wollte, lies mich zu meinem größten Leidweſen ſo lange als Unterpfand da, bis die Sache in Holland gerichtlich ausgemacht worden wäre. Weil ich aber nun um ſo mehr meine Hölle ſchon im voraus ſehen konnte, faßte ich den Entſchluß, zu entlaufen, und bin nach langem Herumirren in dieſe Geſellſchaft gekommen.

Nachdem ich der Erzählung des Sklaven von ſeinem traurigen Schickſale zugehöret hatte, wurde ich ganz aufgeheitert, weil ich nun wußte wo ich war, und daß ich zu Lande auf das Kap kommen konnte. Ich ſuchte den Sklaven zum Führer dahin zu bekommen, und redete ihn deshalb folgendergeſtalt an: Da Du einen guten Herrn gehabt haſt, der nach ſeinen beſten Kräften für Dich ſorgte, ſo thateſt Du doch nicht recht daran, daß Du ihn verließeſt. Er leidet durch Dich Schaden, und muß, wenn er wieder kommt, doch endlich alles bezahlen. Komm mit mir nach dem Kap. Du ſollſt es bey mir gut haben, ſollſt auch wieder zu Deinem Herrn kommen, ohne daß

Dir

Dir etwas geſchehen ſoll. Gelangen wir auf dem Kap glücklich an, ſo melde ich Dich ſogleich bey der Compagnie als einen Deſerteur, und ſtelle ſo lange Caution für Dich, bis wir wiſſen, ob der Capitain in ſeinem Vaterlande ſich aufhalte, wohin ich auch reiſen will, und Du dann mit mir reiſen kannſt, oder ob er wieder nach Oſtindien gefahren ſei. Iſt dieſes letztere, ſo werde ich Dir ſchon einen guten Herrn ausmachen, bey dem Du ſo lange bleiben kannſt, bis er wieder zurückkommt. Du mußt freilich nicht ſo dumm ſeyn, und Deinen bisherigen Aufenthalt verrathen, ſondern vorgeben, Du habeſt Dich bisher ganz allein in Bergen und Wäldern aufgehalten und von Fiſchen und Kräutern ernähret.

Meine Rede hatte ſo tiefen Eindruck auf den Malayen gemacht, daß er gleich ſtehenden Fußes wieder mit mir zurückkehren wollte, wenn er gewiß wäre, wieder zu ſeinem alten Herrn kommen zu können, der ihn, für ſeine Perſon zu allen Zeiten gut gehalten und ſatt zu eſſen gegeben habe. Er wolle demnach mit ſeinen Cameraden deswegen reden, ob ſie ihn wieder fortlaſſen wollten, weil er ſich ihnen durch einen Eid verbindlich gemacht habe. Da Sie ſich, fügte er hinzu, doch noch einige Zeit bey uns aufhalten, ſo werde ich Sie fleißig beſuchen, und Ihnen genaue Nachricht ertheilen; jetzt ehe die Andern aus dem Walde zurückkommen, welches mit Sonnenuntergang geſchehen wird, will ich etwas Fleiſch für uns beyde braten.

Er führte mich in die allgemeine Vorrathskammer, welche auf zwanzig Schritte von dieſer Höhle entfernt war. Hier erſtaunte ich nicht wenig, als ich in einem mit ſtarken Bäumen verpalliſadirten, geräumigen Loche, welches faſt einem Keller ähnlich war, auf drey eingeſalzene Büffel, acht theils noch eingeſalzene, theils ſchon in der Luft getrocknete Schafe, über zwey Centner Fiſche, und eine große Menge Reis und Waitzen vorräthig fand. Dieſes alles bekamen ſie, wie mich mein Wirth und Wächter verſicherte

ſicherte, von Sklaven, die ihre Herren beſtahlen. Die Schwarzen halten auch ſo zuſammen, daß ſich einer für den andern lieber todtſchlagen ließe, ehe er ihn verrathen ſollte.

Nachdem er ein Stück von dem eingeſalzenen Fleiſche genommen hatte, ſetzten wir uns in einer kleinen Entfernung nieder, und zündeten ein Feuer an. Hierauf wurde das Fleiſch in kleine Stückchen geſchnitten, an ein langes Holz geſteckt, und alſo gebraten, welches wir ſodann brüderlich theilten und mit dem größten Appetit verzehrten.

Mit dem Abende fand ſich die ganze Geſellſchaft der Schwarzen nach und nach ein, von denen der eine Fiſche, der andre ein Schaaf, der dritte Waſſer, der vierte Melonen, und ſo fort, ein jeder wieder etwas Anders mit ſich brachte. Sie machten ein großes Feuer und jeder bratete ſein Leckerbischen nach Wohlgefallen. Ich ſahe mit Vergnügen, in einer kleinen Entfernung der Geſchäftigkeit dieſer Schwarzen zu, die mich bisweilen mit ſtarren Blicken anſchielten. Endlich entſtand über das allzulange Außenbleiben ihres Montours ein allgemeines lautes Murren, weil die Nacht hereingebrochen und der Montour noch nicht zu ſehen war. Ob ich gleich ſelbſt nicht wußte, was ich dabey denken ſollte, ſo ſuchte ich ſie doch alle dadurch zur Ruhe zu bringen, daß ich ihnen vorſtellte, welche große Menge Fäſſer und Kiſten dort am Ufer angeſchwommen wären. Weil nun das Herausſchaffen aus dem Waſſer nicht wenig Mühe erfordere, ſo würde ſich der Montour, der ganz allein war, wohl bis zur ſpäten Nacht damit beſchäftigt haben, daß nicht etwa ſein Gewinn in der Nacht von den Wellen wieder mit fortgenommen würde, wie es zum öftern zu geſchehen pflegt. Mit der Nacht würde man ihn alſo auch nicht ſo von ſich gelaſſen, ſondern ihm eben ſo, wie mir, eine Stelle zu ſeiner Ruhe angewieſen haben. Uebrigens dürfet Ihr, fügte ich hinzu, eben ſo wenig in Sorgen ſtehen, als ich,

auf

auf Eure Treue und Aufrichtigkeit geſtüzt, etwas Widriges befürchte. Durch dieſe Anrede, die ich in holländiſcher Sprache an ſie hielt, welche die mehreſten ſehr gut verſtanden, wurde auf einmahl eine allgemeine Stille, und alle ſchienen beſänftigt zu ſeyn. Ich legte mich hierauf auf das von meinem Malayen mir angewieſene Lager ganz ruhig nieder, und hatte ſo ſanft an der Seite meines Wächters geſchlafen, daß ich des andern Tages nicht eher erwachte, bis er mich aufweckte, da ſchon die Sonne hoch am Himmel ſtand.

Die Schwarzen hatten indeſſen vier aus ihrer Mitte abgeſchickt, welche ſich nach dem Montour erkundigen ſollten. Keiner war von ihnen nach Lebensmitteln oder Holze ausgegangen, ſondern alle blieben da, und erwarteten mit Schmerzen ihren Montour, deſſen Name gar nicht aus ihrem Munde kam. Sie ſahen ſich auf allen Seiten ſchüchtern um und liefen hin und wieder, aber nichts wollte ſich ausſpähen laſſen. Endlich hörte man gegen Mittag in der Ferne einen lauten freudigen Jubelton, da denn die Abgeſchickten mit ihrem Montour, dem jeder entgegen lief, beladen zurück kamen. Sie brachten funfzehn Flaſchen Arak mit, die auch ſogleich geöfnet, und der Arack in kleinen Kürbisſchalen zum koſten herumgegeben wurde, wobey ich, als ihr aufgenommener Gaſtfreund, den Anfang machen mußte; das Koſten dauerte aber ſo lange herum, bis wir über die Hälfte der Flaſchen ausgeleeret hatten. Die ganze Geſellſchaft wurde luſtig und aufgeheitert, und jeder vergaß hier ſein Elend. Die Schwarzen ſprangen und hüpften wie die Kinder, zumahl da der Montour erzählte, daß dergleichen noch mehr, und viele andere ſchöne Sachen, am Strande zu haben wären.

Da unter dieſem Frohlocken der Mittag herangekommen war, und ich wieder zu meinen Cameraden zurückkehren wollte, kam der Montour auf mich zu, küßte und umarmte mich, und ſagte: Seyn Sie ganz ohne Sorgen, denn

denn unter meinem Schutze ſoll Ihnen nichts Unangenehmes widerfahren. Von nun an werden wir Sie, und Ihre braven Cameraden, welche ſich am Strande noch ganz wohl befinden, als unſere Brüder betrachten, und ſie alle mit Fleiſch und Fiſchen, ſo viel es uns nur möglich ſeyn wird, verſorgen. Unſer Accord iſt ſchon geſchloſſen, und wir werden, ſo lange Sie ſich auch mit Ihren Kranken bey uns aufhalten, weiter nichts von Ihnen verlangen, als was Sie uns von Ihren Gütern zurücklaſſen. Ruhen Sie unterdeſſen ein wenig aus, und erquicken Ihre abgematteten Glieder auf meinem Lager, bis meine Gehülfen mit dem Braten fertig ſeyn werden. Hierauf verließ er mich mit einem freundſchaftlichen Händedrucke, und ich folgte ſeiner Einladung.

Kaum hatte ich eine Stunde auf meinem Lager geruhet, und nicht ſo wohl geſchlafen, als vielmehr über mein vergangenes und zukünftiges Schickſal nachgedacht, und mich alſo mit Grillen beſchäftigt, als der Malaye mich zum Eſſen rief. Ich hatte wenig Appetit, von den gebratenen Fiſchen und Fleiſche etwas zu mir zu nehmen; weil mich aber der Montour, welcher ſich jetzt mit dem Malayen allein bey mir befand, außerordentlich nöthigte, ſo mußte ich ihm wenigſtens einigermaßen Genüge leiſten.

Nach gehaltener Tafel, unter den dickbelaubten Bäumen, neben der ſchon bekannten Höhle, begab ich mich ſogleich auf den Weg nach unſerm kleinen Lager, wo ich auch nach Verlauf einer Stunde glücklich ankam, und ſchon von fern ſowohl die Schwarzen, als meine Cameraden äußerſt geſchäftig ſahe. Alles wurde zuſammen gepackt und zur Reiſe fertig gemacht, das übrige aber, was ſich ſonſt noch von Kiſten und Fäſſern am Ufer befand, in ein tief in die Erde gegrabenes Loch zur weitern Abholung verſteckt und mit Erde und Zacken bedeckt. Es war dieſes immer noch ein großer Schatz, weil ſich viele Kiſten Cattun, auch oſtindiſche ſeidene Zeuge dabey befanden,

das wir alles, ausgenommen was wir noch zu uns ſtecken konnten, den Schwarzen zurücklaſſen muſten. Nichts konnten wir davon in derſelben Gegend unterbringen, und etwas fortzuſchaffen, war auch unmöglich, weil es gänzlich an Fuhrwerk fehlte. Wir machten uns zwar nachher deshalb einen Weg zu einem in der Nähe wohnenden Coloniſten, welcher nur eine Tagereiſe von dem Aufenthalte der Schwarzen entfernt war, er ſchlug uns aber unſer Verlangen ab, weil er hundert und ſechzig Meilen vom Cap entfernt wohnte, und zu ſeiner anſehnlichen Landwirthſchaft nur achtzehen Sklaven hatte, mit denen er kaum das Nöthige verrichten konnte.

Gegen Abend kamen wir mit Sack und Pack bey den Schwarzen an, die uns auch ſehr wohl aufnahmen, und während der Zeit, die wir uns bey ihnen aufhalten mußten, mit Reis, Fleiſch und Fiſchen reichlich verſorgten. Weil aber hier unſers Bleibens nicht ſeyn konnte, und wir uns täglich mit dem größten Verlangen nach dem Ort unſerer Beſtimmung ſehnten, ſo begaben wir uns, nach gänzlicher Wiederherſtellung unſrer kranken Cameraden, an einem heitern Morgen, unter Begleitung unſers Malayens, auf den Weg nach dem Cap.

Wiewohl wir uns mit Lebensvorrath verſorgt und ſchwer beladen hatten, den uns die Schwarzen aus ihrer Vorrathskammer überflüßig mitgaben, zumahl da wir ihnen alle, wohl noch auf zehntauſend Thaler betragende Waaren überlaſſen muſten; ſo reichte doch derſelbe, bey der genaueſten Eintheilung, kaum den halben Weg zu, und wir muſten endlich zufrieden ſeyn, wenn wir in den großen Wüſteneien, durch die uns der Malaye führte, bey allen Strapazen unſern Hunger mit Kräutern und Wurzeln ſtillen konnten.

Wir wurden bey dieſer ſo ganz ungewohnten Lebensart alle ſo muth- und kraftlos, daß wir endlich ſelbſt nicht wuſten, ob wir weiter vorwärts gehen, oder wieder zu unſern

unſern Schwarzen zurückkehren ſollten. Des Tages über quälten uns Müdigkeit, Hunger und Durſt, und des Nachts weckte uns zum öftern das Gebrülle raubbegieriger wilder Thiere. Obgleich bisher jeder von uns dieſes Ungemach, in Erwartung einer beſſern Zukunft mit Gelaſſenheit ertragen hatte, ſo brach doch endlich bey der allzulangen Dauer, die Ungeduld in Murren aus, und die mehreſten wünſchten lieber, ihr Grab bey jenen Unglücklichen in den Wellen gefunden zu haben, als hier in ſolchen ſchrecklichen Wüſteneien bey Hunger und Durſt, nach und nach umzukommen.

Unſer Führer, der an dieſe Lebensart ſchon mehr gewöhnet war, ſuchte uns durch Scherz zu erheitern, ſprach uns getroſten Muth zu, und verſicherte, daß, da wir nun ſchon auf ſechs Wochen in dieſen Wüſteneien zugebracht hätten, unſer Elend gewiß baldigſt überſtanden ſeyn würde. Seine Vorherſagung traf auch richtig ein. Denn kaum hatten wir noch zwey Tagereiſen zurückgelegt, als wir am 8ten Auguſt des Morgens das Cap zu unſerer größten Freude, zu Geſichte bekamen. Wir ſtrengten demnach alle unſre Kräfte an, und kamen auch noch bey guter Zeit, ganz kraftlos, und mit wunden Füßen auf dem Cap an.

Man führte uns ſogleich ins Caſtell zu dem Oberſten Gordon, welcher von Geburt ein Engländer war, der uns auch, da er uns in ſolchem elenden Zuſtande ſahe, mit Eſſen, Trinken und Kleidern verſorgte, und noch überdies ein großes Zimmer in ſeiner Behauſung anweiſen lies. Weil es uns aber auch an Gelde fehlte, ſo meldete er unſre Ankunft dem engliſchen Conſul, mit Namen Brand, Poſthalter in der Simons-Bay, der auch unverzüglich jedem Officier zur täglichen Zehrung einen Piaſter (1 Thlr. 10 gl.) den übrigen aber durch die Bank acht Schilling holländ. (1 Thlr.) auszahlen lies. Es wurde uns zugleich freigeſtellt, ob wir uns ſogleich in der

Stadt ein Logis miethen, oder im Caſtell bey den holländiſchen Soldaten bleiben wollten, bis wir gänzlich ausgeruhet und uns wieder erholet hätten. Uebrigens ſollte es uns im Caſtell auch keinen Heller koſten, denn wir würden unſer Geld doch Zeit genug brauchen.

Wir entſchloſſen uns daher, weil uns die Ruhe und Erholung höchſt nöthig war, acht Tage lang bey dem menſchenfreundlichen und braven Oberſten Gordon zu verweilen, der es ſich auch ſehr angelegen ſeyn lies, uns mit dem Nöthigſten verſorgen zu laſſen, wiewohl wir auch vieles ſelbſt bezahlten, um dieſem edeln Mann nicht zu beſchwerlich zu fallen. Die mehreſte Zeit des Tages, die er ſich von ſeinen Geſchäften abmüßigen konnte, war er bey uns, und wir muſten ihn mit unſern Avantüren unterhalten. Kam etwa eine Pauſe in unſern Erzählungen vor, ſo ſuchte er dieſe durch ſeine allerdings merkwürdigen Reiſen und ſeltenen Ereigniſſe auszufüllen, die ihm auf ſeinen Reiſen durch Egypten, die Kafferey, Tartarey, und in dem Innern von Afrika bis an die Grenze von Aſien begegnet waren. Da er von mir hörte, daß ich aus Egypten, und insbeſondre aus Cairo gebürtig ſey, ſo wurde er mir beſonders gewogen, ſo daß ich einige Stunden des Tages bey ihm auf ſeinem Zimmer zubringen, und ihm von meiner Vaterſtadt, die er noch nicht beſucht hatte, erzählen muſte, ſoviel ich ſelbſt davon wußte. Wir wurden dadurch ſo vertraut mit einander, als wenn wir uns ſchon längſt gekannt hätten, was mir aber den Neid meiner Cameraden zuzog. Für mich hatten dieſe Geſpräche mit dem Oberſten viel Lehrreiches, da er ein ſowohl in der Naturkunde, als auch in andern Wiſſenſchaften ſehr erfahrener Mann war, der ſich ſelbſt Karten von den durchreißten Ländern gezeichnet hatte, und viele Präparate und Abbildungen von fremden Thieren beſaß.

Wiewohl uns hier nichts mangelte, und der Oberſte uns mit allen Bedürfniſſen verſehen ließ, ſo wollten wir

doch

doch auch mit der berühmten Kapſtadt, deren Schönheiten und Einwohnern bekannt werden, daher wir, nachdem wir uns gänzlich erholet, und ein wenig ausſtaffirt hatten, unter vielen Danksagungen unſern Wohlthäter verließen, und uns auf dem Kap, wo es gänzlich an Gaſthöfen und Caffeehäuſern fehlet, bey verſchiedenen Einwohnern, die uns recommandirt wurden einlogirten.

Ich meinerſeits, gieng ſogleich zu Madame Asperling, die mich, als ich ihr mein Anliegen eröffnet hatte, mit vielen Complimenten empfieng, und recht gern in mein Verlangen willigte, nachdem ich mit ihr für Eſſen, Trinken, Logis und Aufwartung des Tages über, um einen Thaler einig geworden war.

Ob dieſes gleich, im Verhältniſſe des Preiſes der daſigen Landesprodukte ſehr theuer iſt, da ich 16 Pfund Hammelfleiſch für einen Schilling (ſächſ. 3 gl.) und um den nehmlichen Preiß 14 Pfund Rindfleiſch, ingleichen 3 Pfund Schweinfleiſch, welches noch das theuerſte iſt, habe verkaufen ſehen, und die Einwohner vom Kohle, Rüben, Erdäpfeln und dergleichen Gemüßen, jährlich eine doppelte und wohl noch dazu reichliche Erndte zu genießen haben, ſo war es doch, bey dem gegen Fremde gewöhnlichen Wucher, immer noch ſehr billig von Madam Asperling, da man ſonſt gewöhnlich täglich einen Piaſter zahlen muß. Zu meinem größten Leidweſen habe ich oft geſehen, daß Matroſen und Reiſende einen einzigen Kopf Kohl mit 6 gl. und ein Pfund Fleiſch mit 6 gl. 6 pf. bezahlen mußten.

Meine Wirthin hatte mich auf eine ganze Stunde unterhalten, mich ihres Beyſtandes verſichert, alle Tugenden der Herren, die bey ihr logirt hatten, herausgeſtrichen und ihrer bewieſenen Dienſtfertigkeit unaufhörlich gedacht, welches alles mich aber, nach der vom Malayen erhaltenen, Beſchreibung, wenig intereſſiren konnte, als zu meiner Freude ihr Mann erſchien, deſſen Redlichkeit aus

aus dem Geſichte hervorleuchtete. Er bewillkommte mich ganz ungezwungen, und indem er mich auf die mir anzuweiſende Stube begleitete, ſagte er: „Lieber Herr, ich „freue mich, Sie bey mir in meinem Hauſe zu ſehen und „Sie bewirthen zu können. Ich wollte freylich herzlich „wünſchen, daß Sie ſich in einem beſſern Zuſtande befän„den, und ein beſſeres Glück mit Ihrem nun verunglück„ten Schiffe gehabt hätten. Danken Sie jedoch indeſſen „Gott, daß Sie noch beym Leben und geſund hierher ge„kommen ſind. Fürchten Sie nichts; es kann alles noch „den beſten Erfolg für Sie haben. Wenigſtens ſoll es „Sie, ſo lange Sie hier bey mir bleiben wollen, keinen „Heller koſten. Nur bitte ich mir dieſes Einzige von Ih„nen aus, daß Sie meinem Weibe, welches ein Teufel „iſt, nicht das Geringſte davon merken laſſen. Ich will „ſchon ſehen, wie ich Ihnen das Geld, das Sie mit der„ſelben veraccordirt haben wieder zuſtellen kann. Ich „habe auch einen Sohn, dem ein ähnliches Unglück auf „einem däniſchen Oſtindienfahrer, welcher den Namen „Chriſtiana führte, als Unterſteuermann vor Canton „auf den Sandbänken widerfuhr. Mit Vergnügen er„zählte er mir, da er vor einem Vierteljahre glücklich wie„der zurück kam, wie ihn die daſigen Einwohner, und „Kaufleute, ſo lange er dort geweſen, mit Eſſen, Trin„ken und Wohnung unterſtützt, und, da er wieder abge„reiſet, überdieß mit Kleidern, Tabak und mehrern Sa„chen reichlich beſchenkt hätten. Daher iſt es mir auch „ſehr lieb, daß ich Gelegenheit gefunden habe, derglei„chen an Ihnen wieder zu thun. Der Seefahrer iſt frey„lich vielen Gefahren unterworfen.“

So endigte er ſeine Rede und gieng, weil er ſich ſchon eine ganze Weile bey mir aufgehalten hatte, jedoch ſein liebes Weibchen, welches er vermuthete, nicht erwarten wollte, ſporenſtreichs die Thüre hinaus, ohne daß ich ihm ein Wort dagegen erwiedern konnte. Kaum

war er zur Treppe hinunter, als ſich die Thür wider mein Vermuthen eröffnete, und ſeine Ehehälfte, ſehr prächtig angekleidet, hereintrat. Sie kam, da ich noch ganz in meine Gedanken vertieft war, gerade auf mich los und nöthigte mich, ein Gläßchen Wein in ihrer Geſellſchaft einzunehmen Ich mußte ihr doch wenigſtens einen Sitz auf meiner Stube anbieten, den ſie auch annahm, und mich um Verzeihung bat, daß ich dieſelbe vielleicht jetzt nicht nach meinem Wunſche und in der beſten Ordnung angetroffen hätte. Sie hätte ſich dieſe Ehre keinesweges vermuthet, und übrigens hätten ſich diejenigen Herren, welche bey ihr logiret, mehrentheils mit in der Unterſtube aufgehalten, wo Platz genug wäre. Es iſt, fügte ſie hinzu, jederzeit mein größtes Vergnügen geweſen, wenn ich in meiner Einſamkeit, da mein Mann und meine Kinder den ganzen Tag nicht bey mir ſind, ſolche Herren um mich gehabt habe, die mir mit unterhaltenden Erzählungen von ihren Reiſen und den dabey vorkommenden Begebenheiten, die mich ſehr intereſſiren, die Zeit verkürzen konnten. Ich erwarte demnach auch von Ihrer Güte, daß Sie mich oft mit Ihrer Gegenwart beehren und jetzt gleich den Anfang damit machen werden.“

Bey dieſer Rede bezeigte ſie die größte Lebhaftigkeit und Munterkeit, und ihre funkelnden Augen ſagten noch mehr, als ihre Worte. Sie nahm mich bey der Hand, und ich mußte ihr folgen, wo ich ſodann von dem alten Wirthe, ſeinen zwey ſchon erwachſenen Söhnen, einer Tochter, und einer Nichte, einem ſehr ſchönen und unterhaltenden Mädchen, ungefähr vierzehn Jahr alt, freundlich bewillkommt, und zu dem mit Wein, vielen Speiſen, und koſtbaren Gebackenen reichlich beſetzten Tiſch eingeladen wurde. Ich ließ mich nicht lange nöthigen, ſondern nahm ſogleich meinen Platz zwiſchen der Tochter und der Mutter, wobey denn, unter mancherley Geſprächen manch kleines Spåschen vorkam. Madam ſcherzte und

beliebte zu verſichern, daß ſie ihre Tochter, mit der ich mich mehr, als mit ihr, unterhielt, beneide, wodurch jedoch in meinem Benehmen nichts geändert wurde.

Ich erzählte auch der Frau Asperling, daß ich ihre älteſte Tochter, von der wir vorher ſchon geſprochen hatten, ſehr wohl kenne, und daß ich bey meinem Aufenthalte in Batavia, vierzehn Tage bey ihr logirt hätte.

Nach Tiſche verließ ich meine ganz luſtig gewordene Geſellſchaft und begab mich in den Compagnie-Garten, welcher an der öſtlichen Seite der Stadt liegt, um daſelbſt theils einen andern Zeitvertreib zu ſuchen, theils neue Bekanntſchaften zu machen, welche mir auch nicht ſchwer wurden, zumahl da ſehr viele von den Einwohnern ſowohl, als auch vom Militär, Deutſche ſind, und zum öftern der Geſellſchaft und des Zeitvertreibes wegen, ſich dort einfinden. Ich ward daſelbſt mit vielen Officieren bekannt. Sie nahmen alle wahren Antheil an meinem Schickſal, und führten mich, in ein Weinhaus, deſſen Wirth auch ein Deutſcher war, wo wir aller Grillen vergaßen.

Da ich mir einmahl vorgenommen hatte, die Capſtadt recht zu durchſtreichen, ſo verwendete ich acht Tage darauf. Es liegt dieſelbe, wie le Vaillant in ſeiner Reiſebeſchreibung ſehr richtig ſagt, am Abhange des Tafel- und Löwenberges, und erſtreckt ſich, gleich einem Amphitheater, bis zum Ufer der See. Die Straßen ſind breit, aber ſehr ſchlecht gepflaſtert; die Häuſer mehrentheils nach portugieſiſcher Art, oben platt gebauet, damit der außerordentlich ſtarke Süd-Oſtwind, welcher im Januar, Februar und März daſelbſt wüthend hauſet, denſelben nicht ſo ſchädlich ſeyn kann. Das Innere dieſer Häuſer iſt eben ſo einfach als das Aeußere, daher man auch in den größten Bürgerhäuſern, zur Verzierung der Zimmer weiter nichts als einen Spiegel und etliche unbedeutende Gemählde antrifft.

Die vornehmſten Merkwürdigkeiten in und bey der Stadt ſind das Caſtell, ein ſehr ſchönes Gebäude, von da man eine ſehr gute Ausſicht haben kann, die reformirte und lutheriſche Kirche, der Compagnie-Garten, und die Springbrunnen, deren Waſſer aus einer Spalte des Tafelberges herabkommt.

Die Einwohner ſind mehrentheils wohlgebildet. Die Frauenzimmer treiben es in ihrem Putze ſo weit, daß ſie den europäiſchen Damen nichts nachgeben, ja ſie vielmehr übertreffen, wegegen ſie ihnen, in Anſehung des feinern Betragens weit nachſtehen müſſen. Der Grund davon liegt zunächſt in der Erziehung, weil die Mütter ſich wenig oder nicht um ihre Kinder bekümmern, ſondern ihre ganze Bildung den Sklavinnen und Sklaven überlaſſen. Hang zu ſinnlichem Vergnügen iſt der gemeinſte Fehler des andern Geſchlechts auf dem Cap, wodurch die daſelbſt befindlichen Familien ſehr oft zurückgebracht werden. Anſtatt daß man die Weiber aus dem Mittelſtande in ihrer häuslichen Wirthſchaft, in der Küche, im Cirkel der Ihrigen ſuchen ſollte, trifft man ſie mehrentheils auswärts in Spielgeſellſchaften, auf Bällen, Spatziergängen und Spatzierfahrten mit Officieren und andern Fremden, oder wenn es ja nicht anders ſeyn kann, beſchäftigen ſie ſich zu Hauſe mit Dingen, die bloß auf Vergnügen abzwecken. Eine ſolche Lebensart, bey einer überdieß großen Haushaltung, erfordert viel Geld, daher es denn auch kommt, daß die ankommenden Fremden ſo außerordentlich geprellt werden.

Uebrigens iſt das Cap ſehr fruchtbar und hat einen Ueberfluß an Baumfrüchten, als Aprikoſen und Feigen, von welchen letzten es auch eine wilde Art giebt, die Hottentottenfeigen genannt werden, und eine Frucht, wie eine welſche Nuß groß, hervorbringen. Blätter findet man an den Stämmen derſelben gar nicht, ſondern nur dreyeckigte, einen Finger lange Stengel, welche faſt den

Bohnen-

Bohnentaſchen ähnlich ſind; Citronen, Orangen und Piſang in Menge, hingegen wenig Kirſchen, Pflaumen und Aepfel, deren Stämme ſchwer fortzubringen ſind; denn ob ſie gleich ſchon ſammt dem Erdreich hingebracht und alſo gepflanzt worden, ſind ſie doch mehrentheils wieder eingegangen. Faſt eben ſo iſt es mit dem Roggen und Buchweizen, dem Boden und Clima nicht zuſagen. Deſto beſſer aber gerathen Gerſte und Weizen, welche beide Getraidearten dort außerordentlich lang wachſen, und ſtärkere Aehren, als in Deutſchland, hervorbringen. Auch findet man hin und wieder Hirſen, aber nur ſehr wenig, weil die Landesart nicht für denſelben taugt. Ob man gleich hier das Futter für die Pferde, nicht ſo wie in Deutſchland haben kann, ſo befinden ſich doch dieſelben ſehr wohl bey Gerſte und Reis.

Wiewohl daſelbſt kein Mangel an Fiſchen iſt, von denen die mehreſten bey dem Meiſenberg und in der Simons-Bay gefangen werden, von woher täglich zwey Pferde mit den beſten Fiſchen beladen nach dem Cap kommen, ſo ziehen doch dieſe mehrentheils begüterte Familien an ſich, indeß die geringern ſich mit den kleinen Fiſchen begnügen müſſen, welche in der Nähe gefangen werden.

Wildpret kann man auf dem Cap auch genug haben, nur nicht in der Nähe, ſondern das mehreſte wird über den Tieger- und Steinberg hergebracht. Vom Cap aus muß man wenigſtens zwey bis drey Stunden weit gehen, wenn man Wildpret ſehen will. Die daſigen Einwohner bleiben zum öftern zum Vergnügen zwey bis drey Tage auf der Jagd und bringen doch wohl weiter nichts, als etliche Rebhühner mit, die ſie vielleicht erſt, damit das liebe Weibchen nicht bös werden ſoll, unterweges gekauft haben. Durch dieſe Delikateſſe wird eine ſtrenge Haus-domina leicht beſänftigt.

Nachdem ich mich faſt überall auf dem Cap umgeſehen, auch viele Bekanntſchaften gemacht hatte, ſo nahm ich mir

 endlich

endlich vor, eine kleine Reiſe nach dem Tafelberg, Löwenberg und Teufelsberg, in Geſellſchaft eines Afrikaners, des Lieutenant von Stein und eines Sachſen, des Fähndrichs Schubert zu unternehmen.

Wir traten unſere Reiſe am 24. Aug. früh um vier Uhr an, und hatten über eine Meile zu gehen, ehe wir an dem Fuß des Tafelbergs ankamen, ob er mir gleich vom Cap aus ſo nahe geſchienen hatte, als wenn man mit der Flinte hinaufſchießen könnte. Wir fanden nicht den beſten Weg, ſondern ſtolperten ſchon bisweilen über die abgefallenen Felſenſtücken, und kamen auf der Seite der großen Spalte, wo der Berg nur allein zu beſteigen iſt, auf allen Vieren, auf dem Kranze des Berges an. Hier mußten wir, weil uns der Weg ſehr ſauer geworden war, ausruhen, und beklagten uns ſchon über die häufigen 4 — 6 Fuß hohen und langen Felſenſtücke, über die wir mit vieler Mühe und Gefahr geſtiegen waren, dachten aber nicht an den noch mühſamern, ſteilern Weg, bis an die Spitze des Berges. Wir langten endlich, unter öfterm Ausruhen nach Verlauf fünf guter Stunden auf derſelben glücklich an, und es ſchien uns, als wenn der Berg glatt und eben wäre. Jedoch fanden wir auf demſelben große ſpitzige Felſenſtücke, in deren Ritzen und Löchern überall Waſſer anzutreffen war, welches ſich vermuthlich von den ſtarken Nebeln, die auf dem Berge beſtändig zu finden ſind, ſammelt. Selbſt bey dem ſchönſten Wetter, welches wir damahls hatten, wurden wir doch alle ſo naß, als wenn wir in dem ſtärkſten Regen geweſen wären. Außer dem vielen Geſträuche, welches man da ſiehet, befindet ſich noch in der Mitte der Plattform des Berges ein tiefes Waſſerbehältniß, welches nicht, wie Vaillant ſagt, 3—400 Schritt hat, ſondern vielmehr 8 Klaftern hält. Mit einer Schnur von 100 Klaftern konnte ich den Grund deſſelben noch nicht erreichen. Es iſt daher wohl kein Zweifel, daß dieſes geräumige

Loch

Loch des Berges, welcher mit dem Hintertheile an die See ſtößt, mit dem Waſſer der See Verbindung hat. Uebrigens laufen noch 5 kleine Canäle von dieſem Berge nach der Ebene herab, von denen die rothe Blume, groß und klein Conſtanz, die Linienwache, und das Caſtell verſorgt werden.

Der Tafelberg iſt der gewöhnliche Aufenthalt der groſſen Raben und Steinadler, welche auf Thiere und bisweilen auf Menſchen losgehen, und vor denen man in Furcht leben muß, daß ſie nicht auf einen zufliegen. Sie waren ſo dreiſt, daß ſie nicht eher fortflogen, bis wir ſie mit Stöcken dazu nöthigten. Wir trafen auch hier eine Art Schlangen, Bandſchlangen genannt, welche bräunlich ausſahen und 3—4 Ellen lang waren. Sie ſind den Menſchen nicht ſchädlich und werden von den Malayen öfters zum Vergnügen gefangen, zuſammengelegt, und in den Buſen geſteckt. Paviane giebt es hier in ſolcher Menge, daß ſie ſich in Haufen von 20 bis 30 ſehen laſſen. Wenn ſie auf den Raub in den Gärten ausgehen, ſo ſtellen ſie zu ihrer Sicherheit etliche Wachen aus, die auch auf das geringſte Geräuſch ſehr aufmerkſam ſind, und ſich auf allen Seiten umſehen. Wird einer von denſelben einen ankommenden Menſchen gewahr, ſo giebt er durch ſein Ho! ho! ein lautes Zeichen von ſich, da ſodann die übrigen in möglichſter Geſchwindigkeit Alles zuſammenraffen, ihre Jungen, wenn ſie deren bey ſich haben, auf den Rücken nehmen und davon laufen. Werden ſie etwa bey ihrer Beſchäftigung durch Nachläſſigkeit einer ausgeſtellten Schildwache ertappt, ſo ermorden ſie dieſelbe gewiß, wenn ſie ſich wieder in Sicherheit ſehen.

Der Tafelberg dient den Bewohnern des Caps ſtatt eines Barometers, weil ſie aus den auf ihm ſchwebenden Wolken und Nebel den Tag vorher gewiß ſagen können, ob es den kommenden ſchöne, windige oder regneriſche Witterung ſeyn werde. Dieſen ſtarken Nebel, und die ſehr

große Feuchtigkeit der dicken Wolken hatten wir nicht nur am Morgen, bey dem Hinaufſteigen ſchon ungemein empfunden, ſondern ſie wurden auch Urſache, daß wir nach einem nicht allzulangen Aufenthalte auf dem Berge, wegen einer auf einmahl entſtandenen Finſterniß den Weg nicht wieder zurück zu finden vermochten, und wir alſo, wenn wir nicht Hals und Beine daran wagen wollten, die ganze Nacht, bis des andern Morgens um 7 Uhr, bleiben mußten. Hierdurch ſahen wir unſere Neugierde hart beſtraft, denn wir würden ſo durchgeweicht, als wenn wir im Waſſer gelegen hätten. Hunger und Durſt fanden ſich auch nach und nach ein, da wir uns mit nichts verſorgt hatten. Müde waren wir auch durch das Herumklettern nicht wenig worden und konnten doch gleichwohl, aus Beſorgniß unglücklich zu ſeyn, keine Lagerſtätte ſuchen. Wo wir ſaßen, mußten wir ſitzen bleiben, und wurden noch dazu, weil wir kein Gewehr bey uns hatten, auch kein Feuer anmachen konnten, von dem fürchterlichen Gebrülle der Hyänen, Tieger und andrer wilden Thiere in die größte Furcht geſetzt und wachend erhalten. Wir dankten herzlich Gott, da es am folgenden Morgen wieder etwas helle zu werden anfieng, machten uns dann mit vieler Beſchwerde wieder herunter, und kamen gegen Mittag um eilf Uhr hungrig und durſtig in die Stadt zurück. Ich hätte gern einige Stunden geruhet, allein die Begierde, noch denſelben Tag den Löwenberg oder Löwenkopf zu beſuchen, beſiegte die Müdigkeit, zumahl da ich unvermuthet vier Schüſſe hintereinander hörte, welches das Zeichen von vier ankommenden Schiffen war, die ich von der Höhe herab beobachten wollte. Meine kleine Reiſe wurde demnach ohne allen Verzug, wiewohl ohne Begleitung meiner vorigen Reiſegefährten, nach dem Löwenkopf angetreten. Der Weg hierauf wurde mir nicht ſauer, weil derſelbe ziemlich gut eingerichtet und ſtufenartig in den Stein ausgehauen iſt, welches auch wegen

der

der auf dem Berg befindlichen Wächter, die öfters hin und wieder gehen und Rapport bringen müſſen, nöthig iſt. Ich fand den Wächter Gaared, einen Dänen von Geburt, welcher eben beſchäftigt war, nach ſeiner, mit der Kanone viermahl gegebenen Loſung, die mit vollem Seegel herankommenden Schiffe zu beobachten. Ihrer ausgeſteckten Flagge nach waren es Holländer und kamen aus Europa. Das Cap von den ankommenden Schiffen näher zu benachrichtigen, nimmt die Wache auf dem Berge nach dem gegebenen Zeichen des Kanonenſchuſſes, die bey ſich habende Flagge und ziehet dieſelbe verkehrt auf, ſo daß das unterſte oben zu ſtehen kommt, in welcher Stellung ſie auch ſo lange bleibt, bis der Wächter erkennen kann, von welcher Nation das Schiff ſey, worauf er die nehmliche Flagge aufſteckt. Kommt das Schiff aus Europa, ſo läßt er die ganze Flagge wehen, kommt es aber aus Indien, ſo bindet er die Flagge in der Mitte zuſammen. Zugleich zeigte mir Gaared in der Ferne ſehr viele andre Flaggen auf den höchſten Bergen, vermittelſt welcher in einer Stunde von der Plettenbergsbay an, welche doch vom Kap auf 130 Meilen entfernt iſt, Nachricht mitgetheilt werden kann, wenn etwa ein Aufruhr entſtanden, oder feindliche Völker angekommen wären. Nach dreimaligem gegebenen Zeichen mit der Kanone und ausgeſteckten rothen Flagge, die Blutflagge genannt, verſammeln ſich denn alle Soldaten und Hottentotten, die zur Compagnie gehören, um den Feind anzugreifen und das Land zu vertheidigen.

Am folgenden Morgen machte ich mir einen Weg nach dem Teufelsberge, welcher aber, die ſchöne Ausſicht ausgenommen, nicht werth iſt, daß man ihn beſteigt. Da ich einmahl in dieſer Gegend war, ſo unterließ ich auch nicht, einen Compagnie-Platz, die Schier genannt, zu beſuchen, wo vieles Holz gefällt und nach dem Kap geſchafft wird. Die Aufſicht hierüber hat ein von der Com-

pagnie hieher detaſchirter Poſten von 20 Mann, welcher damahls, zu meiner größten Freude aus lauter Deutſchen beſtand, deren Ober- und Unteraufſeher mich ſehr wohl empfingen. Sie führten mich, ohngefähr eine Stunde davon, in einen ſehr angenehmen Wald, das Paradies genannt, wo wir uns an der ſanften Muſik der Vögel ergötzten, und von meinen Begleitern einige Stücke Wildpret erlegt wurden, welches hier überhaupt von den Jagdluſtigen ſehr verfolgt wird.

Nachdem ich Abſchied von dieſen biedern Männern genommen hatte, nahm ich meinen Weg nach dem Meiſenberg, welches eigentlich den Paß von der Falſebay nach dem Cap ausmacht, daher auch hier wieder ein kleines Commando von Soldaten ſtehet, das Niemand von den etwa dort angekommenen Schiffen ohne Paß durchläßt. Es ſind auch dort unaufhörlich acht Fiſcher anzutreffen, welche für die Compagnie fiſchen müſſen. In einem prächtig angelegten, großen Gebäude findet man ſehr ſchöne Zimmer, welche dem jedesmaligen Gouverneur gehören und die beſte Ausſicht gewähren, daher auch dieſer Platz nicht allein von dem Gouverneur, deſſen Stellungen zugleich dabey befindlich ſind, ſondern auch noch überdieß von den Officiers und vielen Vornehmen der Capſtadt beſucht wird.

Auf meinem Rückwege nach dem Cap traf ich einen ganz neu angelegten Platz an, der ſchon von außen, wegen der guten Einrichtung ſehr viel verſprach. Da ich nun, wegen der anhaltenden Hitze, ſtarken Durſt verſpürte, und überdieß auch neugierig war, den Ort in beſſern Augenſchein zu nehmen, ſo ſprach ich daſelbſt um einen Trunk Waſſers an. Es wurde mir nicht nur dieſer gereicht, ſondern dazu die Erlaubniß ertheilet, mich umzuſehen. Der Beſitzer, ein ſchwediſcher Kaufmann, Namens Kamann, hatte dieſen Platz, welcher auf eine Stunde im Quadrat groß war nicht nur ſehr nutzbar mit vielen frucht-

fruchtbaren Bäumen angelegt, ſondern auch mit Alleen und Spatziergängen verſchönern laſſen, daher derſelbe allerdings zu einem angenehmen Aufenthalte dienen konnte.

Das an dieſem angenehmen Orte genoſſene Vergnügen, verwandelte ſich bey meiner Ankunft auf der Linienwacht in Mißvergnügen. Statt daß ſich hier die auf dem Schiffe krankgewordenen Matroſen und Schiffsſoldaten in einem langen, dazu wohlbereiteten Saale eines überaus großen Gebäudes, erholen und pflegen ſollen, damit ſie dadurch fähig würden, baldigſt wieder mit zu Schiffe zu gehen, traf ich ganz das Gegentheil an. Todtenbleiche und entkräftete Schattenbilder, die wegen Mangel des nöthigen Unterhaltes und der Pflege, kaum auf ihren Beinen ſtehen konnten, ſchwankten in zerriſſenen Lumpen und halb nackend herum. Ihr Lebensunterhalt iſt ſehr ſchlecht, und kaum hinreichend, das Leben damit zu friſten, daher ſehr viele aus Noth ihre mehreſten Kleider verkaufen und Alles zuſetzen müſſen. Iſt jemand etwa wieder in etwas auf den Füßen, ſo nöthigt man ihn noch überdieß, den Baugefangenen gleich, mit auf den Straßen zu arbeiten. Ihre Ruheſtätte iſt dem Lager der Hunde ähnlich, indem ſie nicht einmahl Matratzen zum Unterlager oder Decke haben, ſondern ſich blos auf den Boden hinlegen müſſen. Mich wunderte es außerordentlich, wie der damalige Oberaufſeher, der Kanonierlieutenant Schall, ſolches Elend ſo ganz gelaſſen mit anſehen konnte.

Aehnlich traf ich es am folgenden Morgen im Hoſpitale des Caſtells an, welches ſchon für Vornehmere beſtimmt ſeyn ſoll. Die Abſicht, warum dieſes angelegt worden, iſt zwar gut, doch wird dieſe auch hier in ſehr vielen Stücken verfehlet. Die Compagnie hat dazu ein ſehr ſchönes Gebäude errichten, und in demſelben drey beſondere Zimmer zum Aufenthalte und Verpflegung der Kranken anlegen laſſen, wo zwar jeder ſeine Matratze und Decke erhält

erhält, allein mit Lebensmitteln und Aufwartung ſehr ſchlecht beſorgt wird, da es hier gewöhnlich nach Gunſt und Geſchenken geht. Es werden jedes Kranken Sachen, die er während ſeiner Reiſe auf dem Schiffe gehabt, ſobald er in das Hoſpital kommt, in ein beſonderes dazu errichtetes Packhaus geworfen, damit ihm bey ſeiner Krankheit, wie man vorgiebt, nichts wegkommen, noch etwas von denſelben verkaufet werden ſolle, weil er vielmehr mit dem vorlieb nehmen könne, was man ihm auf Koſten der Compagnie ohne Bezahlung darreicht. Mancher Patient würde auch allerdings bald wieder zu ſeiner Geſundheit gelangen, wenn man ihm alles ſo mittheilte, wie es die Compagnie für die Kranken beſtimmt hat; allein man giebt ihm täglich zu ſeiner Zehrung kaum ein halbes Pfund Brod, etwa ſoviel Suppe, als man in eine Untertaſſe gießen kann, und Fleiſch ſoviel, als wenn man einen Vogel damit füttern wollte. Ueberdieß iſt das ganze Eſſen ſchlecht und ſo ſchwarz, als ob man es in einem Farbekeſſel gekocht hätte. Weil es nun eigentlich ſehr ſcharf verboten iſt, wenn jemand etwas verkaufen wollte, und doch bisweilen der Hunger ſehr wehe thut, ſo bieten ſich die 8 in dem Hoſpitale befindlichen Aufwärter, zu dienſtfertigen Geiſtern an, welche die Sachen ſehr gut wegzubringen wiſſen, und hernach den Patienten entweder unter mancherley Vorwand, darum betrügen, oder doch für die verkauften Sachen kaum die Hälfte des Werthes bringen, den ſie in Europa haben. Ihr Betrug iſt außerordentlich groß, wenn man bedenkt, daß Betten, Kleidungsſtücke, Wäſche und Kiſten, auf dem Kap noch einmahl ſo theuer ſind. Dabey darf niemand dieſe niederträchtigen Kerle ſcheel anſehen, wenn er nicht bey alle dem Verluſte noch Prügel haben will. Die angeſtellten und reichlich beſoldeten Aerzte ſollten freilich auf Alles Acht haben, damit den Kranken nichts unrechtmäßiger Weiſe entzogen würde, allein, weil ihnen die übrigen Hauspatienten mehr zollen müſſen, ſo

werden

werden die in dem Hoſpitale äußerſt vernachläßigt. Morgens und Abends kömmt der Arzt in Begleitung von vier Negerſklaven, von denen ein jeder einen Kaſten hat und die nöthige Medicin austheilet. Hat ein Kranker einen von den Aufwärtern nicht gehörig tituliret, oder nur in etwas beleidiget, und dieſer klaget es dem Herrn Doktor, ſo erhält der Patient trotz Widerreden, Lamentiren, oder Schwäche 30 bis 40 Hiebe. Wollte er ſich deswegen bey ſeinem Officier beklagen, ſo wird er auch nicht angehört, weil des Herrn Doktors Ausſpruch gilt, und machet ſich ſeine üble Lage noch weit ſchlimmer. Ueberdieß kommen auch bisweilen ſehr ſchlechte und ganz unerfahrene Menſchen zu dieſem Poſten. Ich lernte auf dem Cap einen ſolchen Lazareth-Doktor kennen, der eine ganze Weile als Bedienter herumgelaufen war, und nicht unterkommen konnte, weil er aber die Kunſt verſtand, das Frauenzimmer bey Zahnſchmerzen ſehr wohl zu bedienen und zu kuriren, ſo belohnte man ihn mit der Stelle und den Einkünften eines Hoſpital-Doktors.

Weil ich nun die Kapſtadt nicht nur ſelbſt, ſondern auch die in der Nähe herum liegende Gegend beſehen hatte, ſo unternahm ich eine weitere Reiſe von zwo Meilen nach der Robbeninſel, welche vermuthlich ihren Namen von den vielen Seehunden erhalten hat, die ſich da herum aufhalten, und die man insgemein Robben zu nennen pflegt. Hier findet man ein allgemeines Gefängniß für die Miſſethäter am Cap, unter denen ſich Europäer und Negerſklaven befinden. Ihre Arbeit beſteht in Steinbrechen ſowohl zum Kalkbrennen, als auch zum Baue der Treppen und Fenſtergeſimſe. Obgleich dieſe Arbeit den ſogenannten Züchtlingen nicht leicht ankommt, ſo erſetzt ihnen doch dieſes Alles die Koſt und der fruchtbare Boden der Inſel wieder. Wiewohl der Boden mehrentheils ſandig iſt, ſo erbauen ſie doch viel Tabak, und eine ſolche Menge von Gartengemüßen, daß ſie ſich durch Verkauf derſelben, noch außer

ihrem

ihrem reichlichen Unterhalt, viel Geld machen können. Dieſe Züchtlinge haben bey ihrer einmahl eingerichteten Lebensart gar keine Noth, daher auch viele gar nicht wieder wegverlangen. Ich traf einige an, die ſich ſchon auf 14 Jahr in ihrer eigenwilligen Gefangenſchaft befanden, wiewohl ſie nur 6 und 8 Jahr dazu verdammt worden waren. Ein Korporal, der die allgemeine Aufſicht über die Inſel führet, und zur Zeit, da ich dieſe Inſel beſuchte, ein Däne, mit Namen Scheel war, erhält den Titel eines Poſthalters, und muß auf Befehl des Gouverneurs, ſehr viele Seehunde fangen und erſchlagen laſſen, welche ſodann mit europäiſchen Schiffen forttransportiret werden.

Auf der Holzbay (Hout-Bay) welche ich auch nach einigen Tagen mit dem Lieutenant Stein beſuchte, trafen wir außer 6 bis 7 Häuſern einen großen Vorrath von Holz für die Compagnie an, welches daſelbſt von den wenigen Bewohnern geſchlagen, und ſodann 3 Stunden weit nach dem Cap geſchafft wird. Die in dieſer Bay befindliche Soldaten-Wache beſteht aus einem Unterofficier und 12 Gemeinen, welche nicht um des Holzes, ſondern vielmehr der Deſerteurs wegen dahin geſchickt werden, weil dieſe ſich immer hier ſo lange aufgehalten haben, bis ſie etwa von einem nahe vorbeifahrenden Schiffe mitgenommen worden ſind. Sehr ſelten aber iſt hier ein Schiff wegen der vielen gefährlichen Klippen und Quellſand zu ſehen. Die hierher geſchickte Mannſchaft hat es nicht zum beſten, weil ſie ſich im Buſche in Hütten aufhalten muß.

Da ich viel von der Simons-Bay gehört hatte, nahm ich mir vor, auch eine Reiſe dorthin zu unternehmen. Kaum hatte ich dieſes Vorhaben dem Oberſten Gordon, welchen ich fleißig beſuchte, entdeckt, als derſelbe ſich ſogleich entſchloß, mir mit dem Poſthalter Brand und dem Capitain Bleſſen Geſellſchaft zu leiſten. Unſere Reiſe

wurde

wurde am 2. September unter mancherley Scherzreden angetreten, und wir langten am Abend, nach vielen ausgeſtandenen Beſchwerden glücklich, wiewohl ſehr ermüdet, an. Wir kehrten bey einem daſigen Einwohner Hütter ein, nahmen aber unſer Nachtlager in des Poſthalters daſigen Wohnung. Am folgenden Morgen beſtiegen wir, nachdem meine Reiſegefährten Gewehr zu ſich genommen hatten, viele kleine Berge und Felſen, um daſelbſt einiges Wildprets habhaft zu werden, und kamen endlich ganz ermüdet auf dem ſogenannten Klippberg an. Es beſchäftigten ſich auf demſelben an einem vortrefflichen weis marmorartigen Steinbruche, 16 Mann, welches lauter Deutſche waren, und denen man, bey ihrer ganz abgeſonderten Lebensart weiter keine Noth und Kummer anſahe. Jeder hat die Erlaubniß erhalten, ſich nach ſeinem Gefallen ein Gärtchen anzulegen, darauf ſie auch nicht wenig Mühe verwenden, weil ſie, während der ſtürmiſchen Monate, da der Süd-Oſt-Wind auf der See herrſcht, alles ſehr gut und theuer an die in der Bay eingelaufenen Schiffe verkaufen können. Ihre Arbeit iſt nicht ſehr dringend, daher ſie 14 Tage am Steinbruche arbeiten, und eben ſo viele wieder auf ihre Ackerwirthſchaft verwenden können. Der Meiſter, welcher eigentlich die Aufſicht darüber hat, drückt gern ſeine Augen zu, und verantwortet alles bey dem Gouverneur, wenn er nur, ſo wie der Poſthalter, genug befriedigt wird. Ein jeder ſchiert hier ſein Schäfchen und keiner mag den andern ſehen. Uebrigens iſt es auch gar nicht möglich, daß der Gouverneur Alles wiſſen und erfahren ſollte, weil dieſer Platz auf 9 Stunden vom Cap entfernt iſt. Es werden von hier nach dem Cap, nach Batavia, und andere Gegenden, nicht nur gute nutzbare Bauſteine, ſondern auch Tafeln, 10 bis 12 Fuß lang und $1\frac{1}{4}$ Fuß ſtark verſchickt.

Nachdem der Gouverneur hier alles in Augenſchein genommen hatte, ſo führte uns der Poſthalter in eine der an-

angenehmſten Gegenden, die ich in Afrika angetroffen habe, in das Elſer Revier, wo er ſich einen, für ſeine Küche ſehr nutzbaren Garten hatte anlegen laſſen, in welchem aber nichts als Küchengewächſe und etwas von Piſang anzutreffen war. Hier genoſſen wir ein wenig der Ruhe, und giengen ſodann nach dem Elephantenbuſche, einem großen Gehölze, wo meine Begleiter einiges Wildpret zu ſchießen vermeinten.

Zu meinem nicht geringen Vergnügen traf ich hier einen alten Einſiedler, Souple genannt, an, der zwar in dieſer Gegend ſehr bekannt, mir aber doch noch ganz unbekannt war. Um von dieſem Manne und ſeiner Familie, welche aus ſeiner Frau, drey Söhnen, und einer wohlgebildeten Tochter beſtand, nähere Nachrichten einzuziehen, und die Urſach ſeines ſo einſamen Aufenthaltes zu erfahren, ließ ich meine Geſellſchaft ihrem Vergnügen nachgehen und blieb bey jenem zurück. Nachdem wir uns von der Schönheit dieſer Gegend ein wenig unterhalten, und ich den Greis auf ſeinen Lebenslauf, den ich gern zu hören wünſchte, gebracht hatte, ſo willigte er in meine Bitte und fieng alſo an:

Ich bin von Geburt ein Elſaßer und heiße Souple; 30 Jahr ſind ſchon vergangen, ſeit meiner Ankunft hier in der Simons-Bay, wo ich wenig heitere, aber viel trübe Tage habe erleben müſſen. In den zwölf erſten Jahren erwarb ich mein Brod durch meiner Hände Arbeit, als Arbeiter auf der Simons-Bay. Nach Verfluſſe dieſer Zeit wurde ich von dem vorigen Poſthalter Gerſten, welcher mich wohl leiden konnte, und der auch ein ſehr rechtſchaffener und braver Mann war, zum Untermeiſter bey dem Marmorbruche auf dem Klippkeil gemacht. Kaum aber hatten mich meine Geſchäfte zwey Jahr daſelbſt gehalten, als ſich mein Zuſtand ſchon wieder änderte, indem mich der Poſthalter als Aufſeher über ſeine damahls noch lebenden vier Söhne zu ſich nahm, von denen der Jüngſte

nicht-

nicht weit von hier ein ſehr großes Landgut beſitzt. Mein Herr war der beſte Mann von der Welt, den ich mir nur je hätte wünſchen können, allein von Seiten ſeiner Frau wurde mir manche Ungelegenheit verurſacht. Die Gelegenheit, warum ich endlich ganz aus des Poſthalters Haus gegangen und nach der Zeit hierhergekommen bin, war folgende. Mein Herr befand ſich mehrentheils nicht zu Hauſe, ſondern auf dem Kap; da er alſo auch einſtmahls dahin gereiſt war, und ich mit dem Küchenmädchen, meiner jetzigen Frau, welche eine Hottentottin iſt, einen kleinen Spaß trieb, ſo kam die Frau meines Herrn, welche ſolches gehört hatte, herzu gelaufen, und erhob darüber einen außerordentlichen Lerm. Kaum war der Poſthalter wieder nach Hauſe gekommen, als ſeine Frau ihm dieſe nichtsbedeutende Sache als eine große Wichtigkeit ſogleich vortrug. Der Herr Poſthalter aber war zu klug, als daß er auch deswegen mit mir hätte zanken ſollen, ſondern lachte nur darüber; die Frau aber ſchäumte vor Wuth und verſparte ihre Rache bis zu einer andern Gelegenheit, da ihr Herr wieder verreiſt war. Mich ſchickte man in den Garten, um daſelbſt etwas zu beſtellen, das arme Mädchen aber muſte unterdeſſen die Rache der Frau übel empfinden, denn ſie war nicht nur fortgejagt, ſondern auch mit Prügeln äußerſt gemißhandelt worden. Schon unterwegs hinterbrachte mir der jüngſte Sohn, welcher mir entgegen gelaufen kam, den Auftritt im Hauſe, und ſetzte ganz im Vertrauen dazu: er hätte meine Geliebte, weil ſie ihn um Gottes Willen gebeten, bis zu meiner Rückkunft unterdeſſen in den Holzſtall verſteckt. Sobald ich in das Haus trat, gieng der Tanz auch mit mir los, und weil ich mich einigermaßen vertheidigen wollte, da ich Recht zu haben vermeinte, ſo hatte mich das böſe Weib auf einmahl bey den Haaren und zerkratzte mir das ganze Geſicht. Ich ſuchte mich nur wieder los zu machen, und gab ihr freilich in der Wuth einen ſo heftigen Stoß

vor den Leib, daß ſie zu Boden fiel. Ich ſprang ſogleich in den Holzſtall, holte meine Eſther heraus, übergab ſie meinem älteſten Freund und Landsmann, Nicolaus Jäger, der damahls hier wohnte und marſchirte noch dieſelbe Nacht in aller Finſterniß zu dem Poſthalter auf das Kap. Mein Herr, dem ich den ganzen Verlauf der Sache erzählte, war über ſeine Frau äußerſt aufgebracht, jedoch mußte ich Unrecht behalten, weil ſeine Frau die Herrſchaft über ihn hatte. Er ſchenkte mir einige Thaler, gab mir einen Brief an den Corporal, daß er mir einen Sack Reis und zwey Schafe abfolgen laſſen ſollte, und ſagte endlich zu mir: „Gehe hin zum alten Jäger, und bleib ſo lange dort, bis ich Dich wieder rufen laſſe.“ Ich muſte alſo jetzt immer noch dem Poſthalter gehorſam ſeyn, weil ich in Compagniedienſten ſtand, und nur mit Bitten meine Loslaſſung ſuchen, damit ich ſodann auf eine andere Art, als ein freier Menſch, mein Brod verdienen könnte. Unverzüglich gieng ich mit meinen Habſeligkeiten wieder zu dem alten Jäger, wo ich, nebſt meiner Eſther, auf zwey Jahr recht wohl und vergnügt lebte, weil immer eins dem Andern ſeine Laſt leicht zu machen ſuchte. Mein Alter nahm mich mit auf die Jagd und lehrte mich das Schießen, wodurch wir uns ohne viele Noth verſchafften, was wir zu unſerm Unterhalte nöthig hatten. Kamen wir von der Jagd oder von der Fiſcherey wieder nach Hauſe, ſo hatte uns Eſther ſchon den Tiſch zubereitet. Bisweilen kamen auch viele Fremde der Jagd wegen hierher, denen wir bey ihrer Rückkehr entweder Eſſen zubereiten oder Caffee parat halten muſten, wofür wir denn reichlich bezahlet wurden und uns ſo forthalfen. Es waren nun ſchon zwey Jahre vergangen, als ich unvermuthet zu dem braven Poſthalter gerufen wurde, der mich, ohne mir das Geringſte zu ſagen, mit einem Briefe an den Gouverneur Dulbach abſchickte. Dieſes kam mir allerdings wunderbar vor, weil doch ſonſt zu dem Fortſchaffen

ſchaffen der Briefe gewöhlich 4 beſondere Leute gehalten wurden. Sobald ich dort angekommen war, und meinen Brief dem Gouverneur übergeben hatte, fragte derſelbe ſogleich nach meinem Namen, und ſagte endlich zu mir, nachdem er ſich faſt über eine Stunde mit mir unterhalten hatte: Auf Vorſtellung ſeines Herrn ſoll er — frey ſeyn, wenn er ſich in der Simons-Bay aufhalten will. Ich wußte nicht, wie ich mich ſowohl bey dem Gouverneur als auch bey dem Poſthalter deswegen genug bedanken ſollte, und lief dann eiligſt nach dieſem unſern Aufenthalte, um meiner Eſther und meinem guten alten Freunde die fröhliche Nachricht zu überbringen. Welches Elend war indeſſen während meiner ſo kurzen Abweſenheit paſſirt! Vater Jäger, der es bisher ſo herzlich mit uns gemeint, hatte mir zu meiner Rückkehr eine Freude machen und unterdeſſen eine Gemſe in die Küche, auf dem blauen Berge dort — hier giengen ihm die Augen über, und er fuhr nach einer kleinen Pauſe ſchluchzend alſo fort — der nicht weit von hier liegt, ſchießen wollen. Zu ſeinem großen Unglücke traf er eine, die aber bey dem Fallen an den Felſen hängen blieb. Um den Braten nicht einzubüßen, war der Alte mit ungeladenem Gewehr hinaufgeſtiegen, ihn herunter zu holen; ſo wie er aber hinaufkommt, gehen zwey Tieger auf ihn los, von denen der junge ihn ſogleich überfällt. Er durchſticht ihn zwar mit einem Meſſer, weil er aber denſelben wegen ſeines Alters nicht ſchnell hatte zu Boden werfen können, war ihm die ganze Schulter von dieſem Ungeheuer durchbiſſen worden. Meine Eſther hatte ihn bey ſeiner Rückkehr verbunden, allein er war doch nach einer kleinen Weile vermöge des giftigen Biſſes in ſolche Raſerei verfallen, daß ihn Eſther an ſein Bette hatte anbinden müſſen, damit das Unglück nicht noch größer würde. Er blieb jedoch nicht lange in dieſer Raſerei, ſondern ſtarb den ſechſten Tag darauf zu unſrer großen Betrübniß. Sein Lebensziel war ſchon über 102

U 2 Jahr,

Jahr, und er hätte, ſeiner Munterkeit nach, vielleicht noch einige Jahre leben können. Zum immerwährenden Andenken begrub ich ihn hier in dieſem kleinen Garten und pflanzte ihm zu Ehren ſieben Eichen um ſein Grab, welche auch zu meiner Freude recht gut gewachſen ſind. Seinen Tod und die Urſache deſſelben meldete ich ſogleich dem Poſthalter, welcher ſelbſt ſchon gerührt ſich darüber bezeigte, hierher kam, und ſeine Papiere zu ſich nahm, die übrigen Sachen aber und dieſes Häuschen, welches mein Freund vor 46 Jahren erbauet hatte, wurden mir zeitlebens geſchenkt. So habe ich alſo mit Gottes Hülfe meine übrige Lebenszeit mit meiner Frau zugebracht, welche eben jetzt nicht zu Hauſe, ſondern anderthalbe Stunde von hier bey einer Hottentottenfamilie iſt, die auch bey etlichen zwanzig Jahren auf einem Berge einſam lebt. Dulas, ſo heißt der zweyte Bewohner, hat, während ſeines dortigen Aufenthaltes, mit ſeiner Anna Baumgart 22 Kinder gezeugt, von denen noch 7 am Leben ſind, die Sie aber, wenn Sie dieſelben ſehn ſollten, gewiß für keine Hottentotten halten würden.

Hier wurde der gute Alte in ſeiner Erzählung durch die Ankunft unſrer Jäger unterbrochen, die viel Beute mit ſich brachten, von welcher von des Alten Tochter ſogleich etwas zum Eſſen zubereitet wurde. Da die Geſellſchaft nach dem Eſſen ihren Weg nach der Falſe-Bay antrat, ſo bat ich dieſelbe, es nicht ungütig zu nehmen, daß ich bis zum folgenden Tag noch hier verweilen wollte, weil mir der Alte verſprochen hätte, mich zu dem erwähnten Hottentotten zu bringen, den ich doch auch zu kennen wünſchte.

Der Alte führte mich hierauf ganz vertraut zu dem Grabe ſeines Vorgängers, welches er mit ſchönen Raſenbänken verſehen und mitten auf daſſelbe eine marmorne Tafel gelegt hatte, auf der folgende Worte ganz leſerlich eingehauen waren:

Hier

Hier ruhet Joſeph Nikolas Jäger 102 Jahr alt 5 Mon. 1 Tag.

Viele alte Thiere hat er in ſeiner Jugend bezwungen,
Ein junges hat ihm im Alter das Leben genommen.

Souple und Eſther.

An dieſer Stelle, ſagte er in einem wehmüthigen Tone, iſt es, wo ich und der alte Hottentotte einmahl des Jahres zuſammen kommen, und den Sterbetag unſers unvergeßlichen Freundes mit Gebet und Faſten feiern. Der alte Jäger iſt auf dem ganzen Kap vorzüglich deswegen in immerwährendem Andenken, weil er während ſeines Aufenthaltes über dritthalb tauſend blutbegieriger Thiere umgebracht hat.

Souple hatte mich mit ſeinen Erzählungen, bey dem Grabe ſeines Freundes, ſo lange unterhalten, bis uns die Abenddämmerung überraſchte, da wir uns dann in ſeinem kleinen Häusgen zur Ruhe begaben. Obgleich der Alte mit ſeinen Kindern ſehr ruhig ſchliefen, ſo konnte ich doch, weil ich die fürchterliche Muſik der Tiger und Hyänen in der Nähe hörte, welche ohne viele Mühe durch die, weder mit Schloß noch Riegel verſehene Thür hätten kommen können, kein Auge zuthun. Wie froh war ich, als ich wieder einen Schimmer des neuankommenden Tageslichtes erblickte, da ich mich ſodann ganz ermüdet auf die Seite legte, und ſo lange ſchlief, bis mich die Tochter meines Wirths zur Einnehmung einer Schale Coffee aufweckte. Ich hatte freilich nach derſelben Vorſtellung wohl und lange geſchlafen, worüber ſich auch der Alte ſehr erfreuete, jedoch wagte ich es nicht zu ſagen, in welcher Furcht und Angſt ich die ganze Nacht geweſen war, und daß ich beinahe gar nicht geſchlafen hatte. Nach dem Frühſtücke, welches aus etlichen gebratenen Fiſchen und trockenem Reiße beſtand, lies mich der Alte durch ſeine Tochter zu dem Hottentotten bringen, er ſelbſt aber wollte nach-

nachkommen, wenn er mit der Zubereitung des vom vorigen Tage geſchoſſenen Wildprets fertig wäre. Wir marſchirten alſo mit ſchnellen Schritten über Berg und Thal, nach des Hottentotten Wohnung hin, wobey mir der Weg gar nicht lang und beſchwerlich wurde, weil mich das Mädchen mit ihrem angenehmen Geſpräche ſehr wohl zu unterhalten wußte, und ſich überaus freundlich gegen mich bezeigte, weil ich ihr eine Tiegerdecke zu ihrem Lager geſchenkt, die ich von ihrem Vater, weil er kein Geld für ſeine Bewirthung von mir nehmen wollte, für 2 Laubthaler gekauft hätte.

Es waren ſchon auf zwey Stunden vergangen, als meine Begleiterin mir endlich auf mein Befragen, ob der Weg noch weit wäre, ein kleines Hüttchen in einem Winkel von fern zeigte. Es war daſſelbe mit einer Mauer von zuſammengetragenen Steinen über 4 Fuß umgeben, das Dach eben ſo niedrig, daß man mit der Hand hinauf langen konnte. Bey unſrer Ankunft klopfte ich ſogleich an die Thür, welche uns auch von einem artigen achtjährigen Mädchen geöffnet wurde, der wir unverzüglich in die Stube nachfolgten. Hier traf ich zwey wohlgekleidete Weiber an, die wirklich nicht für Hottentottinnen anzuſehen waren. Wiewohl ſie im Geſichte etwas bräunlich ausſahen, ſo war doch übrigens gar nichts Ungeſtaltes an ihnen zu finden. Sie hatten einen ſchlanken Wuchs, krauſe Haare und einen muntern Blick, durch welchen ſie verriethen, daß ihnen, als weißen Hottentotten, auch weiße Mannsperſonen, und vorzüglich Europäer lieber als ihre berußten Männer ſeyn möchten. Ich ließ mich mit denſelben ſogleich in ein Geſpräch ein und ſagte ihnen ganz offenherzig, daß ich durch die Erzählungen des alten Souple, von ihnen und ihren artigen Töchtern ſo neugierig worden wäre, ſie zu ſehen, um mich mit ihnen näher bekannt zu machen. Die Hottentottinnen wurden äußerſt aufgeräumt und unterhielten mich ſehr artig auf einige

Stun-

Stunden, wobey ich nicht wenig erſtaunte, als ſie auf eine fertige Art, deutſch, franzöſiſch, holländiſch, und zuletzt auch portugieſiſch zu reden anfiengen. Endlich wurde unſer Geſpräch durch die Ankunft des alten Souple unterbrochen, mit dem ich mich auch ſodann, wiewohl mir Bewirthung und Nachtlager von der alten Dulas angeboten wurde, unverzüglich auf den Weg begab, weil ich zum Mittage in der Bay eintreffen wollte, wobey ich aber unter vielem Händedrücken verſprechen mußte, entweder den folgenden Tag oder ſobald wie möglich zu ihnen zu kommen, damit ſie und ihr Mann, welcher eben auf die Fiſcherey ausgegangen war, meines Umganges in ihrer Einſamkeit länger genießen könnten.

Ich marſchirte demnach mit meinem alten Wegweiſer, der immer noch ſo gut auf den Füßen war, daß ich ihm beynahe beſtändig auf 50 Schritte über die ſteilen Felſen, welche wir überſtiegen, hintennach folgte, einige Stunden hinter einander weg, bis wir endlich auf den letzten Berg kamen, wo mein Führer ſtehen blieb, um ſich etwas zu erholen. Es war hier eine ſehr angenehme Ausſicht, theils nach der Bay, theils nach der See, und endlich über die ganze Bergkette bis nach der äußerſten Spitze von Afrika. Dort, ſagte der alte Souple, nachdem ich mich einige Zeit an der ſchönen Ausſicht gelabet, und er ſich indeſſen auf ſeinen Stab gelehnt hatte, dort erblicken Sie an jenem uns gegenüber liegenden Felſen, der in die See herabzuhängen ſcheint, den äußerſten Punkt von Afrika. Hier in einiger Entfernung von der Bay ſehen Sie den berüchtigten Romanus-Fels, welcher von einem ſchwediſchen Schiffscapitain, der daſelbſt mit ſeinem Schiffe verunglückte, den Namen erhalten hat. Wiewohl ſich die Seinigen in der größten Lebensgefahr noch mit den Schaluppen hier nach der Bay her retteten, ſo wollte er doch vermöge ſeiner Standhaftigkeit und abgelegten Eides, das Schiff nicht eher verlaſſen, als bis ihm das

Waſſer an dem Halſe ſtünde. Das Schiff ſenkte ſich an dem Felſen, das Waſſer hob ihn auf dem Verdecke in die Höhe und er umfaßte noch zuletzt den Maſt, mit dem er auch den andern Tag, wiewohl tod an den Felſen getrieben und daſelbſt hängen geblieben war. Zum immerwährenden Andenken haben nicht nur die Geretteten dieſen Felſen nach ihm benennet, ſondern auch in denſelben ſeinen Namen mit Meſſern eingekratzt, den man bey abnehmendem Waſſer deutlich leſen kann. Auch die Fiſche, welche dort herum gefangen werden und beynahe ganz roth ausſehen, nennt man Romanusfiſche. Jenen platten Berg, der hier mehr nach dem Lande zuliegt, nennen die Schiffer die Arche Noä, weil Jedermann hier in der ganzen Gegend glaubt, daß das Schiff des Noah ſich daſelbſt niedergelaſſen habe. Die Ueberſchwemmung der See muß auch dieſen Berg getroffen haben, weil man ſowohl Seemuſcheln, als auch ſoviel Sand daſelbſt findet, daß man bis über die Knöchel darin waden muß.

Nachdem mich der Alte bey unſerm Ausruhen wohl unterhalten hatte, traten wir endlich unſern Weg wieder an, worauf wir auch ſehr bald, wiewohl auf ganz ungebahnter Straße, über Berge, Felſen, Thäler und Hecken, bey dem Compagnie-Garten ankamen. Ich fand zwar hier keine Anlage von einem großen Luſtgarten, weil in demſelben weiter nichts als Küchengewächſe anzutreffen waren, die von 10 Sklaven unter der Aufſicht eines Compagnie-Dieners, welcher Franz hieß, und von Geburt ein Deutſcher war, beſorgt wurden; jedoch ruheten wir ein wenig aus und labeten uns mit einem friſchen Trunke Waſſer. Endlich gelangten wir, eben zur Mittagszeit, wiewohl ganz ermüdet, an der Bay an, wo ich meine Reiſegefährten, welche mich ſchon erwartet hatten, antraf.

Dieſe Bay iſt ein guter Zufluchtsort für die Schiffe, welche ſich im Winter und im Herbſte, bey entſtehenden ſtarken Stürmen, ſicher hinein begeben, und bis 20 an

der

der Zahl vor Anker liegen können. Im Sommer iſt es hier, wegen der vielen ankommenden und abgehenden Schiffe, ingleichen der Officiere und andrer vom Kap ſich dort wegen des Handels aufhaltenden Perſonen, ſehr angenehm, im Winter aber, wo man, außer dem Commandanten und den alle Monate abwechſelnden 40 Mann Soldaten, ſelten jemand trifft, äußerſt einſam, und überdieß auch theuer, weil alsdann die Lebensmittel ſchwer zu bekommen ſind. Iſt ja der Fall, daß ein Schiff, theils wegen der Stürme, theils wegen der Schadhaftigkeit in den Wintermonaten daſelbſt bleiben muß: ſo ſorgt der zu der Nation gehörige Konſul, deren es von jeder Seemacht daſelbſt einen giebt, ſo lange für die nöthigen Bedürfniſſe, bis das Schiff wieder im völligen Stande iſt, in See zu gehen. Die auf den Schiffen krank gewordenen werden, wenn es keine anſteckende Krankheit iſt, in das daſelbſt befindliche große Hoſpital gebracht, darin wohl auf 400 Patienten liegen können, und von einem beſonders dazu beſtimmten Doktor, welcher damahls Dämpfler hieß, und von Geburt ein Schweizer war, in die Kur genommen. Nächſt dem Hoſpitale waren noch eilf Häuſer der Bewohner der False-Bay, unter andern aber auch ein großes Packhaus, und ein außerordentlich ſchöner und geräumiger Pallaſt für den jedesmahligen Gouverneur des Kaps zu ſehen, der ſich, wenn viele Schiffe da liegen, und wohl gar ausladen, einige Tage daſelbſt aufhält. Zur Vertheidigung iſt auch eine Batterie am Geſtade errichtet, welche mit 21 ſechspfündigen Kanonen beſetzt iſt.

Sobald ich wieder zu meiner Geſellſchaft gekommen war, traten wir insgeſammt, jedoch mit Zurücklaſſung des alten guten Souple, dem ich vielen Dank für ſeine freundſchaftlichen Bemühungen abſtattete, unſere Rückreiſe nach dem Kap unverzüglich an, beſuchten die Landhäuſer Nieuweland (Neuland) welches dem Gouverneur gehörte, die Elze-Bay und Kalk-Bay, bey

welcher letztern ein ſehr groſser Teich befindlich war, und kamen nach vielem Hin- und Wiederſtreifen ganz ſpät des Abends auf dem Kap an.

Kaum hatte ich das Haus meines Wirthes betreten als ſich ein unerwartetes Begegniß ereignete. Der Sklav, der eigentlich vorher meinem Wirthe entlaufen war, und den ich, wie ſchon vorher erwähnt worden iſt, wieder nach dem Kap zurückbrachte, hatte ſich ganz leiſe an meine Thür geſchlichen, eröffnete dieſelbe, überbrachte mir einen Brief und ein Päckchen, mit dem Beyſatze, daß ich mich morgen früh bey dem Herrn, von dem der Brief wäre, einſtellen ſollte, und ſchlich ſich ſodann geſchwind die Treppe hinunter. Die Frau Wirthin, die Jemanden hatte kommen hören, war voller Neugierde in einem Winkel des Hauſes ſtehen geblieben, um zu ſehen, wer bey mir geweſen ſey. Sie mochte nicht wenig in Erſtaunen verſetzt werden, als ſie ihren entlaufenen Sklaven die Treppe herunter kommen ſah, und war ſo beherzt geweſen, daß ſie ihn ſogleich bey den Haaren gefaßt, zu Boden gezogen, und mit ihren weiblichen Waffen ſo jämmerlich zugerichtet hatte, daß er beynahe ganz unkenntlich geworden war. Ich war eben im Begriff, den Brief zu öffnen, als ſich mit einemmahle ein Geſchrey im Hauſe erhob, weshalb ich die Treppe hinunter ſprang, um zu ſehen, was da vorgienge. Um dem Auftritte ein Ende zu machen, riß ich Madam, die den armen Schelm immer noch bey den Haaren herumzauſete und mit den Füßen in die Seite trat, von dem Sklaven weg, der ſich dann ermannte, und in vollem Setzen zur Thür hinaus ſprang. Kaum war ich wieder in meine Stube geeilt, und zum zweytenmahle im Begriffe, den mir überbrachten Brief zu leſen, als meine Frau Wirthin, wie eine Furie herauf geſprengt kam, und mir ankündigte, daß ich ihr das noch Schuldige bezahlen und unverzüglich ihr Haus verlaſſen ſollte, denn ſie wäre nicht Willens, dergleichen fremde S** wie ich wäre,

wäre, länger bey ſich zu beherbergen. Ohne mich lange mit ihr abzugeben, führte ich ſie ganz gelaſſen zur Thür hinaus, und ſchloß hinter ihr feſt zu, damit ich den Brief, auf deſſen Inhalt ich ſehr neugierig war, in Ruhe leſen könnte. Ich eröffnete denſelben und fand folgendes:

Beſter Freund,

Sobald mir und einigen Freunden die Nachricht hinterbracht wurde, daß Sie mit dem verlornen Schiffe zugleich Ihre ganzen Habſeligkeiten eingebüßt hätten, beſchloſſen wir gemeinſchaftlich, daß wir Sie keinesweges verlaſſen wollten. Wir machen uns daher ein wahres Vergnügen daraus, Ihnen mit dieſen Kleinigkeiten aushelfen zu können. Uebrigens werden Sie gebeten, daß Sie von nun an, ſo lange Sie noch hier bleiben, die Gütigkeit haben, und mit dem Tiſch vorlieb nehmen, den wir für Sie unter uns ausgemacht haben. Morgen früh kommen Sie zu mir auf einen Kaffee. Mein Logis iſt im Kaſtell. Ich bin allezeit

Ihr

wahrer Freund
L. Müller.

Mit thränenden Augen legte ich dieſen Brief bey Seite, dankte mit wahrer Rührung der Vorſehung, die ſo wohlthätige Herzen für mich erweckt hatte, eröffnete das Päckchen, und fand, zu meinem nicht geringen Erſtaunen, 6 Paar Strümpfe, 6 Hemden, 3 Halstücher, eben ſo viel Schnupftücher, 3 Mützen, 1 Paar Stiefeln, 2 Paar Schuhe, 6 Ellen Zeug zu Hoſen und Weſte, ein Nachtkamiſol, 2 Pfund Schnupftabak nebſt einer Doſe, 2 Pfund Haarpuder mit allem dazu gehörigen Friſirzeuge und 40 Piaſter an baarem Gelde. Ueber dieſes ſo anſehnliche Geſchenk war ich vor Freuden ganz außer mir, und glaubte nun wieder ein reicher Mann zu ſeyn. Ich konnte weder eſſen noch trinken, ſondern legte mich auf mein

mein Lager zur Ruhe, mit Ungeduld den folgenden Morgen erwartend, wo ich mich, ſtatt der alten abgeriſſenen und beſchmuzten Sachen, mit den neuen bekleiden wollte.

Sobald ich mich auf das ſtattlichſte herausgeputzt hatte, begab ich mich unverzüglich in das Kaſtell auf die Wachtparade, um meinen Gönnern für das Ueberſchickte den verbindlichſten Dank abzuſtatten. Der erſte, der hier auf mich zukam, war der Lieutenant Müller, der mich auf das freundſchaftlichſte bewillkommte, und ehe ich noch meine Worte anbringen konnte, allen Dank verbat und mit ſeinen Bekannten dafür zu ſorgen verſprach, daß ich bald wieder angeſtellt würde.

Als wir noch in dem vertraulichſten Geſpräche mit einander begriffen waren, kamen ſämmtliche Officiere auf uns zu, die mir ſchon von fern zuriefen, und zu meiner Erhaltung Glück wünſchten. Hierauf giengen ſie alle mit zu dem Lieutenant Müller, wo wir ein tüchtiges Frühſtück von gutem Kapweine zu uns nahmen, wobey ich unter den luſtigen Herren auf einige Zeit meines elenden Zuſtandes vergaß. Mittlerweile kam der Mittag heran, wo ſich die Geſellſchaft in ihre Wohnungen begab. Ich mußte bey dem Lieutenant Müller zu Tiſche bleiben. Wir hatten kaum zu eſſen angefangen, als mir ein Brief vom Herrn Fiskal überſchickt wurde, der die angebrachten Beſchwerden der Madame Asperling enthielt, daß ich ihr den vorher entlaufenen und mit Recht zugehörigen Sklaven aus den Händen geriſſen und dieſem zu ſeinem Entkommen behülflich geweſen wäre, dadurch es das Anſehen gewonnen, als wenn ich mir den Sklaven hätte zueignen wollen. Ich ſollte demnach zur Verantwortung gezogen und nach Recht und Billigkeit geſtraft werden. Daß ich dieſes gethan, konnte ich zwar nicht leugnen, weil ich mich aber keines weitern Rechtes an dem Sklaven angemaßt hatte, ſo ſchickte ich dieſen Brief durch den Boten an den Oberſten Gordon, von dem ich auch ſogleich die Antwort erhielt, daß ich dabey nichts

weiter

weiter zu befürchten habe, denn er hätte ſchon vor zwey Tagen dieſen Sklaven der Compagnie übergeben, wo ihn Frau Asperling abholen laſſen könnte, wenn ſie ihn wieder haben wollte.

Ich fürchtete mich nun vor weiter nichts, als vor der Ankunft in meinem Logis, weil da der Lärm aufs Neue losgehen würde. Zum großen Glücke war Frau Asperling in eine Punſchgeſellſchaft gegangen, daher ich wenigſtens mit Ruhe ins Haus treten und einige Stunden ungeſtört ſchlafen konnte. Um zwölf Uhr des Nachts ward ein entſetzlicher Lärm und Pochen an meiner Thür, worüber ich plötzlich aufwachte, nach der Thür ſprang, dieſelbe öffnete, und zu meinem größten Verdruße die Frau Wirthin in einem einzigen Nachtrock und äußerſt beſoffen eintreten ſah. Anfangs machte ſie nicht wenig Lärm, doch bald erreichte ihr Rauſch einen ſo hohen Grad, daß ſie ſinnlos zu Boden ſank. Ich ließ ſie liegen, zog mich wieder an, ſchloß die Thüre zu und blieb die Nacht über in der Unterſtube bey ihren Mädchen, die ſchon vorher ihre liebe Noth mit ihr gehabt hatten, und mich daher um Gottes willen baten, daß ich ſie ja nicht eher, als bis am Morgen wieder heraus laſſen ſollte, weil ſie außerdem, wie ſchon zum öftern geſchehen war, auch dieſe Nacht auf der Straße kampiren müßten. Weil ich ſchon jene Abſicht hatte, konnte ich um ſo leichter dieſer guten Mädchen Bitte erfüllen, daher wir uns mit mancherley Geſprächen die ganze Nacht unterhielten, und mit einem Glaſe guten Kapwein und einer Taſſe Caffee den Schlaf vertrieben. Mit Tagesanbruch gieng ich wieder auf meine Stube, wo die Berauſchte noch in tiefem Schlafe auf dem Erdboden lag, packte meine wenigen Sachen zuſammen, nahm Abſchied von den Mädchen und dem alten ehrlichen Asperling, der auch noch auf ſeinem Läger der Ruhe pflegte, und logierte mich bey dem Schneider Rudolph ein, der zwar eben ſo verſoffen, wie meine vorige

Wirthin

Wirthin war, deſſen Frau aber ihre Wirthſchaft auf das beſte beſorgte.

Da mir die Zeit ohne gehörige Beſchäftigung außerordentlich lang wurde, ſo nahm ich eine kleine Veränderung vor, und machte eine Reiſe nach der Sardini-Bay, die 8 Meilen vom Kap entfernt iſt. Es ſind hier ſehr ſelten Schiffe zu ſehen, weil ſie kein gutes Waſſer erhalten. Eine Meile von der Sardini-Bay iſt das Schaapen-Eiland, auf dem außerordentlich viel Nordkaper, die auch Butz- oder Buſchköpfe heißen, gefangen werden. Dieſe Fiſche haben den Namen beynahe mit der That, denn, wenn ſie den Kopf aus dem Waſſer herausſtrecken, ſo iſt er ſo rauch, daß es ſcheint, als wenn er mit lauter Haaren bewachſen wäre. So viel ich auch deren in dieſen Gewäſſern habe fangen ſehen, ſo kann ich mich doch nicht erinnern, daß vom Kap bis an die Kafferey, welches doch eine Weite von mehr denn 200 Meilen ausmacht, ein einziger von 60 bis 80 Fuß gefangen worden wäre, dergleichen Herr Vaillant ſehr viele geſehn zu haben vorgiebt. Die größten waren nicht über 30 Fuß. Auch werden auf dieſem Eilande ganz roth geflammte Steintauben angetroffen, die auf den Felſen niſten, von gutem Geſchmacke ſind, und über ein Pfund wiegen. Die Tiger ſcheinen hier zu Hauſe zu ſeyn. Bey heitern warmen Tagen ſieht man viele auf den Felſen liegen; ſie ſind aber nicht ſo blutgierig, wie ich mir vorher fälſchlich eingebildet hatte. Auch giebt es hier eine große Menge Schakals, die etwas größer ſind, als unſere europäiſchen Füchſe.

Auf meiner Rückreiſe nach dem Kap beſuchte ich den Stillen-Buſch und das Hottentotten-Eiland. Erſterer iſt ſowohl von Afrikanern als auch Europäern ſtark bewohnt, die ſich mehrentheils von der Viehzucht und Gartenarbeit ernähren; letzteres bewohnen aber Hottentotten, Franzoſen und allerley Arten von Schwarzen, die vom Fiſchfange und vom Aufſuchen der Straußeneier leben,

auf

auf deren Schalen ſie allerhand Figuren ſehr fein einzu-ſchneiden wiſſen, und ſie ſodann, das Stück für 16 bis 20 Groſchen, an die Schiffs-Fremden verkaufen.

Bey meiner Rückkunft auf dem Kap traf ich nicht alle meine Kameraden mehr an, denn es waren unter der Zeit ſechszehn derſelben mit einem engliſchen Schiffe nach Madras gegangen. Wir, die wir noch zurückgelaſſen waren, kamen endlich am 6. October wegen unſers verlorenen Schiffes bey dem General Plettenberg in das Verhör, wo wir aber, verabredetermaßen mit unſrer Ausſage auf das pünktlichſte übereinſtimmten, wobey denn zugleich, nach einem von uns der Compagnie aufs neue geleiſteten Eide, ausgemacht wurde, daß ein Officier und zwey Matroſen von unſern Leuten, und zugleich ein Officier und zwey Mann Soldaten aus dem Kaſtell als unpartheiiſche Zeugen, mit Ausgang deſſelben Monaths nach dem verunglückten Schiffe abreiſen, dort das noch vorhandene aufzeichnen, und durch den nächſten beſten Coloniſten nach dem Kap transportiren laſſen ſollten. Wiewohl uns bey dem Allen nicht am beſten zu Muthe war, weil wir befürchteten, es möchte etwa offenbar werden, daß wir das ganze Schiff für einige Schaafe und Fiſche den Schwarzen überlaſſen hatten, ſo gieng es doch alles beſſer, als wir vorher geglaubt hatten, zumal da der zurückgebrachte Sklav uns unter keinerley Bedrohungen verrieth, auch ſeinem, den Schwarzen abgelegten, Eide getreu blieb. Von unſerer Seite war eigentlich der Oberſteuermann Mallet zu dieſer Reiſe beſtimmt, weil er aber als ein Landeskind der ganzen Gegend ſchon kundig war, und lieber bey den Seinigen bleiben wollte, ſo übergab er mir ſeinen ihm übertragenen Poſten, den ich auch recht gern übernahm, weil ich ein Freund von Reiſen war, und mir dieſen Weg nicht ſo ſchlimm vorſtellte, wie mir ihn der Oberſte Gordon abmahlte, der denſelben ſchon mehr als einmahl gemacht hatte. Das ſchöne Reiſegeld, welches

213 Piaſter betrug — dazu mir der Poſthalter Brand 133 Piaſter als halbjährige Gage auszahlte, Mallets beſtimmtes Reiſegeld — 150 Piaſter betrug und die im Caſtelle befindlichen Officiere, die meine Gönner waren, auch noch 30 Piaſter als mein letztes Viatikum für mich zuſammen geſteuert hatten — machte mir völligen Muth und ich überwand ſchon in meinen Gedanken alle mögliche zukünftige Strapatzen. Der Oberſte Gordon bewies ſich ſo gütig gegen mich, daß er mir ſein altes Reiſezeug ſchenkte, das in 6 Paar Feldſchuhen (dieſe ſind der Panduren ihren ganz ähnlich) 2 Paar langen blauwollenen Hoſen, 1 Mantel und 2 Decken beſtand, dazu mir auch der Major Bleſſen als ein nöthiges Stück meiner Reiſe, eine Jagdflinte gab, die ſehr lang war und eine achtlöthige Kugel ſchoß. Für Pulver und Blei durfte ich nicht ſorgen, weil jeder von uns 20 Pfund von der Compagnie erhielt, wie nicht weniger Reiß, Fleiſch und trockne Fiſche in Ueberfluß. Ich hatte demnach für weiter nichts, als für einen Kaffee- und Kochkeſſel zu ſorgen; kaufte mir 10 Pfund Kaffee, 4 Pfund Thee und 20 Pfund Zucker, und verſorgte mich zugleich auch mit einem halben Ohme (80 Bouteillen) Brantwein, 50 Pfund Rauchtabak und 10 Pfund Schnupftabak.

Da der 20. dieſes zu unſerer Abreiſe von dem Gouverneur angeſetzt war, ſo mußten wir Tags vorher nochmahls auf dem Gouvernement erſcheinen, und daſelbſt der holländiſchen Compagnie über einen uns vorgeleſenen Aufſatz folgenden Inhalts ſchwören: „daß wir dem Lande oder den Koloniſten, weder durch Reden, noch in der That etwas zu Leide thun, oder wohl gar unter denſelben einige Aufwiegeleien verurſachen wollten. Wenn einer von unſern Sklaven krank würde, und einer von den Koloniſten uns aus Gütigkeit einen von den ſeinigen gäbe, ſo ſollten wir unterdeſſen den kranken Sklaven bey dem Koloniſten zum Unterpfande da laſſen, der ihn, wenn er

wieder

wieder geſund geworden, nach dem Kap richtig ausliefern, daſelbſt die auf denſelben gewandten Koſten, und überdieß auch noch, gegen Vorzeigung eines von uns ausgeſtellten Scheines, 2 Schilling des Tages für ſeinen uns geliehenen Sklaven richtig erhalten ſollte; verunglückte aber ja ein ſolcher geliehene Sklav auf irgend eine Art, ſo hätte der Herr deſſelben 250 Rthlr. von der Compagnie für ihn zu erwarten.

Es wurde uns von der Compagnie ein Pack- oder Reiſewagen mit zwey Geſpann Ochſen, deren jedes aus zehen Stück beſtand, unter der Aufſicht dreier Sklaven, welche die Ochſen leiten und abwarten mußten, zu unſerm nöthigen Gepäcke und Lebensmitteln mitgegeben, der von einem Heſſen, Namens Saßmann geführet wurde, und mit dem ich in Geſellſchaft des Doctors Heudel, des Officiers van Wüling, der ſchon vorher eine Reiſe nach der Plettenbergs-Bay gemacht hatte, der beyden holländiſchen Soldaten, Goldner und Rademacher (von denen der erſte ein Sachſe, der andre ein Preuße war,) und unſrer beiden mir mitgegebenen Matroſen in aller Frühe dieſe Reiſe antrat.

Den erſten Tag kamen wir, weil unſre Zugochſen noch nicht gehörig eingerichtet waren, nicht weiter, als bis auf die Höhe vom Meiſenberg, 3 Meilen vom Kap, wo wir die Nacht über unter freiem Himmel liegen bleiben mußten. Weil wir aber hier von der Kälte etwas gedrückt wurden, ſo machten wir uns um zwey Uhr des Morgens wieder auf den Weg, wo es denn mit unſerm Fuhrwerke ſo geſchwind gieng, daß wir demſelben kaum folgen konnten, und um 8 Uhr ſchon fünf Meilen zurückgelegt hatten.

Der erſte angebauete Platz, an den wir kamen, war das Boßmannsgut, deſſen Beſitzer, ein Schwede, auf neunzehn Jahr ſein Glück zur See geſucht und endlich auch hier bey dem Kap das Unglück hatte, ſein Schiff zu verlieren.

lieren. Jedoch war dieſes eigentlich zu ſeinem gegenwärtigen Glücke geſchehen, weil er damahls ein Käſtchen mit einer anſehnlichen Summe Geldes bey Seite ſchaffte. Damit er ſeines Schatzes gewiß ſeyn möchte, begab er ſich unterdeſſen als Krankenwärter in das auf dem Kap befindliche Hoſpital, wo er ſo lange blieb, bis die ganze Sache einigermaßen in Vergeſſenheit gekommen war. Nachher brachte er es durch Hülfe einiger guter Freunde bey der Kompagnie ſo weit, daß ihm dieſer Platz zur Anbauung eigenthümlich überlaſſen wurde, wo er anfänglich nur etwas weniges Feld mit ſeiner eignen Hand bearbeitete und in einer ſchlechten Hütte lebte. Jetzt, da wir bey ihm anhielten, war er der reichſte unter allen Koloniſten, denn ſeine Wohnung glich einem Rittergute, und ſeine Wirthſchaft wurde von 80 Sklaven unterhalten. Er lebte im völligen Ueberfluſſe, und hatte auf 5000 Stück Schaafe 12 bis 1500 Ochſen und 16 Pferde. Von dieſem großen Vermögen gab er an die Kompagnie jährlich nicht mehr, als 2 Ochſen, 4 Schaafe, 2 Scheffel Korn, und eine halbe Ohme Wein, von welchem letztern er doch wenigſtens des Jahres auf 30 Lägel (ein Lägel iſt 640 Bouteillen) aus ſeinen angelegten Weinbergen erhielt, den er auch wegen ſeiner Güte unter dem Namen Conſtanz-Wein verkaufte.

Wir wurden, weil wir hier Halt machten, von dem Beſitzer dieſes Gutes, der allerdings wußte, wie es Reiſenden zu Muthe iſt, ſehr wohl aufgenommen, zumahl da er von uns erfuhr, in welchen Angelegenheiten wir dieſe Reiſe unternommen hätten, wobey er Niemanden ſo ſehr, als unſern verunglückten Capitain bedauerte, mit dem er vor 7 Jahren als Unterſteuermann nach Weſtindien gefahren war. Dieſer gaſtfreie Mann tractirte uns nicht nur auf das herrlichſte, und behielt uns den ganzen Tag bey ſich, ſondern er beſchenkte uns auch noch überdieß mit einem

nem ganzen geräucherten Schafe und einem halben Ohme Wein, und brachte uns endlich, nachdem unſer Fuhrwerk ſchon einige Stunden voraus war, mit ſeinem eigenen Wagen und ſechs Pferden erſt des Nachts um 11 Uhr aus ſeiner Wohnung bis an die Lottbay zu einem andern Koloniſten, Namens Niemeier. Ob wir gleich 8 Perſonen zuſammen auf dem Wagen theils ſaßen, theils lagen, ſo fuhr er doch 5 Stunden beynahe in einem Galopp über Berg und Thal hinweg. Da er einen Weg genommen hatte, auf dem wir unſerm Wagen weit zuvorgekommen waren, ſo kamen wir auch ſchon früh gegen 5 Uhr an dem verabredeten Ort an, da hingegen unſer Wagen, der, nach der Verſicherung des Fuhrmanns, auch nicht langſam gegangen war, doch erſt gegen Mittag eintraf. Boßmann kehrte, ohne erſt abzuſteigen, weil der Tag noch etwas kühl war, mit ſeinem Wagen wieder zurück, mit dem Verſprechen, daß er uns hier bey unſrer Rückkunft mit ſeinem Geſpann wieder abholen wollte, wenn wir es ihm vorher wiſſen ließen.

Weil wir ſchon bis hierher, nach der Verſicherung der Schwarzen 6 Meilen zurückgelegt hatten, und die Hitze des Tages außerordentlich ſtark war, ſo verweilten wir uns bey unſerm zweyten Wirthe bis um Mitternacht. Die Zeit wurde mir nicht lang in Geſellſchaft von Herrn Niemeiers beiden ſchönen Töchtern, die mich mit dem Klavier und ihren ſanften harmoniſchen Stimmen ſo gut unterhielten, daß ich nicht wußte, wie ſobald der Mittag herangenahet war. Nach Tiſche machten wir den Tag zur Nacht und begaben uns in der Schlafkammer unſers Wirths, auf die für uns bereiteten Lagerſtätten zur Ruhe. Um zwölf Uhr des Nachts brachen wir wieder auf, ſetzten unſre Reiſe mit friſchen Kräften fort, und paſſirten den kleinen Fluß Theefleh der vermuthlich von einer Theepflanze den Namen erhalten hat, die da häufig

in kleinen Büſcheln, wie der Thymian, wächſt, viel Blätter und eine blaue, mit roth gemiſchte Blüte hat, von einem ſüßen Geſchmacke iſt, und von den daſigen Bewohnern Schlafthee genannt wird. Endlich gelangten wir im Auwehark bey dem Koloniſten, Franz Breier an, wo wir unſer drittes Nachtquartier hielten. Weil wir von hier aus das warme Bad, das wegen ſeiner Berühmtheit von ſo vielen Fremden beſucht wird, auch mit beſuchen wollten, und deswegen einen Umweg von 3 Meilen machen mußten; ſo brachen wir mit Anbruch des Tages wieder auf, und kamen bey guter Zeit dort an. Wir ſuchten hier um ein Nachtquartier auf dem ſchönen Platze an, der dem Poſthalter Brand gehörte, das uns zwar anfänglich von dem daſigen Aufſeher Barnsmahl, einem Paderborner, der noch in Compagniedienſten ſtand und unterbeſſen von dem Poſthalter zur Aufſicht über die auf dem Platz befindlichen 8 Sklaven geſchickt worden war, gänzlich abgeſchlagen wurde, uns aber doch endlich, vermöge unſrer Compagnie-Päſſe gegeben werden mußte. Wiewohl er ſich, nach der Beſchreibung des Franz Breier, bey allen ſeinen Spitzbübereien und ſchlechtem Betragen gegen die ihm untergebenen Sklaven, durch ſeine ausgelernte Verſtellungskunſt, bey dem Poſthalter, vorzüglich aber bey der Frau Poſthalterin, einzuſchmeicheln gewußt hatte: ſo machten wir doch wenig Umſtände mit ihm, und er mußte uns ſowohl des Poſthalters Zimmer einräumen, als auch für unſer Geld Eſſen und Trinken verſchaffen. Er ſtellte ſich zwar nachher ſehr beherzt und freundlich gegen uns, man konnte es ihm aber doch deutlich anſehen, daß er über unſere Anweſenheit äußerſt verlegen ſeyn mochte.

Damit ich dieſes Niederträchtigen Schurkenſtreiche kennen lernen möchte, ſchlich ich unvermerkt im Hauſe herum, und fand zu meinem größten Erſtaunen eine Kammer

mer offen ſtehen, in der ich nur im Vorbeigehen einige ſilberne Degen und Uhren, auch 16 Stück der beſten ſeidenen Zeuge, wie nicht weniger auf 40 Stück baumwollene Zeuge; u. d. g. m. erblickte. Dieſes konnte nicht mit rechten Dingen zugehen, und da ich leicht muthmaßen konnte, daß dieſe Sachen dem Herrn Poſthalter Brand keinesweges zugehören würden, ſo war ich neugierig, weitern Aufſchluß zu erhalten, der mir auch nicht lange nachher nach Wunſch mitgetheilet wurde. Das Beſte, was ich hierbey thun konnte, war wohl dieſes, daß ich mich hinter die Sklaven ſteckte, und einen derſelben durch ein kleines Geſchenk auf meine Seite bringen mußte. Ich verſorgte mich demnach von unſerm Reiſewagen mit einem Stücke Tabak, gieng damit in den bey dem Hauſe befindlichen Garten, wo ich einige Sklaven vermerkt hatte, und machte mir einen kleinen Bewerb zu denſelben, indem ich mich bey ihnen nach dieſem und jenem Baum und Pflanze erkundigte. Endlich trat ich zu dem einen, der mir am liſtigſten ſchien, zeigte ihm von der Seite das Stück Tabak in meiner Taſche und ſagte, daß er hernach in unſere Stube kommen ſollte, wo ich ihm von dem Poſthalter etwas nothwendiges zu ſagen hätte. Er kam auch, ſobald es ihm nur möglich geweſen war, ſich von ſeinem ſtrengen Aufſeher unbemerkt wegzuſchleichen. Ich gab ihm das Stück Tabak, das er mit vieler Haſtigkeit zu ſich nahm, und verſprach ihm noch ein größeres, wenn er mir und dem Officiere, der eben ſo wie ich verſchwiegen wäre, entdecken wollte, wo die vielen Sachen hierhergekommen wären, die ich vor kurzer Zeit in der Kammer geſehen hätte. Er wollte freilich anfänglich nicht mit der Sprache heraus, weil er von uns verrathen zu werden glaubte; da wir ihn aber durch viele Verſprechungen treuherzig gemacht hatten, ſo fieng er endlich an zu beichten daß Barnsmahl dieſe Sachen von einem franzöſiſchen

Hukker hätte, der ohngefähr vor einem halben Jahre mit 8 Mann hier an Strand gelaufen wäre. Die Leute deſſelben, die ſich bey ſeinem Oberaufſeher 3 Tage lang aufgehalten hätten, unter denen er aber keinen einzigen Officier gewahr worden, wären mit Gold und vielen andern Koſtbarkeiten ſo beladen geweſen, daß ſie dieſelben kaum hätten tragen können. Von der Zeit an, da man von dieſen Fremden nichts mehr gehört noch geſehen, ſey Barmsmahl mit zwey ſeiner Schwarzen, die aber nicht mehr am Leben wären, zweimahl des Tages zu dem Schiffe hingegangen, und habe jedesmahl große Säcke mit ſeidenen und baumwollenen Zeugen nach Hauſe gebracht. Wo nun aber alle dieſe Sachen geblieben, ob ſie der Herr bekäme, oder ob ſie heimlich verkauft würden, dieſes könne er uns nicht ſagen. Soviel hätte er wohl gemerkt, daß es nicht ſo recht richtig damit ſeyn müſſe, weil Niemand von ihnen bey harter Strafe ſich unterſtehen dürfe, mit den vom Kap abgeſchickten Sklaven nur ein einziges Wort zu reden. Noch verdächtiger aber hätte ſich Barmsmahl dadurch bey ihnen gemacht, daß er die beiden Sklaven, die ihm bey dem Herſchleppen hülfreiche Hand geleiſtet hatten, als ſie ihm einſt wegen der ungerechten Bedrückungen und Abkürzung ihres Unterhalts, bey ihrem Herrn zu klagen drohten, auf eine meuchelmörderiſche Art ermordete, indem er den einen tod ſtieß und dem andern mit dem Spaten den Kopf ſpaltete, bey dem Herrn aber vorgab, daß ſie natürlich geſtorben wären.

Mit einem mahle that ſich die Thür auf, und Barmsmahl trat herein. Der Sklav, dem die Worte im Munde erſtickten, wußte ſich bey dieſem Schrecken doch ſehr gut zu helfen, griff nach des Officiers Fuß, als wenn er ihm die Stiefeln ausziehen wollte, und ſagte dabey: Ich werde ſie doch nicht zerreißen? — Barmsmahl,

der

der jederzeit ein böſes Gewiſſen hatte, und ſowohl ſeinem Sklaven als auch uns im Geringſten nicht traute, wollte ſogleich über den Schwarzen herfahren; allein der Officier nahm ſich deſſelben an, und ſagte jenem, daß er ſich ja nicht an ihm vergreifen ſollte; denn er habe ihn hergerufen, um ihm die Stiefeln auszuziehen. Da Barmsmahl ſein Recht behaupten wollte, und dem Sklaven noch eins verſetzte, da er zur Thür neben ihm hinaus ſprang, ſo faßte ihn der Officier bey der Bruſt, ſchüttelte ihn einigemahl derb ab, und ſtieß ihn ſodann zur Thür hinaus. Er fluchte uns zwar Teufel und Hölle auf den Hals, und drohete ſich mit ſeinem Sklaven dafür zu rächen, ließ es aber dabey bewenden, und kam den ganzen Tag nicht wieder zum Vorſchein. Wir überlegten nun, wie es wohl am Beſten anzufangen ſey, daß wir ſowohl den Schwarzen aus der Hand des Wüthrichs befreien, als auch dem niederträchtigen Böſewicht, ohne Schaden des Poſthalters, eine Schlappe anhängen möchten, und beſchloſſen endlich, daß der Officier Wüling einen Brief an den Poſthalter ſchicken und ihm ſowohl die ganze Aufführung des Barmsmahl, als auch die Beſchaffenheit ſeines Platzes ſchriftlich kund thun ſollte.

Kaum hatte ſich der andre Morgen genaht, ſo war auch ſchon Wüling mit einem weitläuftigen Aufſatze fertig, den wir alle unterſchrieben. Weil es aber an einem Boten fehlte, ſo ließ Wüling den Barmsmahl rufen, dem er ohne alle Umſtände andeutete, daß er uns unverzüglich einen Sklaven geben müßte, der für uns nach dem Kap gehen ſollte. Dieſes ſchlug Barmsmahl nicht nur gerade zu ab, ſondern fragte auch ganz trotzig: Ob wir hier den Herrn zu ſpielen gedächten; und gieng nach der Thür zu. Ich verrannte ihm den Weg, ſchloß die Thür ab und ſagte zu ihm: Nein, mein Freund, ſo geſchwind gehet es nicht, wir wollen erſt noch mehr mit einander ſpre-

chen! — Er ſah mich mit ſtarren Augen an, und fieng endlich etwas auffahrend an: Was ſoll hier werden? Bin ich unter Spitzbuben und Mördern, oder unter ehrlichen Leuten? „Nein, erwiederte ich ihm, wir wollen es nicht mit Ihm ſo machen, wie Er es mit den beiden Sklaven gemacht hat. Bey dieſen Worten ſchoß ihm das Blatt, er veränderte die Farbe und ſtotterte etwas unverſtändliches her. Da wir ſahen, daß wir ihn dadurch außer Faſſung gebracht hatten, und er uns auch auf die ihm vorgelegten Fragen nicht gehörig Rede und Antwort geben konnte; ſo rief ich ſeinen Sklaven zu, daß ſie geſchwind Stricke herbeibringen und ihren Oberaufſeher binden ſollten.

Voller Freuden erſchienen ſogleich drey derſelben, die ihren Tyrannen, ungeachtet alles Widerſtrebens, zu Boden warfen, und ihn ſo zuſammen banden, daß kein Entſpringen zu beſorgen war. Wir ließen ihn auf eine Schütte Stroh legen, und von den Sklaven bewachen, bis der Lieutenant Wüling, der ſich ſogleich auf ein Pferd ſetzte und zu Breiern ritt, mit deſſen Fuhrwerk wieder zurückgekommen war.

Nach Breiers Ankunft wurden alle vorhandene verdächtige Sachen genau aufgeſchrieben, in ein großes Faß gepackt, und ſodann unter einem ſchriftlichen Zeugniſſe Breiers auf den Wagen deſſelben unter Bedeckung zweyer von ſeinen und eben ſo viel von des Poſthalters Sklaven, mit Barmsmahl nach dem Kap forttransportirt. Den Sklaven verboten wir, etwas von dem wahren Verhältniſſe zu offenbaren oder irgendwo einzukehren. Sie ſollten mit dem Arreſtanten unverzüglich nach der Wohnung des Poſthalters Brand fahren, und dieſem den beygefügten Brief ſelbſt einhändigen; wenn er aber ja nicht zu Hauſe wäre, ſich an den engliſchen und ſchwediſchen Konſul, Herrn Kamann wenden, der ſchon

die

die gehörigen Maaßregeln würde zu treffen wiſſen. So überlieferten wir demnach dieſen Böſewicht ſeinem Richter. Barmsmahl, der ſich vor harter Strafe gefürchtet, war der öffentlichen Brandmarkung zuvorgekommen, und hatte, wie ich nach der Zeit in Erfahrung brachte, ſich ſelbſt im Gefängniſſe auf dem Kap die Kehle abgeſchnitten.

Wir unternahmen nun einen Weg zu dem am Strande liegenden franzöſiſchen Schiffe, das ungefähr eine Stunde von dem Platze des Poſthalters entfernt war, und ganz unverſehrt im Sande lag, ſo daß es mit hohem Waſſer recht gut wieder in die Fluth hätte gebracht werden können. Wiewohl uns unſere Neugierde trieb, an daſſelbe zu waden, ſo konnten wir es doch, ob es gleich nicht tief ſchien, wegen der Menge des Waſſers nicht erreichen. Jetzt fiel uns ein, daß doch vermuthlich in der Nähe irgendwo eine Schaluppe ſtehen müßte, durch deren Hülfe Barmsmahl mit ſeinen Sklaven das Schiff beſtiegen habe. Wir ſuchten demnach, ſowohl am Strande als auch auf dem mit dicken Bäumen bewachſenen Ufer und fanden endlich hinter einem dicken Gebüſche auch wirklich eine, die dem Scheine nach nur vor kurzer Zeit gebraucht worden war. Wir ſchleppten ſie über den Strand, und ruderten ſodann mit Hülfe einiger langen Stangen, die wir in dem Gehölze ausbrachen, an das Schiff. Hier fanden wir deutliche Merkmahle, daß dieſes Schiff durch eine auf demſelben entſtandene Meuterei abgelaufen und hierher gebracht worden ſey. Alles war mit Blut beſudelt, in den untern Räumen des Schiffs fanden wir zwey todte, ſchon in die Verweſung übergehende Körper, die nach der Unterſuchung unſers Doktors mit vielen Meſſerſtichen zum Tode befördert worden waren. Wir durchſuchten ihre Kleider, ob ſie nicht etwa einige Briefſchaften bey ſich hätten, fanden aber weiter keine Merkmahle, an denen man ſie hätte erkennen können, als

 in

in des erſtern Hemde, der ein Officier war, die Buchſtaben M. J. S. auf der Bruſt eingenähet und auf des zweyten rechtem Arm die eingebrannten Buchſtaben M. K. B. 1783. b. a. g. t. aus Flandern und unter denſelben ein Crucifix. In des Capitains Bette, der vermuthlich ſchon vorher dieſen Aufruhr befürchtet hatte, aber im tiefen Schlafe überfallen ſeyn mochte, fanden wir auch alles mit Blut beſpritzt, und eine geladene Piſtole mit einem Degen, in deſſen Stichblatt der Name: Franz Joſephi, den 2 May mit der Jahreszahl 1779. eingegraben war. Die beſten Sachen waren zwar ſchon fortgeſchafft, die Conſtabler-Kammer und das ganze untere Verdeck mit der Küche hingegen befanden ſich noch im unberührten Zuſtande. Lieut. Wüling machte hier ſogleich in unſerm und Breiers Beyſein, einen Bericht von dem Zuſtande des Schiffes und den auf demſelben noch befindlichen Effekten, den er dem Breier übergab, der ihn durch ſeine Sklaven ohne Aufenthalt an den Gouverneur auf dem Kap bringen ließ. Die alten in den Kiſten noch vorhandenen Kleider, ſchenkten wir ſowohl des Poſthalters, als Breiers Sklaven, die Piſtole und den Degen, die unſtreitig dem Capitain zugehört hatten, nahm ich zum immerwährenden Andenken zu mir, und die beyden vorhandenen todten Körper wurden von den Sklaven ans Land geſchafft, und daſelbſt begraben. Dieſe traurige Blut-Scene und die auf dem Schiffe ſchon verpeſtete Luft, hatten mich ſo gerührt, und einen ſolchen Ekel bey mir erweckt, daß mich nachher ein außerordentliches Erbrechen überfiel, ich den ganzen Tag keinen Biſſen, als etwas Kraftſuppe zu mir nehmen konnte, und wir daher unſere Reiſe noch um einen Tag länger aufſchieben mußten.

Den 4. Novb. machten wir uns endlich wieder auf den Weg, kamen aber nicht weiter, als bis an den ſeichten Fluß Sonder-End, wo wir bey dem Koloniſten

Blu-

Blumeier unſer Nachtquartier hielten, und von da am folgenden Morgen, unſern Weg durch den Fluß nach dem Viehkrankenhauſe fortſetzten, das 6 Meilen entfernt war, und wir auch gegen Mittag erreichten. Es beſtehet aus einem großen, von Bruchſteinen aufgeführten Stall, der auf 300 Schritte im Quadrat beträgt, und bis an das Dach 8 Fuß hoch iſt. Im Innern hat er vier Abtheilungen, damit das Vieh nach ſeinen Krankheitsumſtänden von einander abgeſondert werden kann. Alle Koloniſten genießen die Freyheit, ihr krankgewordenes Vieh dahin zu ſchaffen, das ein Hottentott, der einen Vieharzt vorſtellt, und von der Compagnie deswegen in einem beſondern, dabey ſtehenden, kleinen Häuschen unterhalten wird, in die Cur nimmt. Für jedes Stück Vieh, das ihm überbracht wird, erhält er von dem Eigenthümer für ſeine darauf zu verwendende Mühe einen Schilling, kann er es aber wieder herſtellen, ſo muß ihm ein Löwenthaler gegeben werden. Stirbt es, ſo wird es in eine von den dort herum befindlichen Gruben geworfen, und den wilden Thieren Preis gegeben. Weil zur Zeit unſers Beſuches, wo keine beſondre Krankheit unter dem Viehe herrſchte, über 1000 Stück daſelbſt zu finden waren, ſo kann man ſich leicht vorſtellen, daß dieſer Mann ein gutes Auskommen haben muß. Unſer Doktor, der Alles in genauen Augenſchein nahm, und ſich während der zwey Stunden, da wir uns daſelbſt verweilten, beſtändig mit dieſem Vieharzte unterhalten hatte, verſicherte uns, daß er gute Kenntniſſe beſäße, und ſeine Kunſt verſtände.

Von hier ſetzten wir unſern Weg dieſen Tag noch weiter fort, und kamen Abends um 9 Uhr auf dem ehemahligen Mehrbachiſchen Krahl an, den aber jetzt ein Preuße von Geburt, mit Namen Vocke beſaß. Dieſer konnte mit Recht ſagen, daß er durch das Unglück ei-

nes

nes Andern ſein Glück gemacht hatte. Der verſtorbene Mehrbach, der ein großer Liebhaber von der Jagd geweſen, auf die er alle Tage, wiewohl ganz allein, ausgeritten, war gleichfalls eines Tages dieſem Vergnügen nachgegangen und ſiehet in einem dicken Gebüſche einen Löwen in ſeinem Lager liegen. Geſchwind nimmt er ſein Gewehr von der Schulter, drückt auf ihn ab, und trift ihn ſo, daß er zwar lendenlahm, aber nicht tod iſt. Da nun der Löwe aus ſeinem Lager nicht aufſtehet, ſondern liegen bleibt, ſo begehet Mehrbach den Fehler, daß er ſein Gewehr nicht wieder ladet, ſondern vom Pferde ſteigt und auf den Löwen zugehet. Eben da er ſehr nahe an dem Löwen iſt, der in ſeinem Blute da liegt, ermannt ſich derſelbe wieder, ſpringt auf ihn zu, und will ihn niederreißen. Mehrbach, der ſich auf ſeine Stärke verließ, iſt zwar ganz unerſchrocken, weil er ſchon mehr in dergleichen Gefahr geweſen war und ſtößt mit aller Forçe dem Löwen das Gewehr in den Leib; da aber der Löwe immer noch mit aufgeſperrtem Rachen auf ihn eindrang, ſo fuhr er ihm mit dem Arm in denſelben, um ſich ſeiner Zunge zu bemächtigen, damit er ihm das fernere Beißen wehren wollte. Das Kämpfen zwiſchen beyden dauerte beynahe noch eine Stunde, bis endlich der Löwe, der ſich nach und nach verblutete, ſeinem Ueberwinder unterliegen mußte, dem aber auch der ganze rechte Arm bis an die Schulter ſo durchbiſſen war, daß er in wenig Tagen darauf ſeinen Geiſt aufgeben mußte. Er war zwar, als ein ſtolzer Sieger, mit ſeiner Beute, die er an das Pferd gebunden hatte, nach Hauſe gekommen, das Gift von den Biſſen dieſes raſenden Thieres hatte aber ſeinen ganzen Arm in eine ſolche Inflammation geſetzt, daß in Ermangelung gehöriger Hülfe am Abend ſchon der Brand da war. Das außerordentliche Lamentiren der Frau bewog endlich den Knecht Bocke, daß er ſich entſchloß, den

Arm

Arm abzulöſen. Der unglückliche Mehrbach hatte ſich zwar, während dieſer Operation auf das ſtandhafteſte bewieſen, um die außerordentliche Betrübniß ſeiner Frau nicht noch mehr zu vergrößern; da aber der Brand auch ſchon die Bruſt angegriffen hatte, ſo war ſein Tod unvermeidlich, und er mußte ungeachtet des dabey häufig gebrauchten Schlangenöles, am dritten Tage ſterben. Seine Frau, die nach ſeinem Tode dieſer großen Wirthſchaft keinesweges allein gehörig vorſtehen konnte, entſchloß ſich, ihrem Aufſeher der Sklaven dieſerwegen einen Antrag zu thun, der ihn mit beyden Händen annahm, weil er auf keine beſſere Art ſein Glück befördert zu ſehen hoffen durfte. Er befand ſich in den beſten Umſtänden und lebte mit ſeiner ehemaligen Gebieterin recht zufrieden.

Am folgenden Morgen paſſirten wir das ſüße Milchthal und kamen gegen Mittag auf viele Plätze, die von Koloniſten und weißen Hottentotten ſehr ſtark bewohnt waren. Ehe wir uns aber noch entſchließen konnten, wo wir dieſen Tag bleiben wollten, begegnete uns einer von den Koloniſten, ein luſtiger Hannoveraner, Namens Mardens, der noch als Corporal in Compagnie-Dienſten im Caſtell auf dem Kap ſtand und bat uns, daß wir bey ſeinem Platz ausſpannen und dieſen Tag über bey ihm bleiben ſollten. Wir ließen es uns nicht zweymahl ſagen, ſondern zogen ohne Verweilen mit ihm, da er uns denn noch dazu mit vielen Complimenten in ſeine Wohnung einführte, und uns unentgeldlich auf das beſte traktirte. Auch unſre Sklaven hatten es hier ſehr gut, denn anſtatt daß ſie ſonſt immer bey unſerm Anhalten auf den Plätzen die Ochſen auf die Weide bringen und dabey bleiben mußten, daß keiner von denſelben verloren gieng, ſo gönnte Mardens auch dieſen ihre Ruhe und ſchickte einige von ſeinen Hottentotten mit dem Viehe auf die Hutung. Er war kein ungeſchickter Mann, denn er zeigte uns über 200

Meilen Land von dem Kap, das er bey ſeinen Reiſen aufgenommen hatte; nur fand ich dieſes an ihm ſehr tadelnswürdig, daß er uns augenſcheinlich ſelbſt erdichtete Unwahrheiten von den vielen Nationen des Landes und von der ungeheuern Menge wilder Thiere, die er ſelbſt geſehen zu haben prahlte, als wichtige und unumſtößliche Wahrheiten aufheften wollte. *) Jedoch redeten wir ihm als ſeine Gäſte, nicht ein einziges Wort zuwider, ſondern bezeigten vielmehr eine große Verwunderung über ſeine Erzählungen, und ob er uns gleich für einfältige Menſchen anſehen mochte, ſo dachten wir unſer Beſtes dabey und gönnten ihm ſeine heimliche Freude. Für unſern ihm gegebenen Beyfall beſchenkte er uns mit mancherley Victualien, begleitete uns auch am folgenden Morgen nicht nur bis an den außerordentlich großen Platz des Herrn Repbach, wo wir unſre Mittagsruhe hielten, ſondern führte uns ſogar in das Nachtquartier bey dem Koloniſten Hubner, deſſen Platz an dem Tiger-Hork, mitten unter einigen Krahlen weißer Hottentotten lag.

Dieſer bezeigte ſich keinesweges ſo gefällig gegen uns, ſondern weigerte ſich vielmehr uns Quartier und Lebensmittel zu geben, bis er uns endlich, theils gezwungen, theils

*) Wenn Herr Vaillant in ſeiner Reiſebeſchreibung den Leſer verſichern will, daß er auf einmahl viele tauſend bunte Böcke und Elephanten, vorzüglich aber einen König unter den letztern von ungemeiner Größe geſehen habe; ſo ſcheint es beynahe, als wenn derſelbe das große Meſſer von Mardens erhalten hätte. — Und wie mag es wohl mit der Armee von Flug-Heuſchrecken ausſehen, deren ungeheures Heer zuſammengedrängt über eine Stunde über V. wegflogen. Vielleicht hatten dieſe Flug-Heuſchrecken nur damahls ſo viel Kraft in ihren Flügeln, daß ſie einen ſolchen großen Umkreis um V. gemacht haben, da ſie ſonſt gewöhnlich kaum 2000 Schritte in einem fortfliegen können, ohne auf den Erdboden herunter zu fallen.

theils für unſer baares Geld, bey ſich beherbergen mußte. Hier kamen uns die beyden rothen Böcke, die H. Wüling und Mardens unterweges geſchoſſen hatten, ſehr gut zu ſtatten, die wir uns auch auf Bewilligung Hubuers von einer ſeiner Hottentottinnen, welche die Haushälterin vorſtellte, zum Abendeſſen zurecht machen ließen. Dieſe ſowohl, als die übrigen Hottentottinnen mit denen der Koloniſt, als ein unbeweibter, ſeine Wirthſchaft trieb, und die bey ihm eben ſo, wie auf den übrigen Plätzen um Brod und Kleider dienten, ſtammten aus den da herumliegenden Krahlen von den weißen Hottentotten ab, hatten einen vortrefflichen Körperwuchs, lange ſchwarze Haare, eine gelbe Farbe, und keine platte Naſe, dergleichen man wohl, ſo wie die krauſen Haare, bey den übrigen Hottentotten-Arten antrifft. Sie unterſcheiden ſich daher nicht nur durch dieſe angegebenen Kennzeichen ſehr merklich von den ſchwarzen Hottentotten, ſondern ſind auch etwas geſitteter und bedecken ihren Leib mit der bey den Koloniſten verdienten Kleidung.

So verdrießlich uns auch der Tag bey dieſem ungehobelten Koloniſten vergangen war, ſo vergnügt verfloß der Abend, nachdem der alte Murrkopf ſchon um 8 Uhr zur Ruhe gieng, und uns vier junge Hottentottinnen zu unſrer Geſellſchaft überließ. Ob wir gleich einige unſchuldige Tändeleien mit ihnen vornahmen, ſo wurden ſie doch darüber nicht böſe, ſondern ſuchten uns vielmehr durch mancherley luſtige Sprünge und unter ihren Horden gebräuchliche Geſänge, bis in die ſpäte Nacht auf das beſte zu unterhalten. Da wir uns endlich aus Müdigkeit auf unſre Schlafſtellen legten, ſo verſchafften ſie uns noch zu guter letzt eine Augenweide, indem ſie ſich ohne Scham vor uns entkleideten, mit Lächeln um uns herum liefen und uns bald hier bald dort zupften. Mit dem größten Vergnügen hätten ſie bey dem erſten Winke der

Venus

Venus geopfert; da ihnen aber auf keinerley Art und Weiſe ihr Wunſch gelingen wollte, ſo nahmen ſie dieſes als ein Zeichen der größten Verachtung von uns an, verließen uns mit trauriger Miene und kamen nicht wieder zum Vorſchein. Dieſes Schauſpiel war mir anfänglich in ſo fern lieb, weil ich hoffte dabey dasjenige zu ſehn, wovon mir ſchon die wunderbarſten Beſchreibungen mitgetheilt worden waren. Allein ich fand bey dieſer Art von Hottentottinnen die weibliche Scham eben ſo gebildet als bey unſern europäiſchen Frauenzimmern und mußte demnach meine Neugierde bis auf eine andre Gelegenheit verſparen. Es glückte mir auch, nicht lange nachher, wie ich an ſeinem Orte erinnern werde.

Von hier ſetzten wir mit frühem Morgen unſre Reiſe nach dem großen Ort Schwellendam fort, der auf eine gute Tagereiſe von jenem Platze entfernt war. H. Mardens begleitete uns noch über eine Stunde, worauf er uns mit den freundſchaftlichſten Umarmungen verließ. Wir mußten ihm mit Hand und Mund verſprechen, daß wir bey unſerer Retour gewiß wieder bey ihm einkehren wollten. Der Weg ward uns anfänglich durch die vielen Gebüſche und Sandhügel einigermaßen erſchwert, die ſich aber nach und nach in die fruchtbarſten Gegenden von Obſtbäumen, wohl angelegten Felder und Gärten verloren, ſo daß wir jene rauhen und wüſten Gegenden gar bald vergaßen. So wild aber auch der Anfang dieſer angenehmen und ungemein fruchtbaren Fluren war, ſo ſahen wir nicht nur viele Strauße, deren Eier uns ſehr wohl zu ſtatten kamen, ſondern auch eine Menge rother Böcke oder Gazellen und Zebras, welche beiden letzten Arten, eben ſo wie die Strauße, von den daſigen Koloniſten und Hottentotten nicht nur geſchoſſen, ſondern auch in der Jugend in Netzen gefangen, in die mit hohen Mauern umgebenen Plätze eingeſperrt, und ſodann nach dem

Kap

Kap auf den Getraidewagen transportirt werden, wo ſie ſelbige ſodann an die Schiffsfremden verkaufen.

Mit Sonnenuntergang erreichten wir endlich den ſtark bewohnten Flecken Schwellendam, der um und um mit den herrlichſten Limonen- und Piſang Bäumen umgeben war, und kehrten bey einem Stellmacher ein, deſſen Profeſſion die mehreſten Einwohner des Fleckens zugethan ſind, die meiſtentheils alles Wagenwerk auf dem Kap verfertigen. Dieſer Flecken, in welchem ſich auch eine Kirche befindet, wird, ſo wie die ganze umliegende Gegend, von einem Landdroſt regiert, der vier Andere unter ſich hat. Weil der daſige Erdboden einer der fruchtbarſten auf dem Kap iſt, ſo ſind die Lebensmittel äußerſt wohlfeil, und die Bewohner befinden ſich in guten Umſtänden.

Ob nun gleich bisher unſre Reiſe ſchon durch manche zu beſtreitende Hinderniſſe mehr als zu bitter geworden war, ſo erfuhren wir doch hier zu unſerm größten Leidweſen, daß wir von nun an einen viel beſchwerlichern Weg hätten, der mit Lebensgefahr verknüpft wäre. Weil wir aber nicht wieder umkehren durften, ſo beſchloſſen wir mit unſerm Viehe hier drey ganze Tage auszuruhen, damit wir alsdann mit neuen Kräften das bevorſtehende Ungemach eher überwinden könnten.

Am 8. Novbr. brachen wir, ſobald es Tag geworden war, mit unſrer ganzen Equipage wieder auf, ſetzten unſern Weg, der drückenden Sonnenhitze wegen langſam fort, ohne daß wir an einem, für unſer Vieh bequemen Ort nur einmahl hätten anhalten können, und kamen endlich mit ſpätem Abend bey dem Koloniſten Stauber, einem ſehr dienſtfertigen, gaſtfreien und höflichen Mann, deſſen Platz nur eine Stunde von dem ſogenannten Großvater-Buſch entfernt war, hungrig und durſtig an. Er war

der Vater des Mädchens, das bey der Frau Aſperling eine Haushälterin und Geſellſchafterin ihrer Tochter vorſtellte, aber auch von dieſem Unthiere, zumal wenn ſie zu tief in das Glas geſehen hatte, ſehr viel ausſtehen mußte. Ich nahm daher bey Tiſche Gelegenheit, dieſem braven Manne den unangenehmen und für die Moralität gefährlichen Zuſtand ſeiner liebenswürdigen Tochter genau zu ſchildern, weshalb er auch ſogleich beſchloß, daß er ſie wieder mit ſich nach Hauſe nehmen wollte, ſobald er mit Getraide oder Wildpret nach dem Kap fahren würde. Dieſer Koloniſt war überhaupt ein einſichtsvoller Mann, und ein großer Freund ſeiner Kinder, daher er keine Koſten ſcheuete, ſondern einen beſondern Hauslehrer, mit Namen Lampmann, der aus preußiſch Minden gebürtig, für ſeine Tochter und vier Söhne, die er noch zu Hauſe hatte, unterhielt, der zugleich nach der daſigen Landesgewohnheit einen Oberaufſeher über die Sklaven vorſtellte.

Herr Stauber erzeigte uns noch außer dem, daß er uns unentgeldlich traktirt hatte, die Ehre, daß er uns mit dem Lehrer ſeiner Kinder und ſeiner ganzen Familie, am folgenden Morgen bis an den Groß vater-Buſch begleitete. Auf dem fernern Wege hatten wir freilich etwas lange Weile, weil wir den ganzen Tag weiter nichts als nur Buſchwerk um uns hatten. Gegen Abend paſſirten wir das Revier Duyve, wo uns ſchon die Hyänen in Haufen von ſieben und achten ihre Abendviſite machten, uns aber, weil ſie in den ſtarken Viehheerden genug Fraß finden, in Ruhe ziehen ließen, da wir ſodann erſt mit finſterer Nacht auf dem Platz des Hr. Wardner ankamen, der uns ſehr gut aufnahm. Hier trafen wir einen Fleiſcher vom Kap an, der auf den Schaafhandel gieng, mit ſeinem eigenen Fuhrwerk verſehen war, und ſchon einige tauſend Stück Schafe auf den Plätzen herumſtehen hatte,

die er bey ſeiner Rückreiſe von dieſem Platze von einigen gemietheten Sklaven nach dem Kap treiben ließ *). Der Abend ward uns in der Geſellſchaft dieſes ſehr aufgeräumten Mannes nicht lang, und da wir von ihm hörten, daß er ſich noch den folgenden Tag bey dem Koloniſten aufhalten wolle, ſo beſchloſſen wir, hier ebenfalls einen Ruhetag zu halten, um mit der Art dieſes Handels bekannt zu werden.

Der Koloniſt führte uns mit dem Fleiſcher in den Wald zu ſeiner Heerde, die wenigſtens aus 6000 Stück Schaafen beſtand, und Tag und Nacht von vier Sklaven gehütet wurde. Ich erſtaunte, eine ſo große Menge zu ſehen, bey der 4 bis 600 Stück, die gewöhnlich auf einmahl davon verkauft wurden, kaum vermißt werden konnten. Der Fleiſcher gieng mit einigen Schwarzen, die er ſchon des Tags vorher mit einem Paar Bouteillen Branntwein auf ſeine Seite gebracht hatte, wie er mir hernach ſelbſt geſtand, in die Heerde, trieb, ohne zu wählen, einen kleinen Theil des Viehes an einen entlegenen Ort davon ab, wo es von jenen Schwarzen und dem Fleiſcher, von ungefähr gezählet, und hernach dem Herrn die Anzahl derſelben ſo angegeben wurde, daß der Fleiſcher ſeinen Branntwein gewiß überreichlich wieder erſetzt erhielt.

Von da begaben wir uns wieder nach Wardners Wohnung, nahmen ein Mittagsmahl, das aus Fiſchen und rothem Gazellen-Wildpret beſtand, zu uns, und brachten den Nachmittag auf der Jagd zu, wo wir auch das Glück hatten, in Geſellſchaft unſrer Wirthin, die eine Dänin

*) Wenn ein ſolcher Fleiſcher vom Kap aus um einiger hundert Schafe willen einen ſolchen weiten Weg unternehmen ſollte, ſo würde dieſes der Mühe nicht verlohnen, da er auf dem Kap in einem einzigen Tage an die Schiffsfremden bisweilen mehr denn 200 verkaufen kann.

Dänin von Geburt war, und ſechs Jahr als holländiſcher Matros gedient hatte, zwey rothe Böcke und vier Rebhüner zu erlegen. Uebrigens hatten wir die Beſchämung, daß wir männlichen Schützen insgeſammt von einer Frau übertroffen worden waren, der wir mit Freuden zuſahen, wie ihr beinahe kein Wild entgieng.

Den dritten Tag brachen wir endlich wieder auf, paſſirten den mittelmäßigen Fluß Gouß und kamen am Mittage zu einer Horde Hottentotten, die ungefähr 70 Mann ſtark ſeyn mochten, von denen wir ſo höflich aufgenommen wurden, daß ſie ſogleich unſre Ochſen ausſpannten, einen vorräthigen Bock brateten, und uns in ihrer Hütte auf das beſte bewirtheten. Weil dieſe Leute große Liebhaber von Branntwein und Tabak ſind, ſo holten wir ihnen eine gute Portion von beiden aus unſerm noch vorhandenen Vorrathe. Sowohl Männer als Weiber wurden, bey den mit Branntwein angefüllten Hirnſchalen der Böcke, die nach der Reihe herum giengen, ſo luſtig, und bezeigten ſolche Vertraulichkeit gegen uns mit ihren ſchwarzen, jedoch ganz glatten Geſichtern, daß ſie uns einmahl um das Andere küßten, uns ihre Töchter freiwillig anboten, ja uns auch recht gern den Genuß ihrer Reize verwilligt hätten.

Der Jubel des Volks nahm mehr und mehr überhand, und es war ſchon um Mitternacht, ehe wir uns auf die über den Erdboden ausgeſtreckten Tigerfelle zur Ruhe begaben. Obgleich auf dieſem Lager Alles gemeinſchaftlich zu ſeyn ſchien und ein Jeder unter den Hottentotten, die um uns lagen ſeinen Naturtrieben nachgieng, ſo ließen wir doch aus Furcht vor der unter dieſer Nation häufig herrſchenden Venusſeuche, uns nicht gelüſten, den Einladungen unſrer hottentottiſchen Schönen zu folgen, ſondern ſchliefen ſanft und feſt. Wir erſchraken bey unſerm Er-

Erwachen nicht wenig, da wir ſahen, daß die Sonne ſchon hoch am Horizonte ſtand, und weil unſre Sklaven das Fuhrwerk bereits in gehörige Bereitſchaft geſetzt, und die Ochſen angeſpannt hatten; ſo begaben wir uns, ohne weitern Verzug auf den Weg nach der Maſſeln-Bay, wohin uns auch acht der ſchönſten jungen Hottentottinnen, die uns gern bey ſich behalten hätten, beinahe auf zwey Stunden weit begleiteten, von denen wir noch einer Jeden einen neuen Piaſter zum Andenken ſchenkten, und die ſich ſodann, mehr traurig als vergnügt, wieder von uns trennten.

Kurz vor Sonnen-Untergang langten wir erſt in der Maſſel-Bay an, und beſchloſſen anfänglich bey dem Einwohner Banims, deſſen Bruder auf dem Kap Advokat war, unſer Nachtquartier zu nehmen; weil uns aber dieſes Mannes Grobheit, mit der er uns gleich bey unſrer Ankunft bewillkommte, keinesweges behagen konnte; ſo zogen wir in einiger Entfernung zu dem alten Jäger Rappedier, der uns höflicher vor ſeiner Thür empfing. Dieſer alte redliche Mann, der ſchon das acht und ſechzigſte Jahr erreicht hatte, war zwar 31 Jahre in Compagnie-Dienſten geweſen, dabey aber niemahls von dem Kap gekommen, ſondern gleich von dem erſten Jahre ſeines Dienſtes an, von den auf dem Kap befindlichen Gouverneurs, wegen ſeiner Fertigkeit im Schießen als Jäger gebraucht worden. Seine letzten Dienſte hatte er dem Oberſten Gordon gethan, als derſelbe das Kap durchreiſte, der ihm auch bey ſeiner Rückkunft zum Abſchiede verhalf. Hierauf begab er ſich vor 10 Jahren hierher zu einem damahls 68jährigen Landsmann, Namens Gråbe, der weder Frau noch Kinder hatte, und ihm, nach ſeinem vorher gegebenen Verſprechen, nicht nur ſein Haus, ſondern auch das dabey befindliche kleine Stück Feld, und alle ſeine Schießgewehr, mit dem er ſich bisher erhalten,

 bey

bey ſeinem Tode vermachte. Er brachte nicht nur das etwas verwilderte Feld, das beiden doch wenigſtens das Brod lieferte, wieder in den gehörigen Stand, ſondern exercirte auch die Jagd, wo er nicht gern einen Schuß vergebens that, ob ihm gleich die Compagnie, weil er ihr die Felle lieferte, monatlich 2 Pfund Bley und 1 Pfund Pulver unentgeldlich gab, ſo vortrefflich, daß er beinahe alle Tage, das Wildpret abgerechnet, auf zwey Thaler damit verdiente. Nach dem Tode ſeines Wohlthäters, mit dem er beinahe zwey Jahre in der beſten Harmonie gelebt hatte, kaufte er ein Mädchen für 400 Thlr. frey, die er in der Hauswirthſchaft und auf der Jagd vollkommen abrichtete, und nach ſeinem Tode für die ihm geleiſtete Verpflegung in ſeinem Alter ſein ganzes Vermögen von ihm erben ſollte. Jetzt klagte er, daß er, wegen Abnahme ſeiner Kräfte, in etwas entferntern Gegenden nicht mehr jagen könne, wodurch ihm viel verloren gienge, da in der Nähe von dem großen Wildpret nichts mehr zu bekommen wäre, das ihm den mehrſten Verdienſt gebracht hätte. Statt daß er vorher die Woche über auf 12 Thaler verdient hatte, *) ſo könne er bey der Abnahme des Wildes, das ſich vorher zu 50 bis 60 Stück zuſammen gehalten habe, jtzt kaum ſo viel zuſammen bringen, was er in ſeine Küche brauche und wovon er bisweilen dem Oberſten Gordon, wie auch demGouverneur, die

*) Es war ihm dieſes leicht zu glauben, da allein die Compagnie, die in dieſem Stücke genauer als die Schiffsfremden iſt, für die Haut eines Elephanten 3 Th., eines Nashorns 2 Th. 12 gr. eines Flußpferdes 2 Th., eines Cameels 3 Th., eines wilden Büffels 1 Th. 8 gr. eines Elendthieres 3 Th., eines Gemſenbocks 16 gr. eines bunten Bockes 1 Th., eines Zebra 1 Th. 8 gr. eines wilden Hundes 16 gr. eines Schakals 12 gr. eines Wolfs 16 gr. eines Tiegers 1 Th. eines Löwen 1 Th. 10 gr. u. ſ. w. bezahlt.

die ihm alle Jahre einige Säcke Reiß ſchickten, etliche Stücke liefern müßte. Mit dieſen und ähnlichen Geſchichten, wie nicht weniger von ſeinen in Geſellſchaft des Oberſten Gordon gemachten Reiſen, wußte uns der gute alte Vater ſo vortreflich zu unterhalten, daß wir bis Nachts um 12 Uhr bey ihm ſaßen, und ihm aufmerkſam zuhörten.

Die Maſſel-Bay, deren Bewohner mehrentheils freygelaſſene Sklaven und Baſtard-Hottentotten waren, die ſich lediglich von der Jagd, und von der Zucht des Feder-Viehes, das ſie fleißig nach dem Kap ſchaffen, ernähren, verließen wir mit anbrechenden Tage, und kamen Mittags bis an den kleinen Brack-Fluß, den wir noch paſſirten, und an dem jenſeitigen Ufer unſre Tafel aufſchlagen wollten. Allein ein unerwartetes fürchterliches Donnerwetter, das uns plötzlich überraſchte, und auf 5 Stunden mit einem großen Platzregen anhielt, wobey wir ſo durchweicht wurden, als wenn wir aus dem Waſſer gezogen worden wären, verwandelte unſre Mittagsruhe in ein unerwünſchtes Nachtlager, das wir gezwungen waren, auf unſerm Wagen zu ſuchen. Ob wir gleich müde waren, ſo ließ uns doch die Kälte und Näſſe, die wir ausſtehen mußten, im geringſten nicht an den Schlaf denken, daher wir die ganze Nacht über immer in einem Kreiſe herum liefen, um uns dadurch einigermaßen zu erwärmen. Unſer Glück war es noch, daß wir kurz vor dem Gewitter durch den Fluß geſetzt hatten; denn er war in derſelben Nacht von dem vielen Regenwaſſer ſo ſtark angelaufen, daß es uns am folgenden Morgen keinesweges möglich geweſen wäre. Ein Ungemach hatten wir mit Ungeduld überſtanden, ein anderes ſtand uns noch bevor.

Kaum war das Tageslicht nur einigermaßen hervorgebrochen, als wir auch ſogleich unſre Ochſen anſpannen

 ließen,

ließen, und den Weg anfänglich im kurzen Galopp immer voran liefen, damit wir uns dadurch einigermaßen wieder erwärmen möchten. Bis zu Mittage gieng unſre Reiſe gut vorwärts, allein dann ward uns gleichſam ein Schlagbaum vorgezogen, indem wir einen ſehr hohen Berg vor uns hatten, auf den wir mit dem Wagen unmöglich kommen konnten. Weil wir ihn, ſeines großen Umfanges wegen, nicht umfahren konnten, ſo war hier weiter nichts zu thun, als daß wir uns vor allen Dingen mit unſerm Mundvorrath, der allmählich abgenommen hatte, nothdürftig ſättigten, und uns ſodann über den Wagen hermachten, den wir, wenn wir ihn anders nicht ſtehen laſſen wollten, ganz auseinander nehmen, und ſo mit vieler Mühe Stückweiſe auf den Berg tragen mußten. Dieſe Arbeit nahm uns den ganzen Nachmittag weg, und es war eben Abend, da wir die Ochſen, als das Letzte, hinauf leiteten, die wir aber, weil wir ſie oben auf dem Berge bey uns nicht behalten konnten, im Finſtern bis auf die Hälfte des Berges, wo derſelbe mit Gehölze und vielen Kräutern bewachſen war, auf der andern Seite hinunter führten und die Sklaven dabey wachen ließen. Hierauf zündeten wir ein Feuer an, und legten uns auf den Stücken des Wagens um daſſelbe herum, wo wir auch von einem erquickenden Schlafe bald überwältigt wurden, und ſo ſanft ſchliefen, als wenn wir in dem weichſten Bette gelegen hätten. Damit uns aber von unſern hin und wieder zerſtreueten Habſeligkeiten, nichts entwendet werden möchte, ſo mußte ein Jeder von uns eine Stunde wachen.

So wie wir am vergangenen Tage mit ſaurer Mühe unſern Wagen mit den darauf befindlichen Sachen ſtückweiſe den Berg hinauf geſchleppet hatten, ſo ſahen wir uns nun wieder gezwungen, Alles auf gleiche Weiſe, aber mit mehrerer Lebensgefahr, hinunter zu tragen. Wir

würs

würden am vergangenen Tage die Büffel nicht ſo glücklich hinunter gebracht haben, wenn nicht dieſe Thiere ſchon von Jugend an ſich zu dem Herumklettern auf den Bergen gewöhnten. Unſere ſchlimme Paſſage kann man daraus leicht abnehmen, wenn ich ſage, daß der Berg von der obern Spitze bis auf die Hälfte mit eingehauenen Stufen verſehen war.

Wir gedachten zwar dieſen Tag noch weiter zu kommen, damit wir nicht noch eine dritte Nacht unter freiem Himmel zubringen müßten; allein auch daraus ward nichts, weil wir mit dem Herunterſchaffen unſers Reiſezeuges, wie auch mit der Wiederzuſammenſetzung deſſelben den ganzen Tag zubrachten. Unſere Ochſen hatten es am beſten, weil ſie bey dieſer Gelegenheit einige Tage ausruhen konnten. Wir machten demnach, weil wir mit einbrechender Nacht nicht weiter kommen konnten, um unſern Wagen, auf dem wir für dieſesmahl unſre Ruheſtätte hielten, ein großes Feuer, damit wir in unſerm Schlafe, vor den wilden Thieren, die hier ſehr dreuſt zu ſeyn ſchienen, ſicher ſeyn möchten. Schon mit Sonnenuntergang ließ ſich der Löwe und Tieger in einiger Entfernung von uns hören, und die Hyänen waren ſo kühn, daß ſie Truppweiſe zu acht und zehn bis an unſer Feuer kamen, auch keine Miene machten, heftig zu laufen, wenn wir mit Feuerbränden nach ihnen warfen. Am Morgen merkten wir wohl, daß ſie uns nicht vergeblich beſucht hatten, denn wir vermißten einen von unſern Ochſen, den wir auch nicht weit an einem kleinen Waſſerbach in Stücken fanden, dahin er vermuthlich zum Saufen von den übrigen gelaufen ſeyn mochte. Wenn er bey den übrigen geblieben wäre, ſo hätten ſich die Feinde ſeiner nicht ſo leicht bemächtigen können, weil ſich die Büffel gewöhnlich des Nachts mit dem Hintern in einen Kreiß gegen einan-

 der

der ſtellen, und auf ſolche Art wider den Angriff ihrer Feinde in Bereitſchaft ſetzen.

Wir eilten, daß wir dieſen verwünſchten Ort aus den Augen verloren, und kamen, ehe es noch ganz Mittag war, an den erſten bebaueten Platz des Koloniſten Kretner, der uns ſehr wohl aufnahm, und bey dem wir dieſen Tag blieben, weil wir von ihm erfuhren, daß ſich in dem vor uns liegenden dicken Wald bisweilen Buſchräuber aufhielten, von denen wir in der Nacht leicht angefallen werden könnten, da wir gewiß auf 8 Stunden in demſelben reiſen müßten. Weil ſein Platz mit Buſchwerk umgeben war, das mit dem großen Walde zuſammen hieng; ſo begaben wir uns auf des Koloniſten Vorſchlag mit ihm auf die Jagd, wo wir zwar viel Spuren von Tigern und Leoparden antrafen, von denen uns aber kein einziger zu Geſichte kam, indem ſie gewöhnlich des Tages über, in dicken unwegſamen Gebüſchen und Felſenhöhlen liegen, aus denen ſie erſt gegen Abend hervorkommen und die Nacht über auf ihren Raub ausgehen. Wir konnten demnach auf weiter nichts, als auf die rothen Böcke Jagd machen, von denen wir auch drey, nebſt einem Schakal nach Hauſe brachten, wovon der gutherzige Koloniſt einen ganzen Bock für uns braten ließ, den er uns am folgenden Morgen in friſche Blätter gepackt, mit auf die Reiſe gab.

Der Weg, den wir von dem Koloniſten Kretner durch den Wald paſſirten, wurde uns durch die vielen Dickigte, durch die wir uns erſt den Durchgang bahnen mußten, äußerſt beſchwerlich. Das einzige Merkwürdige, was ich mitten in dieſem Walde fand, war eine Spinne, in der Größe eines Sperlings, die mit den amerikaniſchen Vogelſpinnen ſehr viel Aehnlichkeit hatte. Sie war über und über rauch, wie mit Haaren beſetzt, hatte ſchwarze

und

und gelbe Streifen auf dem Rücken und ſechs Füße, die mehr denn zwey Zoll lang waren. Von Räubern bemerkten wir nicht das Geringſte, und wir kamen glücklich aus dieſem unwegſamen Walde, ohne, daß uns ein widriger Zufall begegnet wäre. Am Nachmittage paſſirten wir auch den großen Brack-Fluß, der zwar nicht tief, aber über eine halbe Stunde breit war, und gelangten endlich noch vor Sonnenuntergang auf des Koloniſten Müny Platz an, bey dem wir unſer Nachtlager hielten. Da wir aber hier erfuhren, daß wir nicht mehr als nur noch drey Tagereiſen bis an unſer verlornes Schiff hätten, ſo brachen wir mit dem Boten, der uns bis auf das nächſte Nachtquartier führen ſollte, ſchon um 1 Uhr des Morgens auf, und ſetzten unſre Reiſe nach dem Pampoer-Krahl fort. Ob wir uns gleich vorgenommen hatten, dieſen Tag einen weiten Weg zu machen, ſo konnten wir doch, wegen eines herbeyeilenden Gewitters nicht mehr, als eine Meile zurück legen, da wir denn nach dem Platz des Koloniſten Groote, eines Niederländers und ſeiner Profeſſion nach ein Hutmacher, ſo geſchwind wie möglich eilten. Kaum waren wir unter Dach und Fach, ſo fieng es ſo außerordentlich an zu regnen, daß wir glaubten, das Regenwaſſer würde uns ſammt dem ganzen Hauſe wegſchwemmen. Durch dieſen ungemeinen Regenguß, der den ſchwarzen Fluß, den wir paſſiren wollten, über die maßen angeſchwellt hatte, wurden wir beynahe drey ganzer Tage in unſerer Reiſe aufgehalten, und wir wußten während dieſer Zeit vor langer Weile nichts anders vorzunehmen, als daß wir fleißig auf die Jagd giengen. Am dritten Tage hätte ich beynahe mit dem Koloniſten bey dieſem Vergnügen mein Leben einbüßen können. Wir waren noch nicht weit in den Wald hineingegangen, wo wir uns ein wenig von einander abgeſondert hatten, als nicht weit von mir und dem Koloniſten, mit dem ich zuſammen-

men-

menhielt, von unſerer Jagdgeſellſchaft ein Schuß geſchah, worauf in vollen Sprüngen mit aufgeſperrtem Rachen ein Leopard gerade auf uns los kam, und uns mit gefletſchten Zähnen für den erhaltenen Schuß Rache drohete. Wir bewillkommten ihn zwar in der Ferne mit unſern Flinten; da wir ihm aber auch keine tödtliche Wunde beygebracht hatten, ſo wurde ſeine Wuth noch größer. Zum größten Glück ergriffen ihn, bevor er uns erreichen konnte, Grootens drey vortrefliche Hunde, die er aber auch beynahe gänzlich zu Schanden machte, ehe wir ihn in unſre Gewalt bekamen. Dieſer mir ganz unerwartete Vorfall benahm mir für dieſesmahl alle Luſt zur Jagd, und wir kehrten mit unſrer Beute unverzüglich wieder nach Grootens Behauſung zurück.

Damit wir uns ein wenig von dem gehabten Schreck erholen möchten, traktirte uns Groote mit ſeinem Wein, von dem er jährlich auf 20 Lägel an die Compagnie lieferte. Wir begaben uns noch ein wenig zur Ruhe, und brachen dann des Nachts um zwölf Uhr zur Fortſetzung und baldigen Vollendung unſrer Reiſe, wieder auf. Mit Sonnenaufgang waren wir an den Pampoer Krahl, wo wir unſrer Büffel wegen, die wir in dem hohen Graſe ſich ſatt freſſen ließen, einige Stunden anhielten, und ſodann über den ſchwarzen Fluß ſetzten, von da wir, nach der Verſicherung des Botens nicht weiter, als nur 5 Meilen nach unſerm Schiffe hatten. Am Mittage giengen wir noch über den letzten kleinen Fluß Goukom, und waren ſchon um drey Uhr des Nachmittags bey dem Koloniſten Steuerwald, bey dem wir damahls zuerſt einkehrten, als wir nach Einbuße unſres Schiffes mit leerer Hand nach dem Kap zurückgiengen. Er hatte ſich unſer Unglück zu Nutze gemacht, wie ich leicht ſchließen konnte aus einigen Fäſſern, die bey ihm auf dem Hofe ſtanden

die

die er aber gleich nach unſrer Ankunft aus Vorſicht bey Seite ſchaffte.

Er war ſehr vergnügt, da er mich und die beyden Matroſen wieder erkannte, weil er damahls bey unſrer Abreiſe, wegen der in den Wäldern ſich aufhaltenden ſchwarzen Buſchräuber, die nach ſeiner Angabe ſehr zahlreich ſeyn ſollten, gezweifelt hatte, daß wir auf dem Kap glücklich ankommen würden. Dieſen Räubern gab er auch die Schuld, daß wir wenig von Werthe mehr auf dem verlornen Schiffe finden würden.

Am folgenden Morgen marſchirten wir insgeſamt mit dem Koloniſten nach dem Schiffe und fanden auch wirklich nicht mehr das Geringſte von Wichtigkeit. Die Tonnen lagen hin und wieder zerſchlagen, das ganze Ober-Verdeck war in Stücken, die Matroſenkiſten erbrochen und geplündert, die Pulverkammer aber, in der wir über 100 Centner liegen hatten, weil uns der Capitain des Schiffes Sydon, der eine Rebellion bey ſich vermuthete, nur allein 60 Centner übergeben hatte, noch ganz unangetaſtet. Weil nun hier nichts mehr vorhanden war, das der Compagnie einigen Vortheil verſchaffen konnte, ſo verließen wir das Schiff, giengen wieder mit H. Steuerwald in ſeine Behauſung und ich bereitete mich mit dem Doktor Heudel und den beyden Matroſen, die meine Reiſegeſellſchafter ſeyn wollten, zu meiner Reiſe nach Aegypten vor, zu der mir von dem Oberſten Gordon und dem Lieutenant Müller bey der Compagnie Erlaubniß ausgewirkt worden war. Der Lieutenant Wüling gab mir ſein übriges Geld, das er noch auf dem Wagen liegen und zu ſeiner Rückreiſe nicht nöthig hatte; Herr Steuerwald überließ uns zwey Packochſen, beſorgte getrocknete Fiſche und etwas geräuchertes Fleiſch, und ver-

verſchaffte uns zwey Hottentotten zu Boten und Dienern, die in Cooks Krahl zu Hauſe waren, und denen wir des Monats 2 Piaſter, und noch überdieß 20 Piaſter zur Belohnung verſprachen, wenn ſie die ganze Reiſe über bey uns bleiben würden.

Ende des zweyten Theils.

G
560
.T3
1774
t. 2

410314

13193